This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

C. BUNDI
BEVERS.

C. BUNDI
BEVERS.

Die helvetische Gesellschaft.

Die

Helvetische Gesellschaft.

Aus den Quellen dargestellt

von

Karl Morell,
Privatdozent.

Winterthur.
Verlag von Gustav Lücke.
1863.

Ziegler'sche Buchdruckerei in Winterthur.

Vorwort.

Diese Blätter haben die Bestimmung, eine noch ziemlich unbekannte Erscheinung, welche für die neuere politische und Kultur-Geschichte unseres Vaterlandes von großer Bedeutung ist, in ihrem eigenthümlichen Charakter und in ihren Leistungen vorzuführen. Diese Arbeit ist zugleich ein Versuch, in die innere Werkstätte der politischen Entwicklung unserer Nation einzuführen, wie sie besonders im 18. Jahrhundert der großen Umwälzung bahnbrechend vorausging. Ein solches Unternehmen mußte um so mehr anziehen, als es bei ernster Anhandnahme eine Fülle von Gestalten und Bestrebungen erschloß, die vollkommen geeignet sind, auch auf die scheinbar trostlose Zeit der Herrschaft der Aristokratie mildernde und versöhnende Lichter zu werfen. In welcher Weise dieß der Fall ist, mag das Buch selbst lehren.

Wie aber die helvetische Gesellschaft des 18. Jahrhunderts in unausgesetztem Geisteskampfe jene Ideen zum Gemeingute der Nation machte, welche der politischen Umwälzung so gründlich vorarbeiteten, wie ihre Mitglieder uns deßhalb als Vorläufer jener Zeit erscheinen, deren Bestrebungen freilich erst in unsern Tagen Erfüllung fanden, so sei es auch dem jüngeren Geschlechte vergönnt, ein genau und liebevoll prüfendes Auge auf jene

Männer des 18. Jahrhunderts zu werfen. Wir lieben es ja eben so wenig als sie, uns auf die Tabula rasa der politischen Abstraktion zu stellen, sondern freuen uns, in unserm besten Thun und Streben an eine würdige Vergangenheit geistig anknüpfen zu können.

Zürich, Oktober 1862.

Karl Morell.

Inhalt.

		Seite
	Vorwort.	
I. Buch.	Kritische Vorboten.	
	1. Das Patriziat und die öffentliche Meinung	3.
	2. Die „Heutelia"	30.
	3. Johannes Grob	64.
	4. Doktor Scheuchzer	99.
	5. Albrecht Haller	111.
	6. Beat Ludwig Muralt	130.
	7. Die Sittenmaler	142.
	8. Geistige Regungen auf katholischer Seite	156.
II. Buch.	Die helvetische Gesellschaft des 18. Jahrhunderts.	
	1. Patriotische Träume	169.
	2. Die patriotischen Freunde	184.
	3. Die Entstehung und das erste Aufblühen der helvetischen Gesellschaft	195.
	4. Pädagogische Bestrebungen	224.
	5. Politische Anregungen und Richtungen	250.
	6. Militärische und gemeinnützige Anregungen	292.
	7. Anregungen auf idealem Gebiete	300.
	8. Nach Schinznach!	324.
	9. Kampf und Sieg	342.
III. Buch.	Die helvetische Gesellschaft des 19. Jahrhunderts.	
	1. Die Gesellschaft der Mediationszeit	365.
	2. Die Gesellschaft der Restaurationsperiode	381.
	3. Die helvetische Gesellschaft und die Bundesreform (1831—1848)	399.

Erstes Buch.

Kritiſche Vorboten.

1. Das Patriziat und die öffentliche Meinung im 18. Jahrhundert.

Der Toggenburgerkrieg und die ihn abschließenden Friedensverträge hatten einen tiefen, gegenseitigen Groll in den Gemüthern zurückgelassen; die Furie des Religionskrieges, dieses entsetzlichsten aller Bürgerkriege, war wohl gebändigt durch die überlegene Kraft der beiden großen Aristokratien Bern und Zürich; die Niederlagen und Verluste, welche die katholischen Kantone erlitten hatten, führten jedoch eine Erbitterung auf ihrer Seite herbei, welche die seit der Reformation eingetretene Spaltung zu einer vollständigen Trennung führen zu wollen schien, ein Nachtheil, welcher, der Kraftentwicklung und Machtzunahme der protestantischen Kantone gegenüber, schwer drückend in die Wagschale des Schicksals unseres Vaterlandes fiel. War schon der bisherige Bund äußerst locker gewesen, so drohten nun die letzten schwachen Fäden zu zerreißen, welche die alte Eidgenossenschaft zusammenhielten. Zwar fanden noch immer dürftige Beziehungen zwischen den getrennten Lagern statt; bei der vollständigen innern Entfremdung der konfessionellen Parteien war jedoch die offizielle Ueberschrift in den gegenseitigen spärlichen Zuschriften mit ihren „getreuen lieben Eidgenossen" längst zu einer hergebrachten Kanzleilüge herabgesunken. Denn sowohl in den Beziehungen nach Außen als in den innern Zuständen war die Zerklüftung in Erscheinungen zu Tage getreten, welche den beinahe vollständigen Bankerott schweizerischen Gemeingeistes auf's Traurigste beurkunden.

Wie bekannt hatten sowohl die katholischen als die reformirten Kantone mit sehr wenigen Ausnahmen kapitulationsmäßig geworbene Truppen im französischen Dienste und dieser Söldnerdienst war beinahe das Einzige, was Aristokratien und Demokratien zu gemeinsamem Handeln bewegen konnte. Die agressive, eroberungslustige Politik Ludwigs XIV., sowie die feindliche Stellung, welche dieser ächte Repräsentant des modernen Absolutismus dem Protestantismus gegenüber einnahm, hatten jedoch die reformirten Aristokratien der Schweiz zu einer nähern Verbindung mit dem protestantischen Norden Europa's geführt, ein Verhältniß, dem die Uebertragung Neuenburgs an Preußen das Siegel aufdrückte. Das Mißvergnügen, welches Frankreich darüber empfand, entlud sich denn auch in einer Kette von Intriguen, deren letzten Ring der Abschluß eines Separatbündnisses zwischen Frankreich und den katholischen Kantonen, des sogenannten Trucklibundes, bilden sollte, in welchem den katholischen Kantonen die Restitution jener Herrschaften zugesichert wurde, welche in Folge des Toggenburgerkrieges an die reformirten Kantone abgetreten worden waren. Wie der französische Gesandte du Luc den Ausbruch des Krieges herbeiführen half, und dabei das Mittel nicht scheute, seine Gunstbezeugungen durch reichliche Champagnerlieferungen flüssig zu machen, um seine guten Freunde, die Katholiken, bewirthen zu können, die er bei diesem Anlaß kurzweg »grands animaux« nannte,[1] wie der gleiche du Luc diesen Katholiken den Köder der Restitution hinhielt, um ihr beschränktes Interesse an dasjenige Frankreichs unauflöslich zu binden, alle diese verborgenen Minengänge der französischen Politik hat eine eben so mühsame als unverdrossene Quellenforschung vollständig aufgedeckt. Indem der französische Gesandte dann beim Scheitern des Kriegsglückes der Katholiken in die heuchlerische Klage ausbrach, „er habe Alles angewendet, die Katholiken von Ergreifung der Waffen abzuhalten",[2] be-

urkundete die französische Diplomatie die gleiche Doppelzüngigkeit, welche sie im Bauernkrieg an den Tag legte, da sie einerseits den Regierungen ihre besten Dienste anbot und gleichzeitig ihre lieben und guten Freunde, die Bauern, einlud, auf Frankreich zu vertrauen, ein falsches Spiel, von dem auch unsere allerneueste Geschichte schöne Dinge zu erzählen weiß und das wie ein rother Faden durch alle Jahrhunderte unserer Geschichte hindurchgeht, seit die Schweiz in eine nähere Verbindung mit Frankreich getreten war.

Obwohl viele einsichtige Köpfe in den reformirten Aristokratien den schädlichen Einfluß kannten, den die französische Politik schon seit so langer Zeit und besonders im Beginn des 18. Jahrhunderts auf das Schicksal der Schweiz ausübte, hinderte diese Erkenntniß die Regierungen nicht, das alte Dienstverhältniß, wie es durch die Militärkapitulationen geboten wurde, beizubehalten und dessen goldene Früchte einzuziehen. Selbst Kantone wie Zürich und Glarus, die lange Zeit jede Verlockung mannhaft abgewiesen hatten, wurden im Laufe des Jahrhunderts von der allgemeinen Krankheit ergriffen und gestatteten französische Werbungen. Das selbstsüchtige Interesse der regierenden Kaste, welcher der Löwenantheil an dem Gewinne zufiel, der aus dieser Quelle floß, überwog die patriotische Rücksicht, welche sie bisher von der Annahme dieses Danaergeschenkes zurückgehalten hatte, und in den Rathssälen der Aristokratien erhob sich kein Bürgermeister Wettstein mehr, um die Unschlüssigen mit dem Flammenschwerte eines mächtigen Wortes von dem Abgrunde zurückzuhalten, dem das Patriziat langsam aber konsequent entgegenschritt.

Der gleiche Mangel patriotischen Gemeinsinns zeigte sich nach dieser Richtung im 18. Jahrhundert bei den Demokratien, nur mit dem Unterschied, daß, während die fremden Bestechungen zum Zwecke des Söldnerhandels in den Aristokratien nur auf Einzelne, wenn auch auf viele Einzelne vertheilt wurden, sie

hier massenhafte Anwendung fanden und jeder einzelne Landmann mit der glänzenden Aussicht gelockt wurde, sich selbst oder seinen Sohn an der Spitze einer Kompagnie zu sehen. Zuweilen wurde auch dem souveränen Volke eine Handvoll Thaler hingeworfen oder der demokratische Souverän nahm sich selbst die Freiheit, einen Theil jener Summen sich anzueignen, die in die Kassen einzelner von Frankreich begünstigter Mitbürger geflossen waren. Während so der konfessionelle Hader fortwucherte und die Restitutionsfrage wie ein unheimliches Gespenst über den Häuptern Aller hinzog, mächtig genug, um das verborgene Mißtrauen bei den geringsten Anlässen in helle Flammen auflodern zu lassen, strebte jeder Kanton in selbstsüchtiger Beschränktheit nach den Gnadengeschenken des Auslands, und die Geldtruhen Frankreichs bildeten fast den einzigen Ort, wo schweizerische Hände sich damals friedlich begegneten.

Daß unter solchen Umständen die ohnedieß ziemlich lockeren Bundesinstitutionen nicht geeignet waren, eine feste Einheit des Bundes nach Außen und Innen herbeizuführen, lag schon in der Natur der Verhältnisse und ward durch das Schicksal der damaligen Bundesinstitutionen, als deren hauptsächlichste wir das „Defensionale" und die „Tagsatzung" hervorheben, bestätigt.

Das „Defensionale" oder die Wehrverfassung der alten Schweiz war ein Kind der Noth des dreißigjährigen Krieges, um nach dem Verschwinden derselben wieder gleichgültig liegen gelassen zu werden. Der Entwurf desselben fiel in das Jahr 1629, die Ausführung fand jedoch erst 1668 bei einem weitern Nothfalle, dem Einbruch der Franzosen in die Franche-Comté statt. Obwohl die Beiträge der Kantone an Mannschaft ꝛc. sehr gering waren (stellte doch das große Bern, zu dem damals Waadt und Aargau gehörten, zum ersten Auszuge nur 2000 Mann, das starkbevölkerte Zürich nur 1400 Mann, die kleinen katholischen Kantone je nur 400 Mann ꝛc.), so machten doch verschie-

dene Kantone schon in den ersten Jahren unter religiösem Vorwande von dieser kleinen Verpflichtung willkürlich sich los. Und noch am Schlusse der aristokratischen Zeit, als in Folge der räuberischen Angriffskriege der französischen Republik die Nordgrenze der Schweiz von den französischen wie von den Truppen der alliirten Mächte ernstlich bedroht war, kostete es außerordentliche Mühe, nur die kleine Schaar von 1400 Mann zusammenzubringen, um das bedrohte Basel auch nur einigermaßen zu schützen.

Nicht besser sah es mit den gemein-eidgenössischen Tagsatzungen aus, die in der zweiten Hälfte des 17. und ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu ziemlich zwecklosen Zusammenkünften herabgesunken waren. In allen wichtigen Fragen hatten die konfessionellen Parteien schon so ganz ihre fertige Stellung eingenommen, daß die sogenannten gemein-eidgenössischen neben den konfessionellen Sondertagsatzungen zu relativer Bedeutungslosigkeit herabgesunken waren. Sagt doch schon der Verfasser einer im Jahre 1658 erschienenen, allerdings satyrisch und polemisch gefärbten Darstellung der schweizerischen Zustände seiner Zeit[3] von den Tagsatzungsabgeordneten der katholischen Kantone, „daß sie täglich, ehe sie die Comitia besuchen, unter dem Schein des Gottesdienstes zusammenkommen und mit einander rathschlagen, wie sie sich gegen die Evangelischen verhalten sollen und wollen und mit Bescheidt begegnen." Und an einer andern Stelle sagt der gleiche Verfasser geradezu: „Es ist daselbst (an den Tagsatzungen) die größte Kunst, daß einer den andern mit guten Worten bei der Nase könne führen, welches die Katholischen besser können als die Evangelischen, nicht zwar für sich selbst, da sie nicht subtiler seynd, als die Evangelischen, sondern durch Anleitung der fremden Gesandten, die bei ihnen residiren, sonderlich aber auch der Mönche, die man Corvinos,*) von der

*) Die Jesuiten.

schwarzen Farb und wegen andern Qualitäten also nennt, als welche in solchen Künsten die allersubtilsten seynd.“

Zu dieser innern Zwiespältigkeit, welche, sorgfältig unterhalten durch die französische Diplomatie besonders zur Zeit Ludwigs XIV., seit dem Toggenburgerkrieg in eine vollständige Trennung der katholischen von der reformirten Schweiz auszuarten schien, kam noch der überaus schwerfällige, schleppende Gang der Geschäfte an den Tagsatzungen, welchem, hierin dem deutschen Reichstage wie in vielem Andern sehr ähnlich, eine rasche, gründliche Erledigung der Geschäfte schon deßhalb unmöglich war, weil die Gesandten der Kantone in den meisten Fällen nur zur Anhörung der zu behandelnden Fälle und zur Berichterstattung an ihre Regierungen (ad audiendum et referendum) befugt und immer an die Instruktionen derselben gebunden waren. Zudem wurden die endlich mit aller Mühe und Noth vereinbarten Beschlüsse so wenig als für alle Stände verbindlich angesehen, daß einzelne Kantone mit aller Ruhe und Bequemlichkeit der Durchführung derselben sich widersetzen konnten, mochte deren Wichtigkeit für das gemeine Wohl auch ganz augenscheinlich sein. In dieser Weise zogen sich die meisten Angelegenheiten durch eine Reihe von Tagsatzungsberathungen hin, um endlich in allgemeiner Ermüdung ganz fallen gelassen zu werden.

So unselbstständig und zusammenhanglos die Schweiz in dieser Beziehung dastand, so *engherzig* war ihre *innere Politik*, und das *vollständige Aufgehen des Gemeingeistes in Partikularinteressen* zeigt sich hier in eben so traurigen Erscheinungen. Nicht nur durch das öffentliche, sondern auch durch das Privatleben zog sich jene Entzweiung, welche durch die Reformation begonnen und durch den Toggenburgerkrieg zum Abschluß gebracht ward. Reformirter wie katholischer Fanatismus hatten geholfen, die Flamme des Bürgerkrieges anzuschüren. Die Jesuiten zogen in den katholischen Kantonen herum und

steigerten mit ihren sinnbethörenden Missionen den religiösen Eifer des Volkes zu wahnsinniger Wuth, und der reformirte Antistes Klingler predigte von der Kanzel herab: „Die Philister haben mit Tyrus, den Amalektikern und den Kindern Loths ein Bündniß geschlossen, Israel im Toggenburg zu zerstören, und wir lassen feigerweise das Schwert in der Scheide ruhen, das der Herr zu dessen Schutz uns anvertraut." Ehen zwischen Katholiken und Reformirten waren noch bis zum Ende des Jahrhunderts in den reformirten Aristokratien durch Staatsgesetze mit den härtesten Strafen bedroht[5] und nicht fern waren die Tage, da selbst der unschuldige Gregorianische Kalender als ein Werk des Papstes von keinem reformirten Kanton gebraucht wurde. Die Demokratien hielten sich scheu von den Städtekantonen fern und auch die letztern schlossen sich egoistisch gegen einander ab, nicht ohne einen gewissen Neid gegen das stolze, mächtige Bern, was ihnen wenigstens einen negativen Vereinigungspunkt gab. Es muß übrigens wohl in's Auge gefaßt werden, daß sowohl in den Familienaristokratien, in welchen eine gewisse Anzahl Familien die politische Macht an sich gezogen hatten, wie in den eigentlichen Städtearistokratien, in welchen die in politische Zünfte eingetheilte Bürgerschaft Antheil am Regiment hatte, der alte historische Adel einen ganz verschwindenden machtlosen Faktor bildete. Der Gegensatz dieser neuern, aus dem Bürgerthum herausgewachsenen Aemteraristokratie gegen den historischen Adel zeigt sich stärker oder schwächer in den Verfassungen aller aristokratischen Kantone; nirgends aber fand er sich, analog den heftigen Kämpfen im Mittelalter, schärfer ausgeprägt als in der städtischen Aristokratie Basel, wo die Edelleute gesetzlich vom vollen Bürgerrechte ausgeschlossen waren, wogegen der Zunftzwang und die burgerlichen Privilegien dort auf's Höchste gesteigert wurden. Aber auch in der Familienaristokratie Freiburg hatte der historische Adel als solcher eine nicht viel günstigere Stellung und

Bern besaß um die Mitte des 18. Jahrhunderts nur noch sechs solcher Adelsgeschlechter.[6]

Die Anfänge dieses neuen Patriziats, hervorgegangen aus der Selbstergänzung der Behörden, reichen, analog mit der monarchischen Entwicklung Europa's im Gegensatz gegen den Feudalstaat, tief in das 16. Jahrhundert hinein und stehen im Zusammenhang mit der Abschließung der Burgerschaften und der Einführung des Auflagensystems, Erscheinungen, die ebenfalls schon im 16. Jahrhundert zu Tage treten, um dann, allmälig weiter ausgebildet in den langen Friedenszeiten und erstarkt im siegreichen Kampf mit den unorganisirten Massen des Landvolks, beim Anfange des 18. Jahrhunderts als allein herrschende Macht dazustehen, deren innere Politik im Wesentlichen darauf sich beschränkte, diese ihre Macht mit eifersüchtiger Aengstlichkeit oder gewaltthätiger Rücksichtslosigkeit zu behaupten. Allerdings darf diese Erscheinung, welche ebenfalls ihre vereinzelten Lichtpunkte besitzt, nicht absolut, d. h. vom Standpunkte unserer modernen, demokratischen Begriffe beurtheilt werden. Und Rousseau mit seiner »vieille fripe-rie des droits de l'homme«, wie die kühnen Ideen des genialen Mannes von aristokratischer Seite bezeichnet wurden, trat überhaupt erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auf. Doch vor ihm machte sich aus den Reihen der Aristokratie heraus eine Anfangs schüchterne, aber immer weiter greifende Kritik gegen das bestehende System und dessen unheilvolle Konsequenzen geltend. Man braucht nur jene Mittel in's Auge zu fassen, deren die alte Aristokratie sich bediente, um ihre Macht durch Niederhaltung einer kräftigen Entwicklung der öffentlichen Meinung zu stützen, und das Urtheil von Zeitgenossen jener Maßregeln zu vernehmen, um innerhalb dieses enggezogenen Kreises zu einer unbefangenen, auf Thatsachen ruhenden Kritik des herrschenden Systems zu gelangen. Der folgenden Auseinandersetzung muß ich jedoch die Bemerkung vorausschicken,

daß es hier nicht um eine Schilderung des Gesammtcharakters jener Zeit sich handelt, sondern wesentlich um eine Nachweisung jener Elemente, welche auf den Zustand des öffentlichen Geistes jener Zeit bestimmend einwirkten und die Haltung der Aristokratie gegenüber der Entwicklung einer öffentlichen Meinung und einer Kritik des Bestehenden charakterisiren.

Es hängt mit dem zu einer vollständigen Oligarchie entwickelten Charakter des patrizischen Regiments auf's Innigste zusammen, daß in den Wahlen der reinste Nepotismus herrschte und zugleich, besonders in jenen Aristokratien, wo die Aemter die hauptsächliche Erwerbsquelle bildeten, eine unwürdige Bestechungsmethode eingerissen war, für welche der technische Ausdruck „Praktiziren" gebraucht wurde. Zwar mußten die Mitglieder der sich selbst ergänzenden Räthe einen feierlichen Eid darauf ablegen, bei ihren Wahlen nur das Wohl des Vaterlandes im Auge zu haben. Wie es aber in Wahrheit aussah, wie diese Eidesleistung zu einer inhaltslosen Formel herabgesunken war, darüber gibt uns folgende Stelle aus einem Memorial der Basler Geistlichkeit von 1720[7] genaue Auskunft, wie auch über die Art und Weise dieses Praktizirens.

„Ungeachtet dieses schwären Eides geht das Praktiziren fort, als wann da gar kein Eid nicht statt hätte, ungeacht dieses schwären Eids werden, sobald etwas ledig, die bestellten Jagdhünd, wie es Jedermann sehen kann, ausgesendet; man lauft, man rennt, man recommandiret, man verspricht, man dräuet, man isset, man trinket auf die vacirende Aemter hin, man gibt und nimmt eben als wann auf dem Rathhaus oder auf den Zünften kein Eid zu schwören wäre. — Ungeacht dieses schwären Eids wird zu Haus alles bestellt, der Schwächere wird durch Verheißungen und Dräuungen dahin gebracht, daß er dem Stärkeren cedire; wann dann die Pratique völlig geschmiedet, wann alles abgeredt und ausgezirklet ist, so kommt man zusammen, fallt

auf seine Knie, thut einen theuern Eid zu Gott, daß man als für seinem Angesicht ohne alles fleischliche Absehen sein Gewissen beobachten und dem Tauglichsten seine Stimme abgeben wolle. Ungeachtet des theuern Eids hört man auf allen Gassen von weiß nicht wie großen Geldsummen, welche den seine Dignität, den seine Rathsstelle, den sein Sechserthum, den ein ander Amt oder Dienst gekostet; die Haut sollte Einem schauern und alle Haar zu Berg stehen, wann er gedenket, wie der theure Eid, den man bei so vielen Bestellungen hochheilig schwöret, so gräulich und entsetzlich schon von langer Zeit hero ist übertreten und profaniert worden."

Mit aller Kraft wird nun von den würdigen Herrn darauf gedrungen, daß abgeschafft werde „dieß Praktiziren, das (wie sie sich ausdrücken) unser Regiment bald in Faktionen zertheilet, bald in eine einem freien Eidgenossen fast unerträgliche Oligarchiam verwandelt; das Praktiziren, das fast alle Vertraulichkeit unter der Burgerschaft aufhebt und alles mit Mißtrauen und Eifersucht erfüllt, daß fast alle eidgenössische Redlichkeit, Treu, Aufrichtigkeit, Einigkeit und Tapferkeit aus unserer Stadt und fast alle Gottesfurcht, christliche Demuth, Bescheidenheit und Liebe, ja alles Christenthum aus unsern Herzen verbannt." [8]

Das ist ein Wort mitten aus der Zeit heraus, dem sich noch manche andere, verwandte Stimmen von eben so unzweideutiger Seite anreihen. Wurden auch die ärgsten Mißbräuche des Praktizirens durch die Einführung der Wahlen durch das Loos beseitigt, durch welches aber die Besetzung wichtiger Stellen dem Zufall preisgegeben wurde, so blieb doch der engere oder weitere Kastengeist und seine natürliche Folge, der Nepotismus, dem selbst die schmucken berneriſchen Barettlitöchtern kein schönes Aussehen zu geben vermochten.

Um nun diese Herrschaft mit ihren Bräuchen und Mißbräuchen möglichst zu erhalten, fand ein überaus strenger Druck auf

die leiſeſten Regungen jeder Kritik über die beſtehenden Zuſtände ſtatt, und vor Allem war es Bern, welches mit dem abſchreckenden Beiſpiele voranging. Dort herrſchten ſo ſtrenge Cenſurbeſtimmungen,[9] daß die Buchhändler angehalten waren, den aufgeſtellten Cenſoren Verzeichniſſe aller Bücher einzugeben, die ihnen zum Verkauf zugeſendet wurden, welche Vorſorge ſogar auf jene Schriften Ausdehnung fand, die bei öffentlichen Jahrmärkten ausgeſtellt wurden, ſowie auf die Leihbibliotheken. Außerdem wurden von Zeit zu Zeit ſämmtliche Buchhändler, Buchdrucker und Leihbibliothekare mit allen ihren Commis, Handelsdienern und Arbeitern vor die Cenſoren gerufen und genöthigt, ein Handgelübde abzulegen, daß ſie ſich niemals gegen das Cenſuredikt verſündigen und keinen Handel mit verbotenen Büchern und Druckſchriften treiben oder begünſtigen wollten, vor allen nicht mit ſolchen, wie das betreffende Reglement von 1768 wörtlich ſagt: „wo der anverlangende Druck Unſere Obrigkeitliche Gerechtigkeiten und Rechte anſehen oder ſonſten die Regierung betreffen könnte.“[10] Der Strenge dieſer Regeln entſprach denn auch die Anwendung derſelben im Leben. Wir könnten eine lange Reihe von Büchern aufzählen, welche im 18. Jahrhundert dem ſtrengen Cenſuredikt als Opfer fielen, von der 1714 in Amſterdam erſchienenen Denkſchrift Stanyans an bis auf eine im Jahre 1791 von Kempten her angekündigte „Darſtellung der ſchweizeriſchen Verfaſſungen“.[11]

Aber auch in Zürich herrſchte, trotz ſeines viel reicher entwickelten, ſehr regen geiſtigen Lebens, faſt die gleiche engherzige Bedenklichkeit. Allgemein bekannt ſind die Leiden, welche die Sittenmaler, d. h. der junge Bodmer und ſeine Freunde, mit ihren oft eben ſo langweiligen als treffenden Satyren von Seite der Cenſur erdulden mußten, deren Strenge auf einige Zeit jedoch durch die Sendung eines halben Dutzend Zuckerſtöcke gemildert werden konnte. Weniger bekannt dürfte ſein, daß ſogar

dem Drucke von Geßners eben ſo tugendhaftem als zärtlichem „Daphnis“ von Seite der Cenſur nicht geringe Schwierigkeiten entgegengeſetzt wurden.[12] Man fand ſolche Liebesgeſchichten wenig erbaulich und die Einmiſchung heidniſcher Gottheiten ziemlich anſtößig. Ein geiſtlicher Cenſor proteſtirte gegen das Motto: »me juvat in gremio doctæ legisse puellæ«, als gegen ein Aergerniß; ein weltlicher Cenſor ließ dagegen dem Vater des Dichters ſagen, „er würde wohl daran thun, dem Sohne je eher je lieber eine Frau zu geben.“ Welche gefährliche Folgen aber eine rückſichtsloſe Kritik der Politik der ſchweizeriſchen Ariſtokratien für den verwegenen Urheber haben konnte, das bewies deutlich genug das Schickſal des unglücklichen Waſer, über den, obwohl er nichts weniger als eine reine Märtyrergeſtalt war, trotz ſeiner gemeinen Vergehen die Todesſtrafe wohl nicht verhängt worden wäre, wenn der Mann nicht zugleich Verfaſſer einiger in Schlözers Briefwechſel erſchienenen mißliebigen Abhandlungen geweſen wäre.

In voller Uebereinſtimmung mit dieſem Drucke, welcher auf alle, wenn auch noch ſo beſcheidene Regungen eines ſelbſtändigen Geiſteslebens ausgeübt wurde, war die bis in's Kleinlichſte ſich verlierende Ueberwachung des geſellſchaftlichen Lebens durch die raffinirteſte polizeiliche Bevormundung. So erſchienen in Bern im Laufe des 18. Jahrhunderts gegen zwölf Mandate, in welchen auf's Genaueſte vorgeſchrieben wurde, welche Stoffe zu Kleidern gebraucht werden durften, was für Spitzen die Näherinnen und Schneider annähen konnten und dergleichen Dinge mehr, ſo daß dieſe im ſteifſten Kanzleiton jener Zeit abgefaßten Mandate uns heutzutage ſchier als Modejournale jener Zeit dienen können. Sogar die Perüke, dieß ächte Symbol wie der Zeit ſo ihrer falſchen Größe, wurde unter polizeiliche Aufſicht geſtellt und das Prachtgeſetz von 1703[13] ſagt hierüber ausdrücklich:

„Die Perruques anlangend, so sind dieselben denen Personen, so unter zwanzig Jahren Alters begriffen, gänzlich verboten und abbestellt, ausgenommen in denen Nothfällen. Im Uebrigen sind dieselben dahin eingezielet (d. h. eingeschränkt), daß die Weltlichen, so sich deren gebrauchen, anständige, nicht zu lange Perrüquen in geziemender Maß und Bescheidenheit tragen mögen, also daß selbige vornher nicht über den Rabat hinabgehend und hinden nicht mehr als ungefähr 3 Zoll über den Mantelkragen hinunterhangend; die auf der Stirnen verhöchte, lange, geknüpfte oder hangende ärgerliche Zopfen-Perrüque aber, wie auch andere daran erscheinende Unehrbar- oder Köstlichkeiten in der Stadt zu tragen gänzlich verboten sein. Die Geistlichen und Studiosi dann, so sich auch der Perruques bedienen müssen, söllend, um sie von den politicis recht zu unterscheiden, keine andere als kleine runde Perruques tragen."

Dieser polizeiliche Fanatismus wurde so weit getrieben, daß sogar die Kappenmacher ein „Eydgelübd" ablegen mußten, den Dienstmägden keine andere als bis in's kleinste Detail vorgeschriebene Kappen zu verfertigen, ein Schicksal, welches mit Beziehung auf ihre Leistungen auch die Schuster und Friseure traf. [14]

Es muß übrigens hier als ein sehr charakteristisches Merkmal von der Ueberhandnahme des Luxus bemerkt werden, daß die späteren sogenannten Prachtgesetze viel laxer sind, als die im Anfang des Jahrhunderts ausgegebenen, indem durch das Ueberhandnehmen der neuen Moden gar Manches als erlaubt zugestanden wurde, wofür einige Jahrzehnte früher strenge Strafen angesetzt waren. Mochten die Sittenprediger *sagen*, was sie wollten, die Berner Damen und ihre regimentsfähigen Galane *thaten*, was sie wollten. Besonders unwillig wurde jedoch der Unterschied empfunden, welchen diese Kleidermandate in einzelnen Kantonen, wie z. B. in Zürich, zwischen den Bürgern der Hauptstadt und den Bauern festsetzten, nach welchen die Frauen

und Töchtern auch der reichsten Bauern gezwungen wurden, sich wie die Dienstmägde zu kleiden. Und schon 1722 bemerkte hierüber ein zürcherischer Patrizier, der damalige Landvogt zu Kyburg und spätere Bürgermeister Hans Kaspar Escher, „daß solches einen gar bösen Willen erwecke, wie denn in der That eine solche Distinktion sehr odios ist und gleichsam ein opprobrium der Landleute mit sich führt, um so mehr, als an einigen Orten Burger sitzen, die an Mittlen den Landleuten bei weitem nit zukommen.“ [15]

Eine fernere trübe Erscheinung, die jedoch mit den erwähnten Zuständen in innigster Beziehung steht und so recht ein deutlich Zeichen der pedantisch-schwerfälligen oder höfisch verderbten Sitten jener Zeit bildet, ist die polizeiliche Maßregelung des Volkslebens und die stolze Verachtung, mit welcher die Patrizier überhaupt auf das Volk und seine fröhlichen Feste herabsahen. Längst war die Zeit verschwunden, da eine Schaar fröhlicher mannhafter Gesellen einen Topf in Zürich gekochten Hirsebrei's in einem Tag nach Straßburg brachte, um den Straßburgern zu zeigen, wie rasch sie ihnen im Fall der Noth Hülfe zu bringen vermöchten. Die steife Grandezza des Patriziats konnte es nicht dulden, daß ein kräftiges, selbstständiges Volksleben frei sich entfalten konnte. Mit grimmigem Eifer griff die Polizei nicht nur ein, wo es sich darum handelte, wirklicher Unordnung vorzubeugen, sie verfolgte die harmlosesten Vergnügungen, wie das Anfingen um Weihnacht, Fastnacht und Neujahr, oder maßregelte uralte Volkssitten und Gebräuche, wie die Fastnachtfeuer, die mit den sogenannten Fastnachtsbutzen- und Masken von der streng kirchlichen, orthodoxen Regierung noch obendrein als „heidnische Gebräuche“ gebrandmarkt wurden.[16] Da zogen die Weibel, Wächter und Bettelvögte durch Stadt und Land und fahndeten auf die unglücklichen Hanswurste, welche in ihren buntfarbigen Lappen noch die letzten Reste des Volkshumors

darstellten, und strenge Buße, oft verschärft durch Einsperrung, machten dem kurzen Spaß ein rasches Ende mit lang nachwirkenden Folgen. Ganz besonders war aber das Tanzen verboten und die Ueberschreitung dieses Verbots mit schweren Strafen belegt. Mit den armen Spielleuten wurde dagegen eine unangenehme Carousselbewegung vorgenommen, in der offiziellen Sprache „Trüllen" genannt.[17] Auch die alten Volkslieder fielen als einfältig oder unzüchtig in den Bann der Aristokratie, weßhalb das Volk, das doch singen mußte, an vielen Orten darauf verfiel, beim vollen Humpen Kirchenlieder anzustimmen, die dann in ihrem langsam schleppenden Rhythmus nicht besonders gut zu der erhöht heitern Stimmung und dem rasch kreisenden Blute paßten. Und so weit kam es mit dieser grämlichen oder vornehm blasirten Verachtung frohkräftiger Volkslust, daß sogar ein Geistlicher, der eben so würdige als joviale Pfarrer Stalder von Escholzmatt, darüber in die bittersten Klagen ausbrach und die Helvetische Gesellschaft beschwor, der alten Volksfeste sich anzunehmen.

Auch gegen diese pedantische Bevormundung des Volkslebens erhob Hans Kaspar Escher, der obgleich so ganz Patrizier, daß er alte Volksrechte, welche noch in der Erinnerung des Volkes fortlebten, auf die obrigkeitliche Mühle überzuleiten suchte, dabei zugleich ein tüchtig gebildeter, sehr verständiger und durchaus humaner Mann war, seine Stimme.[18] So sagte er unter Anderm:

„Durch die oberkeitlichen und sogenannten Buß-Mandat sind unsern Landleuten alle öffentlichen Recreationes verboten, da doch bei öffentlichen Versammlungen selten etwas Schandbares vorgehet und Societas Civilis et ejus harmonia dadurch mehr geäuffnet als verletzt wird. Weil man aber dieses nit fasset und das öffentliche Tanzen, Kegeln, die Kilbinen und andere dergleichen Lustbarkeiten den jungen Leuten gänzlich will verboten haben, suchen sie heimliche Lust, sitzen in Schläufwinkel zum

Spielen, treiben allerlei Leichtfertigkeiten in Kammern, Hölzeren ꝛc., saufen sich voll; bei müßigen Tagen sitzen die Alten zusammen und vertreiben die Zeit mit Lügen, Hinderreden ꝛc., dadurch das junge Landvolk übel verderbt und sonderbar bei jungen Leuten gar viel ohnzeitige, sie in äußersten Ruin stürzende Ehen veranlaßt werden. Hieran sind eine große Schuld die Herren Pfarrer, welche in den Synodis bei Vorbringung der Gravaminum dergleichen Verbote an M. Gn. Herren begehren und vermeinen, darbei einen gottseligen Eifer zu bescheinen. Weil nun freilich besser wäre, Jedermann würd' nichts thun als beten und arbeiten, anbei alle Lust der Welt meiden, widerspricht ihnen Niemand gern, sonderbar da die Last nit auf den Legislatoren, sondern auf die Landleute kommt und also ist man mit dergleichen Mandaten freigebig. Ob solches aber nützlich und recht seie, werden folgende Reflexiones aufheitern. Insgemein was bei geringer Geldbuß verboten wird, truckt nur die armen Leut, die Reichen kehren sich wenig daran. Das Trinken in Wirthshäusern am Sonntag, Tanzen an Hochzeiten und Brautmählern ꝛc. wird durch die Mandat in der Stadt nit verwehrt; nur der arme Bauersmann muß sich zwingen lassen. Geistliche und weltliche Herren auf dem Lande trinken täglich Wein, halten ihre Zusammenkünfte, mehrentheils auch an den Sonntagen; ihren Kindern sind erlaubt allerhand Recreationes. Wie es darbei oft zugehe, ist bekannt. Dem Landvolk ist es nit verborgen. Aber wann ein mühseliger Hausvater, Bauernsohn oder Knecht, der die ganze Woche keinen Moment zu seiner Recreation übrig hat, auch keinen Wein stehet, an den Sonntagen nach der Predigt ein Maß Wein im Wirthshaus trinket, oder mit seinen Coetaneis die oder diese Recreation vornimmt, oder an Hochzeiten oder an andern Jahrestagen tanzet ꝛc., muß er angesehen werden als ein heilloser Mann und das Gelt, daraus er sollt Brod kaufen, der Obrigkeit zu Buß bezahlen."

Vortrefflich zieht Escher in folgenden Worten die Konsequenz, welche dieser Druck auf die patriotische Gesinnung der Landleute ausüben mußte: „Es wird auch durch dergleichen Verbott den jungen Leuten viel Muth, item Lust und Liebe zum Vaterland benommen; sie urtheilen, in andern Landen sei mehr Freiheit als bei uns. Sie werden dadurch nit tugendhaft gemacht, sondern nur arglistig ihre Fehler zu bedecken und gleichsam verleitet zu Schanden. Die Gelüst sind wie ein Wasser, das auf einen Acker fließt; wenn man ihm öffentliche Furren macht, fließt es ohne Schaden vorbei, aber wo keine Furren sind, syget alles in die Erde und verderbt die Saat. Ein frischer, freier Muth ist auch moraliter allezeit besser, als ein verschlagenes, schalkhaftes Herz, welches durch allzustrengen äußerlichen Zwang gemeinklich in dem natürlichen Menschen erweckt wird. Wer den bösen Effekt des gezwungenen Klosterlebens erkennt, der wird diesem Beifall geben. Nach dem magis et minus sind unsere Mandat den Mönchsreglen zu vergleichen."

Indem Escher noch anführt, daß die Israeliten, Perser, Griechen, Römer und auch die alten Eidgenossen „gar viele Freuden und öffentliche Lustbarkeiten gehabt", wodurch bei Letztern „die Liebe zum Vaterland und ein gutes Vertrauen gegen einander nit wenig befürdert worden", bemerkt er noch mit direkter Beziehung auf die orthodoxe Geistlichkeit jener Zeit: „Selbst unsere sonst eifrigen Reformatores sind in diesen Punkten gar nit superstitios und so streng gewesen, als man jetzt ist. Oeffentliche Lustbarkeit beschädiget fürwahr Niemand, weder an Ehre, Leib noch Gut. Daß unsere Zürichbietler minder aufgeweckt und auch in Kriegen nit so munter als andere Eidgenossen, kommt nit wenig har von ihrer mönchischen Lebensart, darzu die Mandat sie zwingen." [19]

Es leuchtet ein, daß diese vom obrigkeitlichen Olymp auf das Volk niederfallenden polizeilichen Donnerschläge eine immer zu-

nehmende Entfremdung der bürgerlichen Klassen begünstigen mußten, welche Entfremdung in den vielfachen Vorrechten des Patriziats in bürgerlicher wie politischer Beziehung ihren weitern und hauptsächlichen Grund hatte. So stolz der nicht regimentsfähige Burger einer Hauptstadt auf den ansäßigen Handwerker oder Bauer herabsah, so stolz behandelte der Patrizier diesen sogenannten mindern Burger. Besonders waren es die Familienaristokratien, in denen der Hochmuth vorzüglich der jungen Patrizier große Erbitterung erzeugte und ernste, laute Stimmen des Tadels hervorrief, während in den Städtearistokratien die gewaltthätige Beherrschung von Handel und Fabrikation nicht nur das Landvolk erbitterte, sondern selbst die Indignation und oppositionelle Neigung humaner Patrizier, wie z. B. des jungen Escher von der Linth und Anderer weckte. Nicht nur in politischer Hinsicht, sondern fast nach allen Seiten des Lebens genossen die Patrizier aller Arten Vorrechte. Ihnen war allein die Jagd erlaubt, hohe und niedere, sie durften Tanzabende halten, wenn es ihnen beliebte, die Luxusmandate hatten für sie Ausnahmen über Ausnahmen und selbst wenn ein Patrizier gegen die Staatsgesetze sich verging, waren exzeptionelle Strafen für ihn vorhanden, die in schwereren Fällen höchstens zu einer Verbannung auf ein Landgut oder in ganz schlimmen Fällen zu einer im Stillen angeordneten Entfernung aus der Heimat sich steigerten. Allerdings verursachte die sorgfältige wissenschaftliche Bildung des jungen Zürcher-Patriziers auf Akademien, fremden Hochschulen und auf Reisen, sowie die Gewohnheit eines geregelten Lebens mit sofortiger Betheiligung am Staatsdienste bei seiner Heimkehr, daß in Zürich Exzesse und übermüthiges Betragen in geringerem Maße vorkamen als in Bern, wo, manche ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet, die Erziehung des jungen Patriziers, den Meiners ein Mittelding zwischen einem französischen Petit-maitre und einem ausgelassenen jungen Engländer nennt, nach über-

einstimmenden Berichten bis in's dreißigste Jahr und noch länger in fremdem Kriegsdienste oder in dem Genuß leichter gesellschaftlicher Freuden bestand. Bekannt sind die bittern Klagen, in welche der würdige, der Aristokratie treu ergebene Pfarrer Müslin in einer zu Ende des 18. Jahrhunderts von ihm herausgegebenen Flugschrift ausbrach.[20] Eine auch in tüchtigeren aristokratischen Kreisen als höchst nothwendig empfundene und endlich durchgesetzte Reform des patrizischen Erziehungswesens trat viel zu spät ein, als daß sie jenes seinem Untergange entgegeneilende Geschlecht vor gewaltsamem Ende hätte bewahren können. Und ganz gleich sah es in den übrigen Familienaristokratien aus, während die städtischen, die zugleich Handel und Industrie trieben, sich mehr dem Beispiele Zürichs näherten; ein deutlicher Beweis, welche segensvollen Früchte das größere Maß von Freiheit und Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten auch nach dieser Richtung erzeugte.

Eine treffliche, höchst wirkungsvolle Unterstützung erhielt diese bevorrechte Stellung des Patriziats durch den submissen Beistand der Geistlichkeit. Auch in dieser Beziehung waren die Zeiten längst dahin, da ein Calvin Königen Weisungen ertheilte und die höchsten zürcherischen Magistrate ehrfurchtsvoll den weisen und energischen Rathschlägen Zwingli's folgten. Ja selbst die im Beginn des Jahrhunderts ausgesprochenen Worte Stanyan's, welcher der Geistlichkeit in den städtischen Aristokratien Zürich, Genf, Basel und Schaffhausen noch große Macht den Regierungen gegenüber zuschreibt, hatten im Laufe des 18. Jahrhunderts ihre Bedeutung verloren. Auch der wissenschaftliche Glanz, welcher noch im 17. Jahrhundert die Häupter der orthodoxen Kirche schmückte, war im Verlaufe des 18. Jahrhunderts von ihnen verschwunden, um den in der Schweiz nur schwach vertretenen Repräsentanten der kritisch aufklärenden Richtung zu Theil zu werden. Die Kirche war überall die ergebene Dienerin

der Aristokratie geworden und die Predigten jener Zeit wimmeln von Ergebenheitsphrasen, von Aufforderungen zu blindem Gehorsam und von überschwänglichen Lobpreisungen der Weisheit und der Güte der von Gott eingesetzten Regierungen, sowie von Anempfehlungen, ihre zum Wohle des Landes bevorzugte Stellung heilig zu achten, mochten diese Vorrechte in der praktischen Anwendung noch so unangenehm sein. Dieß Verhältniß ähnelt sehr einem von Humboldt in der Beschreibung seiner ersten großen Reise erzählten Beispiele,[21] wo er von den Guanchen auf Teneriffa berichtet: „Die Priester dieses Volkes sprachen einst zum Könige: Achaman der große Geist hat zuerst die Edeln geschaffen und ihnen alle Ziegen in der Welt zugetheilt. Nach den Edeln hat Achaman das gemeine Volk geschaffen. Dieß jüngere Geschlecht nahm sich heraus, gleichfalls Ziegen zu verlangen; aber das höchste Wesen erwiederte (durch seine Priester), das Volk sei dazu da, den Edeln dienstbar zu sein und habe keine Ziegen nöthig." So zeigen sich die Grundverhältnisse aristokratischer Lebensformen auf allen Bildungsstufen. Die schweizerischen Patrizier ließen zwar dem Volke die Ziegen, behielten sich dagegen die Hasen und Rehe vor.

Wie aber die Geistlichkeit dem Volke den genauesten Gehorsam der Regierung gegenüber empfahl, welche Letztere jede Kritik ihrer Vorrechte und Handlungen auf's Strengste niederhielt, so hatte dagegen die Kirche an der Regierung den kräftigsten Beistand gegen jeden kritischen Versuch, der es wagte, an den Säulen der kirchlichen Orthodoxie zu rütteln. So half die geistliche Hand der weltlichen und umgekehrt und dem Volke blieb nichts übrig, als zu folgen und zu glauben.

Dafür jedoch, daß das Volk durch einige Bildung in seinem hergebrachten Glauben nicht irre gemacht werde, war auch auf andere Weise trefflich gesorgt, indem der Volksunterricht jener Zeit grenzenlos vernachlässigt wurde. Und hier sah es in den

Aristokratien wie in den Demokratien, in den katholischen wie in den reformirten Kantonen fast überall gleich schlecht aus. Noch im Jahre 1777 klagte Iselin's und Pestalozzi's edler Freund, der bernische Landvogt Tscharner (von Pestalozzi in Lienhard und Gertrud als Arner verewigt), daß die wenigsten Landschullehrer recht zu lesen, schreiben, rechnen und singen verstünden. Untersucht man aber, welche Leute zu Schulmeistern gemacht wurden, so erklärt sich, was uns heute ein Räthsel scheinen dürfte. Der gleiche Landvogt Tscharner berichtet hierüber seinem patrizischen Freunde Iselin: „Was sind unsere Dorflehrer? Meistens arme, unwissende Handwerker, die um ein geringes Gehalt, das sie nicht zu erhalten vermag, arbeiten, welchen Lehrerberuf sie daher als ein Hülfsmittel, sich besser durchzubringen, und nicht als die Hauptsache ansehen. Nicht wenig kommt es dabei auf die Empfehlung an. Den einen empfiehlt der Pfarrer, den andern der Vogt, den dritten sein Weib, den vierten seine Stube. Diese erspart der Gemeinde einen Hauszins, das Weib ist die Hebamme des Dorfes oder weiß sich sonst um die Dorfgenossen verdient zu machen; der Mann ist der Barbierer der Gemeinde, liest und erklärt die Zeitungen, oder er ist des Schulzen Freund, der ihm den Mantel trägt und ihn bisweilen (bei gewissen Anlässen) heimführt, oder er ist des Pfarrers Taglöhner und Bote. Die Gemeinde will überdieß einen Bürger und keinen Fremdling, den sie besser bezahlen und mehr ehren müßte." Nicht selten kam es auch vor, daß einem abgedankten Soldaten, mit dem man sonst nichts anzufangen wußte, die Schule als kärgliche Versorgung überlassen wurde.

Es würde uns zu weit führen, diesen traurigen Zustand in seine Einzelheiten zu verfolgen, oder die babylonische Verwirrung und Unordnung, die in solchen Schulen herrschte, zu schildern. Es genüge noch die Bemerkung, daß die Lehrmittel mit den Lehrmeistern an Untauglichkeit wetteiferten. So zählt ein amt-

liches Verzeichniß von 1750 folgende Schulbücher auf: „Berner- und Heidelberger-Katechismus, Nachtmahlbüchli, Lustgärtlein, Uebung der Gottseligkeit, Paradeysbüchlein, Wahrheitsmilch" ꝛc. Bedenkt man aber, daß der Lohn eines solchen Schulmeisters gewöhnlich nicht höher als auf zwanzig bis vierzig alte Schweizerfranken sich belief, so lag es in der Natur der Sache, daß keine einigermaßen gebildete Leute um eine solche Stelle sich bewerben konnten und daß ein Schulmeister von Bümplitz noch froh war, gleichzeitig das Amt eines Gemeindemansers versehen zu dürfen.[23]

Wenn die Aristokratien solche Beispiele aufwiesen, so ist begreiflich, daß es in den kleinen katholischen Demokratien wo möglich noch schlimmer aussehen mußte. Die unmittelbare Folge dieser Verwahrlosung war ein krasser Aberglauben, der die Köpfe dieser Hirten in dichte Wolken einhüllte. Der bekannte, zuverlässige Ebel erzählt, daß, wenn im katholischen Innerrhoden Kinder krank wurden, die Eltern selten beim Arzt Hülfe suchten, sondern Messen und Passionen lesen ließen, damit sie bald sterben möchten, auf welche Art eine Menge Kinder starb, die leicht hätten erhalten werden können. Der Grund jenes unnatürlichen Wunsches lag in dem Glauben, daß die Kinder als unschuldige Wesen geradewegs in den Himmel stiegen. Dieses Vorurtheil war in den Gemüthern so festgesetzt, daß es Mütter gegeben hat, welche den Kindsmord für eine verdienstliche Handlung hielten. Bei dem Tode kleiner Kinder sah man deßhalb höchst selten Thränen fließen; im Gegentheil man freute sich, alle Welt gratulirte und es hieß allgemein: „Du hast nun einen Engel im Himmel oben."[24]

Aehnliches kam übrigens auch in den reformirten Kantonen vor. Das Jahr 1780 sah in Glarus noch eine Hexenverbrennung und die reformirten Bernerbauern gaben den Kapuzinern in Solothurn eben so viel für ihre Künste an Mensch und Vieh zu verdienen, als ihre katholischen Standesgenossen.

So sah es mit dem aristokratischen Regiment des 18. Jahr-

hunderts und seinen Wirkungen im Volke aus. Wir wollen nicht den Stab über dasselbe brechen, — aber daß eine solche, rein auf das Vorrecht einer gesellschaftlichen Klasse gegründete Regierungsweise den politischen und humanen Anforderungen der neuen Zeit nicht mehr genügen konnte, ist klar.

Allerdings fehlte es auch im 18. Jahrhundert innerhalb der aristokratischen Kreise nicht an der Einsicht, daß Reformen stattfinden müßten, und schon im Beginn des Jahrhunderts charakterisirte in Bern die kombinirte Wahl eines Mitgliedes des Kleinen Rathes durch Loos und Stimmabgabe so recht das Schwanken zwischen aristokratischer Gewohnheit und einer gewissen Reformlust. Die Privatinteressen der herrschenden Geschlechter waren jedoch zu sehr mit dem politischen System verwachsen, als daß eine gründliche Reform der oft klar genug erkannten Uebelstände möglich gewesen wäre. Wie es übrigens mit den Reformbestrebungen auch bei freisinnigeren Mitgliedern des Patriziats aussah, darüber gibt uns das naive Selbstbekenntniß, welches der junge Nikl. Fr. von Mülinen seinem Freunde Johannes Müller beim Ausbtuch der französischen Revolution ablegte, charakteristische Auskunft*). Er schreibt im September 1789: „Ich bin von der französischen Nation entzückt, weil sie endlich den Muth und die Kraft gewonnen hat, die Ketten zu brechen, welche der Geist der Zeit unerträglich macht. Aber wenn mir als Menschen diese Revolution Vergnügen verschafft, wird die Sache ganz anders, wenn ich daran denke, daß ich Berner und Edelmann bin. Als Aristokrat muß ich befürchten, daß diese Freiheitsgährung auch bis

*) Es versteht sich, daß diese vereinzelte Bemerkung nicht ausreicht, um den Charakter von Mülinens, wie er besonders in der Mediations- und Restaurationsperiode in so achtenswerther Weise sich ausbildete, im Ganzen zu beurtheilen. Hier handelt es sich einzig um die patrizischen Reformer vor 1798 und für sie ist diese Bemerkung eben so bezeichnend, als die sogenannte Reform von 1790 selbst.

zu uns dringen und uns der Vortheile berauben möchte, welche die Berner der Weisheit und Tapferkeit ihrer Vorfahren verdanken. Also noch einmal, sollte diese Revolution, welche auch uns durch diese Ereignisse vorbereitet wird, später dazu führen, daß wir mit Deputirten unserer Unterthanen die Gewalt theilen sollten, die wir bisher allein besessen haben und wenn so aus dem Staate Bern eine wirkliche Republik entstehen sollte, ich würde, weiß Gott, ganz hübsch zu meiner Partei halten." [25] Die pomphaft ausgerufene Reform, zu welcher das bernische Patriziat endlich im Jahre 1790 sich ermannte, bestand denn auch in nichts Weiterem, als in dem Beschluß, daß die Zahl der regimentsfähigen Familien nie unter die Zahl von zweiundsiebenzig herabsinken dürfe und daß, wenn eine solche Familie ausstürbe, dieselbe sogleich durch eine andere ersetzt werden müsse. Frühere mehr oppositionelle Regungen beschränkten sich auf anonyme Flugschriften, oder wurden, wo sie einen ernsteren Charakter anzunehmen drohten, gewaltsam niedergeschlagen.

So erhielt sich der trostlose Zustand im Wesentlichen bis zum Ende des Jahrhunderts, jede höhere patriotische Regung mit steifem Formelkram und eifersüchtigem Festhalten am Hergebrachten zurückdämmend. Wohl mochte unter diesen Umständen der greise Patriot Dr. Laurenz Zellweger in die bittere Klage ausbrechen: „Ich habe mir in schwermüthigen Stunden oftmals eingebildet, daß auch in unserer Schweizerwelt nichts anderes mehr als falsche Politik, Eigennutz, Kunststreiche und Verstellung herrschen und die noch anscheinende Vertraulichkeit mehr einer angewöhnten Routine als Wirkungen redlicher Herzen zuzuschreiben und also der ächte, wahre Patriotismus schier gänzlich erloschen sei, weßhalb ich bei meinen anwachsenden Altersbeschwerden dem Tod mit Freuden entgegensah, um nicht länger Augenzeuge des immer zunehmenden Verderbens zu bleiben." [26]

Wenn aber schon, sowohl im rohen Volke als in den von

einer falschen, konventionellen Bildung angefaulten patrizischen Kreisen jeder Gemeinsinn, jedes patriotische Gefühl erloschen schien, so loderte die unsterbliche Flamme der Vaterlandsliebe außerhalb der offiziellen Welt des 18. Jahrhunderts in vielen einzelnen edeln Herzen fort. Wir haben schon auf die freilich überaus zahmen satyrischen Anläufe des jungen Bodmer und seiner Freunde aufmerksam gemacht. Einen männlicheren, kräftigeren Ton patriotischer Entrüstung schlug Haller an, der besonders in seiner Satyre über die Verderbniß der Sitten ein strenges Urtheil über die politische Verkommenheit des Patriziats aussprach. Aber langes Schweigen folgte auf diese vereinzelten Versuche. Da ertönte plötzlich ein heller Klang durch die Schweiz, der verkündete, daß die dichte Eiskruste, welche die schwache Strömung vaterländischer Gesinnung in stählernen Banden hielt, noch Sprünge bekommen konnte,[27] und bald schloß sich dem vereinzelten Rufe ein Chor von Stimmen an, der mit unendlich verstärkter Gewalt die schlummernden Geister wach rief und sie zu energischer Theilnahme am Schicksale des Vaterlandes, wie zur Arbeit einer auf friedlichem Wege zu vollziehenden Wiedergeburt desselben aufforderte. Ich meine Balthasars patriotischen Traum von den Mitteln, die veraltete Eidgenossenschaft wieder zu verjüngen, und vor Allem die Helvetische Gesellschaft, die Hauptquelle unserer nationalen Wiedergeburt.

Man würde den hochsinnigen Stiftern und Mitgliedern der Helvetischen Gesellschaft großes Unrecht thun, wenn man den Maßstab unserer politischen Vereine an diese Erscheinung legen wollte, wenigstens was die Geschichte dieser Gesellschaft im 18. Jahrhundert betrifft. Ein in modernem Sinne politischer Verein wäre zu jener Zeit einfach verboten worden. Die Helvetische Gesellschaft, die zum größten Theil aus Gliedern der aristokratischen Familien bestand, kam, was ihre oppositionelle Stellung betrifft, niemals über ihre energische Kritik der bestehenden Zustände hinaus und

nahm im Uebrigen die aristokratische Staatseinrichtung als etwas Gegebenes hin. Ihre Größe liegt in ihrem idealen Streben, den Gemeingeist und reinere Bildung an allen Orten zu wecken, die entfremdeten Gemüther einander wieder zu nähern und so nach allen Seiten hin anregend zu wirken, weßhalb diese Gesellschaft der treffliche Repräsentant des geistigen Strebens jener Zeit ist, des innern Prozesses, welcher die äußere Umgestaltung gründlich vorbereitete. Anders verhält es sich mit der Geschichte der Gesellschaft in unserm Jahrhundert, wo sie ganz den Charakter eines politischen Vereins annimmt und in ihren Verhandlungen die politische Entwicklung unseres Vaterlandes von der Mediationsperiode bis zur Einführung der neuen Bundesverfassung getreu wiederspiegelt.

Jene große Bedeutung der Gesellschaft im vorigen Jahrhundert, als einer Wiedererweckerin des Gemeinsinns und eines gesunden öffentlichen Geistes, ward schon von ihren Zeitgenossen verstanden und mit frommer Pietät von allen hellen Köpfen jener Tage respektirt, und ihr fehlte auch nicht die negative Anerkennung, daß die starren Aristokraten mit Mißtrauen und Ingrimm gegen sie erfüllt waren. Als ein Hauptmittel ihres patriotischen Strebens galt jedoch schon den Gründern der Gesellschaft das Studium unserer vaterländischen Geschichte, ein Studium, getragen von jenem ethischen Geiste, welcher den Werken eines Thukydides und Tacitus wie Machiavell's und Macauley's unsterblichen Werth verleiht, ein Studium der Geschichte, das, auf strenger, gewissenhafter Forschung beruhend, zugleich durchwärmt und belebt sein sollte von dem bewegenden Gedanken der Zeit, wie von der starken, vorurtheilsfreien Liebe für die Wahrheit, in der auch allein die ächte Vaterlandsliebe wurzelt.

Ehe wir jedoch zur Geschichte der Entstehung der helvetischen Gesellschaft und zu der Schilderung jenes Ereignisses übergehen, welches von unmittelbarem direkten Einfluß auf ihr Entstehen

war, müſſen wir eine Reihe früherer Erſcheinungen an uns vorüberziehen laſſen, in denen, wenn auch in vereinzelter Weiſe, jene Ideen und Beſtrebungen lebendig waren, welche in der helvetiſchen Geſellſchaft zu energiſcher Geſammtwirkung ſich zuſammenſchloſſen, — vereinzelte Rufe des Zornes über den geſunkenen Zuſtand des Vaterlandes oder der Sehnſucht nach kräftiger Neugeſtaltung des öffentlichen Lebens.

2. Die „Heutelia".

Wie im Leben und in der Geschichte keine Erscheinung unvermittelt auftritt, so ist dieß auch bei einer der bedeutendsten Seiten der Wirksamkeit der helvetischen Gesellschaft, ihrer Kritik der öffentlichen und gesellschaftlichen Zustände der aristokratischen Zeit, der Fall. Trotz der, jede selbständige Regung eines freieren Geistes streng niederhaltenden Censur zeigen sich schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, d. h. zu einer Zeit, da das Patriziat durch gemeinschaftliche Niederdrückung des großen Bauernaufstandes sich vollständig konsolidirt hatte, mannigfaltige Spuren selbständiger Gesinnung und klarer Erkenntniß der Uebel, an welchen die aristokratische Staatsordnung krankte und durch welche sie, trotz der verspäteten Reformversuche, endlich unterging. Diese kritischen Regungen, welche im 17. Jahrhundert schon auftauchen, ziehen sich durch die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts in äußerlich zusammenhangsloser Weise fort, bis endlich alle diese kritischen Streiflichter im Jahre 1758 in einem großen Brennpunkt sich sammelten.

Eine der bedeutendsten dieser Erscheinungen ist die schon erwähnte, 1658 gedruckte Schrift „Heutelia",[28] deren Inhalt die Beschreibung einer Reise bildet, welche mehrere Personen, Schweizer und Fremde, durch einen Theil der Schweiz machten, indem sie von Schaffhausen über Zürich und Bern nach der Waadt hinzogen. Dieser Schilderung sind eine Masse satyrischer Bemerkungen über die Zustände dieser und anderer Kantone eingestreut, was die Regierung von Bern veranlaßte, alle Mühe anzuwenden, um den anonymen Verfasser zu entdecken und das Buch zu

unterdrücken. Als Verfasser desselben galt nach glaubwürdigen Berichten[29] ein bernischer Patrizier Jakob Graviseth, Herr zu Liebegg, der, obwohl er dem Briefadel des deutschen Reiches angehörte, in Bern doch nur zu den gewöhnlichen regimentsfähigen Geschlechtern gezählt wurde. Dessen ungeachtet ist der Standpunkt, den Graviseth seinen zumeist dem bürgerlichen Stande ursprünglich angehörenden patrizischen Standesgenossen gegenüber einnimmt, ziemlich schroff derjenige des Geburtsadels, indem er jede Betheiligung der Bürgerschaften am Regimente als ungehörige demokratische Einmischung verwarf und dabei sowohl das politische System, wie viele Zeiterscheinungen überhaupt in den Bereich seiner oft herben und derben Kritik zog. Selbst der sehr patrizisch gesinnte Haller, welcher seine Schreibart bäurisch-grob und ungehobelt nennt und manche Stellen als Proben seiner „ungezähmten Zunge“ anführt, muß gestehen,[30] daß Graviseth in seiner Schrift „hin und wieder theologische, moralische, politische und juristische Reden einstreut, welche zum Theil sehr gegründet und aller Aufmerksamkeit würdig sind“. Graviseth war eben bei aller Einseitigkeit seines Standesbewußtseins ein vielseitig gebildeter, in mancher Hinsicht freisinniger und zugleich scharfsinniger Mann, der die Vorrechte des Patriziats zwar gelten ließ oder sie in humoristischer Weise entschuldigte,*) dabei aber gar manche der eingerissenen Mißbräuche im Staatsleben kräftig geißelte. So spärlich die Nachrichten über Graviseth fließen, so kräftig charakterisirt der Mann in seiner Schrift sich selbst, da jedes Wort der treffende Ausdruck einer durch und durch kernhaften Persönlichkeit ist. So spricht er sich über die Bestechlichkeit und Habsucht der Landvögte in folgender Weise aus:

*) So an jener Stelle, wo er den Luxus, den viele Patrizier, besonders Landvögte, mit ihren Jagdfreuden treiben und, wie er sagt, mit acht Hunden ausziehen und nur einen Hasen erwischen, damit entschuldigt, daß das Jagen der Gesundheit zuträglich sei.[31]

„Der Mehrentheil der Landpfleger in Heutelia sind ziemlich hungerig, wann sie auf ein Amt kommen, dieweil sie zuvor oft nit wenig Kosten leiden müssen, ehe sie ein Amt erlangen; in Betrachtung, daß auch derjenige nicht leicht befördert wird, der nicht Ansehnliches darauf verthut, die meisten von der Burgerschaft, die im Regiment sitzen, nicht gastirt, wohl traktirt und ihm zu Freunden macht, dadurch ihre suffragia erlangt und, wie man insgemein zu sagen pflegt, die Wurst nach dem Speck wirft, um zu versuchen, ob er herunterfallen will. Der junge Poet hat also recht gesprochen, der da sagt:

Wer der Tugend nachleben will,
Der gilt jetzt in der Welt nicht viel;
Denn weil man sich nichts acht't der Kunst,
So geht es meistentheils nach Gunst.
Fressen, Saufen und Praktiziren
Thut den Preis an vielen Orten führen.

„In Summa, wer schmiert, der fährt, jedoch nicht alle Zeit; denn wenn keine Pferde angespannt sind oder dieselben nicht gleich ziehen wollen, sondern auch wenn sie gut angeschirrt sind, das eine da, das andere dort hinaus will, so kann der Wagen nicht fort, ungeachtet er auch auf das Beste geschmiert worden. — — — Wer also das Glück hat, der schläft bei der Braut und bekommt das Amt, und sollte gleich Einer oder Mehrere vorhanden sein, die es zehn Mal mehr meritirt, auch viel besser verrichten könnten, so müssen sie doch zurückstehen.“ [32]

Den Zusammenhang, in welchem die Aemtersucht und Habgier vieler Patrizier mit mangelhaften Kenntnissen und dem stark eingerissenen Hang zum Müßiggehen stand, bezeichnet Graviseth in folgenden herben Worten:

„Weil denn der Mehrtheil derselbigen in Zeit dieser währender expectanten den Müßiggang profitiren, kein andere Hantierung gelernet oder sonst etwas Fruchtbarliches, davon sie sich erhalten möchten, für die Hand zu nehmen begehren, sondern

der bei vielen stark eingewurzelten Meinung, daß wenn sie etwas gelernt hätten und etwas könnten, zu Gewinnung ihrer Nahrung, und sie solches inzwischen dieser ihrer gefaßten Hoffnung, auf ein Amt befördert zu werden, fürnehmen sollten, solches ihnen präjudizirlich und verhinderlich fallen würde, indem man nämlich gedenken möchte, dieser oder jener hat hievon seine Nahrung und gute Hantierung, wir wollen lieber die, so nichts anderes können oder gelernt (haben) als das täglich Gastrolatiren und dem Bachus zu opfern, denen vorziehen, die in Künsten und Anderem wohl erfahren sind. — — — Sie verzehren und verschwenden derentwegen ohne einigen Gewinn dasjenige, was sie sparen sollten, und wenn sie auch gar ihre Intention endlich einmal erlangt, auf ihren eigenen Unkosten aufziehen, welches dann nun alles prächtig und köstlich zu- und daher gehet; wie dann Diejenigen, so geringer Mitteln, eben so viel als die Vornehmen und Wohlvermögenden thun wollen und alle der Hoffnung sind, die Unterthanen werden solches wohl bezahlen müssen; als ist leichtlich zu erachten, ob dann nicht unter den Genannten mancher, wie dorten jener, sagen und gedenken möchte: was ich gekauft hab, darf ich auch wieder verkaufen.“ [33]

Von dem Verfasser der „Heutelia“ erfahren wir somit, daß nicht nur bei der Bewerbung um ein Amt, sondern wie in Deutschland auch während der Verwaltung des Amtes, und nicht nur in den gemeinen Vogteien, sondern auch im eigenen Lande Bestechungen eine ziemlich häufig vorkommende Thatsache waren, sogar bei Richtern, denen erlaubt gewesen sei, „für ihre Audienz Verehrung zu nehmen von Speisen, als: Zuckerstöck, große Hasen, feiste Kapaunen und dergleichen.“ [34] Graviseth spricht sogar an einer Stelle von reichen Bauern, „welche man mit Uebernamen Becherbauern nennet, dieweil sie die Präfectos gern mit silbernen Bechern zu bestechen pflegen“, und erzählt auch die heitere Geschichte, welche in einer „fürnehmen Stadt Heutelia's“

sich zugetragen haben soll, daß „ein gewisse Person, so vor der Obrigkeit zu thun gehabt, einen welschen Hahnen, den er sonderlich an einem Fuß gezeichnet hatte, darmit er ihn erkennen möchte, zum ostermalen durch andere Personen wieder gekauft und verehret hat, also daß der welsche Hahn fast von einem Rathsherren zum anderen geflogen, bis der Burgermeister, so einer vom Adel war, denselben bekommen, bei welchem er endlich verblieben."

Selbst mit der Ausübung der patrizischen und amtlichen Vorrechte müssen es die Landvögte nicht immer ganz genau genommen haben, da Graviseth hinsichtlich der Beobachtung der Jagdgesetze bemerkt, „daß die Amptleute oder doch ein guter Theil derselbigen nicht steiff die oberkeitlichen Mandata in Acht nehmen, sondern fast jedermann jagen lassen nach seinem Gefallen, wann man ihnen nur bisweilen etwas verehret." [35] Graviseth drang deßhalb energisch auf Einführung einer strengeren Jagdordnung mit Ansetzung einer Zeit, in welcher mit Ausnahme der „Landvögte und Jurisdictionsherren" Jedermann die Jagd verboten sein sollte. Dabei bemerkt er jedoch die in der Schweiz auch nach dieser Seite so viel günstigere Stellung des Bauers scharf charakterisirende Thatsache, daß es in der Schweiz nie so viel Wild geben werde, wie in Deutschland, „dieweil man hier zu Land kein solche Polizei zu handhaben weiß; man begehrt sie auch nicht zu handhaben. Dann wie dorten etliche Fürsten in excessu pecciren und der Sach zu viel thun, so viel das Jagen anbetrifft, dieweil die armen Unterthanen durch das Gewild, so ihren Früchten auf dem Felde großen Schaden zufügen und mit dem vielfaltigen Jagen und Treiben sehr tribulirt werden."

Mit Recht stützt Graviseth die so oft vorkommende Bestechlichkeit auf den steten Wechsel dieser Aemter; „dieweil die Landpfleger zu gewissen Jahren geendert werden, so sind deßwegen viele also gesinnt, daß wann sie alles auffangen könnten, sie

ſolches gewißlich nicht unterwegen laſſen noch ſparen wurden, wie auch ſich wenig darumb bekümmern, wann ſein Successor gleich nichts finden ſollte. Dann es heißt bei vielen, ſowohl in dieſem Stück als in andern:

Mach Miſt
Weil du Landpfleger biſt.“ [36]

Von Bern wird noch ſpeziell bemerkt, daß unter denen, welche Aemter erhalten, „etliche ſeien, die es wohl meritiren; die übrigen aber haben es mit der Gastrolatria, mit Verehrungen von Handſchuhen, Meſſern und anderen Nippes erpraktizirt; andere haben ihr Ampt erbettlet oder mit Boſſenreißen und Schalksnartei überkommen.“ Auch den Patrizierinnen wird großer Einfluß zugeſchrieben und von ihnen ausgeſagt, „daß von den rusinopolitaniſchen (berniſchen) Weibern die Männer ihre Weisheit ſchöpfen, darumb ſich nit zu verwunderen, wann etliche unter ihnen ſich etwan der Standesſachen annemen oder auch wann ſie für die Parteyen bei ihren Ehemännern intercediren und dieſelben informiren, dieweil es den Weiberen erlaubt iſt, ſilberne Becher und andere Gaben zu nemmen, dieweil ſie kein Eyd nicht ſchweren müſſen.“ Darum gehe „das Diſſimuliren und Fuchsſchwänzen auch bei den Weibern hier faſt eben ſo ſehr im Schwang, als bei fürſtlichen Höfen.“ [37]

Beſonders erbittert ſpricht ſich Graviſeth über die feile Juſtiz aus, wie ſie beſonders in den gemeinen Vogteien gehandhabt wurde, „in welchen die Landvögte einen ſtärkern Magen (des Gewiſſens) haben müſſen, als die Sträuß, die da Eiſen ausdauern, dieſe aber einen Meineid ſo viel möglich müſſen verdauen können, welches ſie oft und gleich bei ihrem Eintritt thun müſſen, als nämlich daß ſie in keinerlei Weis ſolches Amt weder durch ſich ſelbs noch durch andere erpraktizirt haben, welches doch leider nur zu oft geſchieht. Alſo daß bei ihnen die Göttin Justitia mit gar bleichen Farben in ihren Rathshäuſern und ſchlecht ge-

malet geſehen werde, ja bisweilen auch mit offenen Augen.“ [38] Mit Indignation erinnert Graviſeth hierbei noch an das ſchmähliche Verfahren mit dem Thurgauer Keſſelring (hier Seckelſmirgius genannt), „welchen ſie alſo barbare und tyranniſch haben foltern laſſen, daß ſich auch die Henker über den Gefangenen haben erbarmen müſſen und alſo dieſelben viel menſchlicher und billiger, als die Richter ſelbſt geweſen.“

Aber auch die berniſche Verwaltung in der Waadt entgeht nicht der Aufmerkſamkeit unſers Kritikers, der hierüber bemerkt, daß in Folge von Prozeſſen nicht allein die adligen Waadtländer, „ſondern auch andere Unterthanen ihre Landgüter oft verkaufen müſſen. Wann dann etwas Luſtiges feil iſt, ſo trachten die Berner, daß ſie ſolches an ſich bringen mögen; daher die berniſchen adligen Patrizier und andere Burger ſchon die ſchönſten Gelegenheiten an Reben und andern Landgütern beſitzen. Sonſten aber iſt das Land für ſich ſelbſten ſchön und gut, allein es iſt damit etlicher maßen beſchaffen wie mit einem böſen Acker, aus welchem man ſtets nimmt und aber keinen Bau oder Beſſerung darein thut.“ Dann ſpricht Graviſeth auch von Landvögten in der Waadt, „die etwa ſo närriſche und tyranniſche Imaginationes haben, wie es dann deren in Bern oft gibt, die ihnen einbilden, daß wann ſie den Unterthanen, ſie ſeien Städt-vaſallen oder Dorfs-communitäten, etwas von ihren Privilegien und Gerechtigkeiten mit Liſt abbrechen können, daß ſie ein Haſen erloſſen und ein Großes verrichtet; entgegen aber wohl kein Abſcheuen haben, aus dem gemeinen Gut ihren Privatſeckel zu füllen und wann ſie ein ſolchen Biſſen erwiſchen können, nehmen ſie ihn immer auf ihr Gewiſſen hin, gleich wie ein Katz ein Bratwurſt erhaſchet.“ [39] Graviſeth ſieht auch gar wohl ein, daß eine ſolche marokkaniſche Politik die Waadtländer ihren Herrn entfremden müſſe und ſchlägt in der Mitte des 17. Jahrhunderts ein Hilfsmittel vor, mit deſſen Ausführung die Regierung von Bern bis

zum Ende des 18. Jahrhunderts, d. h. gegen anderthalb Jahrhunderte, zuwartete — bis es zu spät war. Graviseth's Vorschlag lautet, „man sollte auf das Wenigste den fürnembsten Familien (der Waadt) das Burgerrecht widerfahren lassen, damit ihre Gemüther mehr den Bernern geneigt und obligirt zu machen und solches wäre der Stadt viel nützlicher und aufnehmlicher, als schlechte gemeine Leut, welche die Spitäl erbten und also denselben, wann sie entweder aus Faulheit, Alter und Unvermöglichkeit, Krankheit oder anderer Ursachen halben nit mehr arbeiten möchten, überlaufen sein.“ [40]

Dieser gute Rath ward 1658 ausgesprochen und erst 1790, d. h. volle 132 Jahre später und unter dem Einflusse der Flitterwochen der französischen Revolution, faßte der souveräne Rath von Bern den Beschluß, das aussterbende, hinwelkende Patriziat durch eine freilich nur höchst allmälige Aufnahme der angesehensten Unterthanenfamilien unter die Regimentsfähigen zu erfrischen, wobei aber auch für diese Neulinge des Regiments eine hundert- bis zweihundertjährige „Anciennetät“ gefordert wurde, „um sie für die Dienste zu belohnen, welche ihre Vorfahren vielleicht dem Staate einst erwiesen und um zu vermeiden, daß wir nicht von Genfer-Prinzipien und Genfer-Geld überschwemmt werden“,[41] wie der aufrichtige von Mülinen sagt und dabei meint: „Wir haben mehr gethan, als wir je zu hoffen wagten.“

Graviseth spricht es denn auch offen aus, daß das herrschende Verwaltungssystem auch in ökonomischer Beziehung dem Patriziate sehr ersprießlich gewesen. So läßt er den Landvogt von Lenzburg einen ganzen Tag hindurch damit sich beschäftigen, „Geld zu zählen und die Goldsorten in aller Andacht zu wägen und zu unterscheiden, dieweil er bald nach Bern verreisen werde“. Auch die manchen Vorrechte, wie sie die Landvögte und Patrizier überhaupt in Jagd, Fischfang ꝛc. besaßen, geben ihm Anlaß zu manchen sarkastischen Bemerkungen, wie auch die Jahrgelder,

Penſionen, Gnadengeſchenke auswärtiger Fürſten einer kurzen, aber um ſo derberen Rüge nicht entgehen.[42]

Aber auch die ſog. minderen, d. h. nicht regimentsfähigen Burger entgehn der Kritik unſeres Mannes nicht und beſonders iſt es die Trägheit, der gemächliche Schlendrian derſelben, den Graviſeth in ſeiner kauſtiſchen Manier geißelt. So läßt er einen Wirth in der Stadt Bern ſagen, daß von den Burgern nur wenige Gewerbe betrieben würden. „Dann es lebt vaſt der Mehrertheil im Müſſiggang, dahero wäre das Symbolum:

Gott hat uns dieſe Ruh verſchafft,
Darum trinken wir den edlen Saft,

vaſt an allen Thüren der Bachustempel geſchrieben, darumb viel Stadtkinder, wann ſie gleichwohl ein Handwerk oder Hantierung gelernt haben, ſolche nit viel üben, dann ſie gemeiniglich das Herrenhandwerk treiben, welches zwar ein köſtlichen Werkzeug darzu erfordert, alſo daß Viele dadurch zu Bettlern gerathen.“ Eine Lieblingsbeſchäftigung der Burger, die Betrachtung der lebendigen Wappenthiere im Bärengraben wie des großen Chriſtoph, berührt Graviſeth bei dieſem Anlaß mit folgenden Worten: „Der Wirth ſagt uns, daß dieſe Bären und ihr Bildnußen oder Abdruck bei den Bernern ſo ſehr, als wie vor Zeiten die Aegyptier den Affen und noch die Venetianer den Löwen in Ehren haben, verehrt werden, deßwegen viel Burger täglich ſonderlich am Morgen dahin ſpaziren, ſie zu betrachten, dieweil ſie etwan die Meinung in ihren Kopf gefaßt, daß wann ſie des Tags zuvor durch emſig Gaſtrolatiren ſchwere Köpf und böſe Mägen bekommen, wann ſie nur dieſe Thiere und hernach ihren hölzernen Rieſen ſteif anſchauen, ſie wieder geſund werden und einen neuen Appetit bekommen, den bacchanaliſchen Opfern wieder beizuwohnen.“[43]

Dieſe Trunkluſt gibt unſerem Cenſor überhaupt gar viel zu ſchaffen und er wird nicht müde zu berichten, „wie in ſolchen Trankopfern der mehreren Burger höchſte Recreation beſtehe.“

Oder er erzählt: „Wie ich des Abends wieder heim kam zum Nachteſſen, fand ich meine Reisgeſellen nicht, dann der Wirth ſie in ein Trinkhaus geführet, die Zeit nach Landesgebrauch mit Bachusopfern zu vertreiben. Die kommen ſpat heim und hatten die Oblationes bei ihnen ſo ſtark gewirkt (dann der Berner Brauch iſt, ſowohl als anderer Helvetier, die Fremden, welche gaſtrolatiſchen Opfern beiwohnen, von denſelben reichlich genießen zu laſſen), daß ſie des andern Tags kranke Köpf und böſe Mägen hatten, alſo daß wir Vormittags nicht verreiſen konnten, wie wir zwar geſinnt waren.“ Von dem Durſte unſerer Väter gibt die auch von Graviſeth erwähnte allgemeine Sitte Zeugniß, daß die Gaſtfreundſchaft jener Zeit beſonders in Zuſendung mehrerer Kannen Wein, deren jede einige Maß enthielt, ſich offenbarte, die in die Wohnung des Gaſtes geſendet und dort gemeinſchaftlich genoſſen wurden.[47] Begann aber die freundſchaftliche Stimmung durch zu reichlichen Genuß des Weines eine unangenehme Wendung zu nehmen, ſo hieß es, man habe „zänkiſchen Wein“ getrunken.

Bitteren Spott gießt der Verfaſſer der „Heutelia“ auch über die Selbſtſucht der Burger aus, welche die Früchte des Fleißes auf leichtem Wege durch Monopole gewinnen wollen, ſowie über die Trägheit der Rathsglieder in Ausübung ihrer Amtspflichten. So vergleicht er den Großen Rath von Bern „mit einem Taubenſchlag oder einem Bienenſtock, wo Etliche hinein und Andere heraus fliegen“, wobei es ſogar ſolche Rathsherren gebe, „die bisweilen gar daraus bleiben.“ Dagegen gingen ſie viel gravitätiſcher einher als die andern Heutelier, während „die Unterthanen ſich ſo tief vor ihnen bückten, daß ihnen der Neſtel ſchier krachen thät“. Selbſt die geheiligte Erſcheinung des regierenden Schultheißen geht nicht leer aus, indem es von ihm heißt, daß er ſeine Audienzen in ſeinem Hauſe und Garten und wo es ihm beliebe, ertheile. Um dem nachläſſigen Beſuch der Raths-

ſitzungen zu ſteuern, wird Abſchaffung der Beſoldung und Einführungs von Sitzungsgeldern empfohlen, mit Abzug der Hälfte für Jene, die zu ſpät erſcheinen. Es iſt charakteriſtiſch, daß wenige Jahrzehnte nach Erſcheinen der „Heutelia“, bei ihren Reformbeſtrebungen von 1713 auch die Burger von Zürich in ihren Beſchwerdepunkten die Klage ausſprechen, „daß die Ehrenglieder der beiden Räthe (kleiner und großer Rath der Zweihundert) oft Brief, Zeitungen und andere Sachen leſen, oder aus dem Rath laufen, in währender Zeit, da die Parteien ihre Sachen vortragen, hernach zurückkommen und das Urtheil fällen, ob ſie gleich die Parteien nicht gehört.“

Auch die ſehr mangelhafte Erziehung der patriziſchen Jugend bewegt unſern Patrioten zu bitteren Klagen. So ſagt er:

„Es iſt zu bedauern, daß die Jugend hie (in Rusinopolis, d. h. Bern), ſonderlich aber die, ſo ſchon etwas Alters erlangt, kein adeliche Exercitia nicht habe. Ihre fürnehmſte Occupation beſtehe in Spielen und dem Baccho zu sacrificiren und ob ſie gleichwohl in fremde Länder reiſen, ſo währen ihre Reiſen doch nicht gar zu lang und bringen aus der Fremde mehr fremde à la modiſche Geberden und Trachten als Künſt oder Geſchicklichkeiten und verändern ſomit mehr die Luft als die Gemüther. (!) Wann ſie auch etwan gute Realitäten mit ſich bringen, ſo werden ſolche oft durch ein angeborne Vieldunkenheit (Dünkel) alſo inficirt, daß ſie hören das Gras wachſen.“

Deſſenungeachtet würden die Stadtkinder denen vom Lande „gemeiniglich vorgezogen, alſo daß den ihrigen wenig gedeihen oder dieſelben erlangen möchten; dann gar oft der Eſel dem edlen Gaul vorgezogen wird.“ Graviſeth hält denn auch dieſe Bevorzugung für „ein recht corroſiviſches Gift, welches der aufnehmenden Wohlfahrt des gemeinen Nutzens heimlich die Adern abbeißet und ein Urſach, daß Keiner nichts Sonders zu lernen begehret.“ [48]

Trotz dieser Ansichten hängt aber der Verfasser der „Heutelia“ nicht nur fest an jener Staatsform, deren Grundsatz das Vorrecht einer Kaste bildet, sondern sein Standpunkt ist, wie schon bemerkt, ein streng aristokratischer, den Geburts- und Reichsadel betonender, der jede burgerliche Mischung des Patriziats mit Indignation verwirft. So spricht er mit einigem Hohn von jenen Patriziern, die man „schier an nichts, als am Namen erkennen kann, deren auch etliche sich außer dem Adel verehlichen, damit sie bei den gemeinen Burgern größere Gunst erlangen mögen.“ Entschieden dringt er darauf, daß die männlichen Patrizier sich nur mit adeligen Fräulein verheurathen sollen, denn „je älter der Adel, je höher ist er zu schätzen und je weiter er fortziehet wie ein Wasserstrom, je größer er wird. Deßwegen Der, so erst geadelt, einem allererstgebornen Kind in der Wiegen, desselbigen sein Sohn einem etwas mehr gewachsenen Kind, des nobilitirten Edlen einem Knaben und desselbigen Urenklin einem Jüngling und das Ur-Ur-Enkli in dem mannlichen Alter, so des Menschen Vollkommenheit verglichen wird.“ [49] Graviseth übersieht, daß bei dieser Entwicklungsfolge den späteren Geschlechtern Nichts übrig blieb, als in ein impotentes Greisenthum zu verfallen. Besonders dringt er auch darauf, Edle zu Gesandtschaften an fremde Höfe zu verwenden, „dann denen vom Adel gemeinlich mehr Ehre bewiesen wird, als denen, so aus dem gemeinen Stand seind“. Besondere Erbitterung zeigt er gegen die Verfassungen der Städtearistokratien, in welchen die in politische Zünfte eingetheilten Burger Antheil am Regiment besaßen und diese ihre politischen Rechte hartnäckig behaupteten und rügt bitter die benachtheiligte Stellung, in welche das zumeist dem Burgerthum entsprossene Patriziat der Familienaristokratien die Reste der alten historischen Adelsfamilien zurückgedrängt hatte, denen er, in Verbindung mit dem Reichs-Briefadel, welchem er selbst angehörte, den wesentlichen Einfluß auf die Staatsgeschäfte zuweisen möchte. Zu diesen aristokratischen Vorur-

theilen des Mannes, der in ihnen dem herrſchenden Charakter der Zeit ſeinen natürlichen Tribut brachte, gehört auch die verachtungsvolle Weiſe, mit welcher er die Bauern behandelt. Von ihnen ſagt er einfach: „Die Bauren ſind Lauren und wiſſen keine Discretion zu gebrauchen, ſonderlich in dieſem Land (Bern), wo ſie grobianiſche Geberden und tückiſche Köpf haben..... Heißt alſo freilich wohl: Rusticus est quasi Rind, nisi quod ei cornua desint; item: Es iſt beſſer mit Bauren umgehen, wann ſie weinen, als wann ſie jauchzen.“ Auch von dem ſittigenden Einfluß der Landgeiſtlichkeit auf die Bauern hat er keine hohe Meinung, da er erzählt, „daß in des Pfarrers Gemeinde reiche aber ſtolze und grobianiſche Bauren, deren Etliche ſehr hartnäckig wären und obgleich wohl der Pfarrer in ſeinen Predigen vehemens zu ſein pflegte, ſo wäre es doch vaſt als wie man ſpricht, wann Einer einem tauben Menſchen ein Fabel erzählet oder wenn man auf einen harten Felſen, wo kein Grund nicht iſt, wollte Korn ſäen.“ [50] Mit Behagen berichtet er dagegen von den Freiburger Patriziern, „daß ſie corteſiſcher und holdſeliger, ſowohl die Manns- als Weibsperſonen wären, als andere Helvetier“. Beſonders draſtiſch und plaſtiſch iſt Graviſeth's Schilderung der höflichen Manieren der Freiburger Damen. [51] Ueberhaupt zeigt die Art und Weiſe, wie Graviſeth von den Frauen ſpricht, die für unſere Zeit und unſere Sitten unbegreifliche, wenn auch leicht überfirnißte Rohheit jener Zeit, die in dem Verhältniſſe des Mannes zur Frau nur die geſchlechtlichen Beziehungen in's Auge faßt. Auch in unſerem Graviſeth ſpiegelt ſich das Zeitalter eines Hoffmann-Waldau und Lohenſtein deutlich ab, doch nicht, ohne die empörende Brutalität dieſer Hofpoeten zuweilen durch naiven Humor zu mildern. [52]

Neben den Zuſtänden in Staat und Geſellſchaft, welche unſer Kritiker unter ſeine ſatyriſche Lupe nimmt, ſind es auch die kirchlichen Zuſtände ſeiner Zeit, welche er ſcharf beobachtet. Bekannt iſt der unerquickliche, pedantiſch-zänkiſche Charakter der Theo-

logen jener Zeit, jener Theologie, in welcher der lebendige Strom religiöser Ideen und Empfindungen, wie er im ersten Jahrzehnt der Reformationsperiode segensvoll und reiches Leben weckend dahin floß, zu einem dogmatisch-polemischen Scholastizismus versumpft war. Ein ebenso geistvoller als gründlicher Gelehrter charakterisirt in prägnanter Kürze die theologischen Zustände jener Zeit dahin, daß statt der Entwicklung Stabilität, statt einfach praktischer Darstellung der Kirchenlehre eine künstliche Schultheologie zur Herrschaft gelangte, welche die einmal geltenden Systeme behauptete, zergliederte, ächt scholastisch bis in die feinsten Distinktionen hinausführte und die Dogmen der Kirche gegen jeden abweichenden Standpunkt, sowie gegen jede wirkliche Entwicklung hartnäckig vertheidigte.[53]

Auch unsern wissenschaftlich gebildeten und in religiöser Hinsicht freisinnigen und toleranten Gewährsmann widert der starr dogmatische, zänkische Charakter der Theologen seiner Zeit an, so daß er in seiner derben Weise folgendermaßen sich ausspricht:

„Gleich wie unter den Rechtsgelehrten etliche Zungentröscher oder Schreier, die Alles nur verwirren und all ihr Hirn nur auf der Zungen (haben), also findet man auch unter den Geistlichen, welche sich der hündischen Wohlredenheit befleißigen, um sich beißen und bellen, mehr schaden als nutzen, anstoßen, verderben, zerstreuen, böse Lehrjünger desjenigen, welcher Allen Alles worden, damit er Alle erhalten möchte. Anstatt der Liebe sich des Lästerns, Schändens und Schmähens und die Zähn anstatt der Zungen gebrauchen, auch sich dahin äußerst bemühen, damit sich nur immerdar ein Zank aus dem andern erwecken, damit ja sich dieser christenliche Leib nimmermehr vereinigen und gleichsinnig werden möge. Seind also darob sich wohl zu verwundern, in ihren selbsteigenen Sachen Ankläger, Richter und Zeugen. Sonsten wann man den Sachen recht thun wollte, sollte man solche Beller zu denen auf eine Zeit relegiren, wider welche sie so heftig schreien,

daß ſie mit ihnen converſiren müßten; ſie würden alsdann ihren zänkiſchen Humor vielleicht fahren laſſen, gleich wie die Hünd, die man an die Schafböck bindet, damit ſie dieſelbige nit mehr beißen ſollen." Hinſichtlich der ſtarren Feſthaltung an den Lehrſätzen der Kirche ſeien die evangeliſchen Geiſtlichen um Nichts beſſer, als die katholiſchen. „Die wollten von ihren Satzungen nicht weichen, ſo wenig als die unſrigen, ob ſie gleichwohl beiderſeits erkennen, daß Manches wohl zu ändern und zu verbeſſern wäre." Zur Schlichtung dieſer theologiſchen Streitigkeiten ſchlägt Graviſeth dagegen ein ſehr ſummariſches Verfahren vor. Er berichtet nämlich von einem Prozeß, der in's Endloſe ſich hinauszuſpinnen drohte, worauf die Advokaten von beiden Parteien eingeſperrt worden ſeien mit der Mahnung, binnen einer Viertelſtunde ſich miteinander zu vergleichen, „wo nicht, ſollt ihr miteinander an den nächſten Galgen gehenkt werden. O wie geſchwind waren die Parteien und Prokuratoren fertig und miteinander einig." Unſer Mann meint nun: „Wann man die Erzbiſchöfe und evangeliſchen Prieſter auf ſolche Manier ſollte einſchließen und dräuen, ſie würden vielleicht in Religionsſachen ſich auch vergleichen." [54]

Auch der Mangel wiſſenſchaftlicher Bildung und wiſſenſchaftlichen Strebens der Geiſtlichkeit, ein Uebelſtand, über welchen auch aufgeklärte zürcheriſche Staatsmänner jener Zeit ſich bitter beklagten, wird von Graviſeth bemerkt und ſtreng gerügt, daß ſo viele Geiſtliche, „ſo bald ſie ein Dienſt auf dem Land bekommen, nit weiters ſtudiren, auf daß ſie gelehrter werden, ſondern dem Bauerngewerb, Hausgeſchäften ꝛc. mehr als dem Studiren abwarten." Aber auch der ſchon erwähnte Landvogt Johann Kaſpar Eſcher, welcher ebenfalls die »criailleries« mancher Geiſtlichen tadelnd erwähnt, klagt ebenſo ſehr, wie Graviſeth, über die mangelhafte Studirluſt der zürcheriſchen Geiſtlichkeit. Er meint: „da wird dann die Kanzelarbeit blöd, bringt wenig

Frucht und weil der Pfarrer nit studirt, die Geheimnisse Gottes und den Verstand der heiligen Schrift nit recht ergründet, mangelt allen übrigen Functionibus die rechte Kraft und wahre Methode... Es wäre zu wünschen, unsere HH. Pfarrer insgemein würden die christliche Moral auch besser studiren und ergründen, damit, wann sie vor dem Stillstand oder privatim Jemand müssen reprehendiren oder adhortiren, solches nit geschehe mit Balgen und gesetzmäßigem Diktiren, sondern mit Unterweisung und Anpreisung der Tugend an die Gewissen. Die tägliche Erfahrung zeiget, daß Balgen und Diktiren nur irritirt und wenig ja gar nichts nützt, hingegen Demonstrationes ad Conscientiam haben gemeinklich großen Nutzen... Ich muß aber leider dieses Studium S. Scripturæ setzen unter die pia desideria, zu welcher Erfüllung noch wenig Apparenz, dann darzu müßte der Anfang gemacht und die Anleitung gegeben werden in Collegiis, welches von der Constitution unsers Gymnasii nit zu hoffen.“ [55] Wie Escher hier in dem für seine Nachkommen bestimmten Memorial den verschwiegenen Blättern seine Meinung anvertraute, so hatte er sich viele Jahre früher, in Tagen frischen Jugendeifers, öffentlich im zürcherischen Kirchenrathe, dessen Mitglied er seit 1707 war, über die Gebrechen im Predigerstande schon in der Frühlingssynode des Jahres 1709 ausgesprochen. „Sind,“ fragte er, „die gegenwärtigen Prediger, welche man sich gewöhnt hat, ohne Ausnahme als Muster vollkommener Seelenhirten zu preisen, in der That Apostel, wie Petrus und Paulus es waren? Sind ihre Predigten so erbaulich, so tadellos, oder enthalten sie nicht vielmehr öfters unnützes Wortgepränge, Ausfälle auf Personen, von denen der Prediger sich nicht geehrt genug glaubt, ungereimte Anwendung biblischer Sprüche oder übelverdauter Grundsätze?.... Dieses alles wird ja durch die schreckliche Unwissenheit des Volkes bestätigt; auch könnte ich, wenn es geläuguet würde, manchen zur Beschämung auf seine Concepte nach Hause verweisen. Und

doch bezeigt man in der Synode öffentlich und nach Anhörung der feierlichſten Ermahnungen zur Aufrichtigkeit gerade das Gegentheil und überhäuft Jeden mit Lobſprüchen. Heißt dieſes nicht Einer von dem Andern Ehre nehmen und ſich ſelbſt gegen die Stimme der Pflicht und des Gewiſſens verhärten?“ [56] Freilich fuhr die Geiſtlichkeit, vor Allen die damalige Grundſäule der zürcheriſchen Orthodoxie, Antiſtes Klingler, der vier Jahre früher ſeinen Pedell wegen muthwilliger Streiche als Teufelsbanner auf das Schaffot gebracht hatte, zornentbrannt gegen den kühnen, jungen Kritiker auf, der vor Kurzem ſein einunddreißigſtes Lebensjahr angetreten hatte, wobei Klingler als augenſcheinliches Beiſpiel der um ſich greifenden Gottloſigkeit die gräßliche Thatſache anführte, daß es Bürger gebe, welche ſogar an Sonntagen ſich raſiren ließen. Eſcher ließ den Sturm gleichmüthig über ſich ergehen und bemerkte einfach, er ſitze hier aus Pflicht ſo gut als ein Haupt des Staates und dürfe Jedem zeigen, was er im Schilde führe. So ſehr war übrigens die Ueberzeugung über die mangelhafte Ausübung des geiſtlichen Berufes allgemein geworden, daß bei der Reformbewegung der zürcheriſchen Burgerſchaft von 1717 ſogar die Geiſtlichkeit ſelbſt über die geringe Achtung, in welcher ſie bei dem Volke ſtand, in einem an die Regierung gerichteten Memorial bitter ſich beklagte. So hieß es unter Anderm: „Wir wollen ganz offenherzig eröffnen, was wir für Schimpfwort ſeit der Zeit ſchlucken müſſen. Der Eine ſagte: Ihr Herren Geiſtliche, euer Anſehen iſt dahin! Der Andere: Ihr könnt nicht mehr geiſtlich ſein, ihr ſeid bevogtet.“ [57] Allerdings war dieſe Reformbewegung, an deren Spitze der gelehrte und freiſinnige Dr. Scheuchzer ſtand, der Geiſtlichkeit nicht ſehr hold und ſuchte dieſelbe nicht nur um ihren herrſchenden Einfluß im Schulrathe zu bringen, ſondern die Burgerſchaft ſtellte ſogar in der Hauptbeſchwerdeſchrift beim Abſchnitte, der über die Organiſation des Ehegerichts handelte, die naive Anfrage: „Ob denen Herren

Geistlichen nicht könnte die Beschwärd des Bysitzes abgenommen werden“,[58] eine freundschaftliche Erleichterung, gegen welche die Geistlichen wie Leuen kämpften. Die jüngeren Geistlichen bekannten dagegen offen:

„Es war ehmals ein Sprüchwort, welches dem Herrn Christo mit Unrecht seine eigne Landsleut vorgeworfen: Arzet, heile dich selbs! Doch ist es an sich selbst gut und wohlgegründet, dann eh Einer vor seinen Nächsten Sorg tragen kann, Ihme den Spreissen aus seinem Aug herauszuzühen, solle er zuvor trachten, sein selbs eigen Aug von dem behafteten Balken zu befreien. Was sich nun auf den Heiland nicht reimete, thut sich doch gleichwohl auf diejenigen unter seinen Dieneren, welche, da sie Andere gesund zu machen von Gott beselchnet, selbs krank darnieder liegen. Damit nun die Zuneigung diß Sprüchlins nicht mehr auf uns, den jüngeren Kirchendienern unsrer lieben Statt Zürich müsse gemacht werden, als verhälen wir unsere Wunden nicht, sondern gestehen aufrichtig, daß auch wir zu der allgemeinen Verderbnuß nicht wenig beigetragen und leider öfters Anlaß geben zu der Nachläßigkeit in dem Christenthumb, wo nicht gar zu desselben Schändung; wünschen aber byneben inniglich, daß wir von altem Schaden baldest möchten geheilt werden, dann wir andern helfen wollen, muß zuvor uns selbst nothwendig geholfen sein....“[59] Mit strengem Ernst versprechen sie dann, daß die Geistlichkeit zukünftig ihre Wirksamkeit hauptsächlich auf die reine Lehre des Christenthums und die Befolgung seiner Vorschriften richten wolle, um „das Liecht in Gesellschaften und das Salz auf Erden wieder werden zu können“. Soweit waren die älteren Herren der Geistlichkeit allerdings nicht gegangen, sondern sie hatten sich mit der Darlegung ihrer devoten Gesinnung der Regierung gegenüber begnügt, unter der Voraussetzung, daß auch die Regierung sie in ihrer Autoritätsstellung schützen werde. Dieß geschah in folgenden, höchst charakteristischen Ausdrücken, welche

ein neues, kräftiges Beleg hinsichtlich des im einleitenden Abschnitte über die Stellung der Geistlichkeit zu den Regierungen Gesagten bilden:[60]

„Wir achten nicht das Gespött der Jesuiten, die da sagen: wir haben durch die Reformation uns selbsten das jugum politicum aufgeladen. Wir sagen ihnen under das Angesicht: der Papst habe gar nicht den Gewalt, Könige und Oberkeiten auf- und abzusetzen. Wohl aber haben christliche Oberkeiten den Gewalt, die geistlichen Vorsteher, wann sie es verdienen, abzusetzen. Wir erkennen Euch, Hochgeachtete Unsere Gnädige Herren für getreue Väter der Kirche; wir unterwerfen uns Euern billichen Censuren, hoffen aber hinwiederum, Eure Gnaden und Weisheit Ihr unsere hochgeachteten gnädigen Herren werden Euer getreues Ministerium als Eure getreue Burger by dem, was sie von vielen Jahren her genossen, zu schützen und zu schirmen geneigt sein."

Hieran wird denn noch folgender Loyalitätserguß geknüpft:

„O ihr Corinther, unser Herr hat sich gegen Euch ausgebreitet", sagt der selige Apostel seinen Corinthern. Gleich können dieser Zeit auch sagen zu Euern lieben Burgern Ihr unsere hochgeachte gnädige Herren: „O ihr Burger von Zürich, unser Herz breitet sich gegen Euch aus", indem ihr dieselbigen in ihren Angelegenheiten nicht allein so gnädig anhört, sondern auch so günstig erhört, welches ohne Zweifel den guten Effect haben wird, daß es by einem Jeden heißen wird: Ei, wer sollte doch nit eine so weise, eine so gnädige väterlich gesinnte Oberkeit lieben, ehren, für sie bitten und ihr von Herzen treu sein? Wie nun, Euer Gnaden und Weisheit, Unsere hochgeachteten Herrn Euer Herz sich ausbreitet gegen Eure liebe Burgeren, so hoffet ein ehrwürdiges Ministerium zu Stadt und zu Land selbiges auch ausbreiten werde gegen sie und das um so viel mehr, weillen sie gar keine neue Freiheiten begehren, sondern den rüh-

wigen Genuß deſſen, was ſie ſeit der Zeit der ſel. Reformation genoſſen, welches dann by uns erwecken wird große Freud und neuwe Obligation, unſer dankbares Herz auf alle erſinnliche und mögliche Weis an den Tag zu legen ꝛc.“ [61] Dieſe demüthige Haltung der Geiſtlichkeit in dem Streite der Zünfte mit der Regierung veranlaßte denn auch Jemand aus der Burgerſchaft zu der ironiſchen Bemerkung: „Was die Geiſtlichen angehet, ſo ſind dieſe kraft ihrer Pflicht höchſtens verbunden, das gemeine und burgerliche Intereſſe und Freiheit als Chriſten und Burger zu betrachten und werden alle unintreſſirte und die keine Menſchenknechte und Fürchtgrethen, es in der That zeigen.“ [62]

Da es in den beiden Hauptkantonen der Schweiz in dieſer Beziehung ſo traurig ausſah, ſo läßt ſich der Rückſchluß auf die Zuſtände in den übrigen Kantonen nach dieſer Seite leicht ziehen. Während es aber in Zürich und Bern mit der wiſſenſchaftlichen Bildung der Geiſtlichkeit gleich übel ſtand, werden wir in einem ſpätern Abſchnitte ſehen, daß in Zürich wiſſenſchaftliche Bildung ſorgfältig gepflegt wurde, wenn auch manches ſchwere Hinderniß, welches die orthodoxe Theologie in den Weg legte, beſeitigt werden mußte. Schlimmer ſtand es in Bern, wo dieſe Scharten, welche die berniſche Wiſſenſchaft beſonders auf hiſtoriſchem Gebiete in unſerm Jahrhundert ſo tüchtig ausgewetzt hat, in den hier geſchilderten Tagen ſo arg klafften, daß auch Graviſeth in bittere Klagen ausbrach. So heißt es von der Berner Stadtbibliothek, „daß die Bücher ſtaubiger waren, als die zu Zürich. Solches merkte der Bibliothekarius und ſagte derentwegen zu uns: Ihr Herren müſt Euch nit verwunderen, daß dieſe Bucher ſtaubig ſind, dann ſie ſelten gebraucht werden und mehr von Fremden, die daher kommen ſolche zu beſehen, in die Händ genommen werden, als von Einheimiſchen. Dann bei uns iſt Keiner, der zu ſolchen Studiis Luſt hat. Was aber unſere Politiker in Helvetia ſonderlich die zu Bern anlangt, deren

findet man heutiges Tages wenig, die fundamentaliter geſtudiret haben, alſo daß ſie bald ſeltſamer als die weißen Raben und ſchwarze Schwanen zu finden ſind. Ja auch hie der Mehrertheil unſerer Politiker ſollten wohl etlich wenig Fäſſer mit gutem Wein höher ſchätzen und lieber haben, als alle Bücher, die hie zugegen." [63]

Es ergibt ſich aus dieſer Anführung über den Charakter der reformirten Kirche jener Zeit wie über den Mangel wiſſenſchaftlichen Strebens in Bern, daß der Vorwurf G. E. von Hallers, der Verfaſſer der „Heutelia" ergehe ſich in einſeitigen Schmähungen über die katholiſche Kirche, ein durchaus unbegründeter iſt. Dafür iſt aber allerdings redlich geſorgt, daß die faulen Zuſtände auf katholiſcher Seite ihr gehörig Theil erhalten, ja daß der rückſichtsloſe Freiſinn des Mannes ihn ſeine kritiſchen Pfeile noch zahlreicher nach jener Seite abſenden, ſeine Keulenſchläge um ſo kräftiger auf jene katholiſch-jeſuitiſche Seite fallen läßt, als die Objekte ſeiner energiſchen, von hochpatriotiſchem Geiſte erfüllten Satyre hier noch weit zahlreicher vorhanden und zugleich dem gemeinen Weſen verderblicher waren.

Vor Allem ſind es die Jeſuiten, welche damals ihre Glanzperiode erlebten und als Beichtväter, Prinzenerzieher ꝛc. die ſchwachköpfigen Herren mancher Staaten vollſtändig beherrſchten, denen Graviſeth die meiſte Aufmerkſamkeit ſchenkt. So bemerkt er über ihre weltliche Geſinnung: „Obgleich die Jeſuiten (oder Bonzi Corvini, wie er ſie nennt) ſowohl als andere dergleichen thun, als ob ſie die Welt verlaſſen hätten, ſo wiſſen ſie doch die weltlichen Commoditates und Nutzbarkeiten ſehr wohl in Acht zu nehmen und ſtellen ſolchen fleißiger nach, als andere Mönche, ob ſie gleichwohl alle insgemein dahin geneigt ſind." Auch nimmt es ihn Wunder, daß „die katholiſchen Fürſten, welche in weltlichen Sachen ſo weiſe und klug ſind, in geiſtlichen ſo einfältig und blind, daß ſie ſich durch den Papſt und ſeine Emiſſäre wie

die Büffel bei der Naſe führen laſſen.“ [64] Im Kanton Freiburg fallen ihm die vielen Mönchs- und Frauenklöſter auf, von denen dies Gebiet ganz überladen war, „dann dieſe Häuſer viel von liegenden und andern Gütern den Weltlichen nach und nach abgezwacket, daß die Laici nit mehr von ſo guten Mittlen, wie ſie vor Zeiten geweſen.“ Beſonders zieht das Jeſuitencollegium in Freiburg ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich, „welches ſchier wie ein Kaſtel, ganz feſt und ſchön gebawen iſt, aus welchem man leichtlich die Stadt bezwingen könnte“. Ueber die Habſucht der Jeſuiten bemerkt er noch ſpeziell, „daß ſie vaſt ſo wohl Bettlerordens ſind, als die Kapuziner, ob ſie gleichwohl nit auf den Straßen bettlen. Jedoch ſeien ſie reiche Bettler, die ganze Herrſchaften und adeliche Güter nit allein erbettlen, ſondern auch verkaufen könnten und daß ſowohl die einten als die andern viel von Almuſen ſchreiben und predigen, auch den Leuten ſtark zureden, man ſolle den Armen reichlich geben. Sie vermeinten aber nicht pauperibus, ſondern ihre eigenen Arme, damit ſie wohl heimzutragen hätten. Maßen der Geiz bei ihnen ſo ſtark eingewurzelt, daß ſie auch in etlichen ihrer Klöſter die Eier zu unterſcheiden und die größeren theurer zu geben pflegten, als die kleinen.“ [65] Die wiſſenſchaftlichen Leiſtungen der Jeſuiten werden dagegen, wie ſchon bemerkt, mit Anerkennung erwähnt, wogegen die übrigen Mönchsorden, beſonders die Franziskaner, eine höchſt reſpektloſe Behandlung erfahren. [66]

Aber auch das katholiſche Lehrſyſtem erfährt von unſerm Kritiker ſtarke Anfechtung, beſonders der Heiligenglauben. So läßt er einen katholiſchen Geiſtlichen berichten: „Bei uns gehet es ſo zu, wie vaſt an eines Königs Hof, wo man allerlei Aemter hat. Ihr werdet bei uns einen himmliſchen Burgvogt mit den Schlüſſeln des himmliſchen Palaſtes gemalet ſehen, deſſengleichen underſchiedenliche muliebria officia und Dignitäten, ja auch bis an die Hebammen. Ich fragte, wie lang ſchon ſolche Hofhaltung einge-

führt ſei. Der Meßprieſter antwortet, nachdem die Götter der Römer ihren Kredit verloren und ſonderlich, da die Päpſte in weltlicher Hohheit zugenommen.... Als nämlich die Heiligen der Heiden ihren Kredit verloren, würden es ohne Zweifel die Römer den Päpſten, weil ſie ihnen ſuccedirt, ſolche Aemter überlaſſen haben. Dann ſie hätten auch allerlei ſolche Gattungen von Aemtern ausgetheilt, Pluto über den Reichthumb und die Höll, Mercurius über die Kaufmannſchaft und die Diebe, Pan über die Hirten und das Vieh, welchem ohne Zweifel der vorgemalte Säupatron wird ſuccedirt haben" ꝛc. Darauf rückt nun unſer proteſtantiſche Verfaſſer mit ſeinem Glaubensbekenntniß heraus, worauf es heißt: „Er, Meßprieſter, ſahe nun, daß wir unſern Heiland ehrten und anbeteten und keine minutulos Deos neben ihm hatten, dieweil unſer Heiland ſolches nit haben will. Es heißt nit, kommet zu meinem Kanzler oder Landvogt all, die ihr beſchwert und beladen ſeid; die werden euch erquicken und guten Beſcheid geben. Sondern er ſagt: kommet zu mir, ich will euch erquicken" ꝛc.

Die bedeutendſte Stelle, in welcher neben der Habſucht der Jeſuiten auch ihr Beſtreben, die Erziehung der Jugend an ſich zu reißen, um ſie ihren Zwecken vollſtändig dienſtbar zu machen, in vortrefflicher Weiſe geſchildert wird, iſt jene, wo er einem Bürger von Freiburg die folgenden Worte in den Mund legt:

„Seither wir die Jeſuiten in unſere Statt angenommen, ſind wir nicht allein eifriger in unſerm Gottesdienſt, ſondern auch abergläubiſcher worden und halten nicht mehr ſo gute Correſpondenz mit den Evangeliſchen, wie unſere Vorältern. Daran wären die Jeſuiten nicht eine geringe Urſach. Ich fragte warum? Er antwortet: dieweil ſie die Jugend, welche bei ihnen heutigs Tags mehr und mehr den Musis abwartet als vor dieſem, instruiren, als gewinnen ſie ihren Discipulis das Herz ab, daß wann ſie zu männlichem Alter und in das Regiment kommen, ſie ihnen ganz

gewogen seynd. Denselbigen pflegen sie gleich von Kindheit auf wie auch dem gemeinen Volk die Evangelischen so schwartz abzumalen und abzubilden, daß sie so abscheulich aussehen, als die Dämones. Darzu brauchen sie ihre Commödias, in welchen sie neben vielen recreationen als die Music-Balletten und andere lustige Inventionen, so sie gebrauchen, pflegen sie bisweilen die evangelischen Geistlichen ganz abscheulich in der Höll zu repräsentiren. In ihren Predigten und heimlichen Inquisition brauchen sie eben diese Methode, damit sie ihren Zuhörern ein Grausen vor den Evangelischen eintreiben und ist das nicht die geringste Ursach der Entfremdung der Gemüther. Da gedachte ich bei mir selber, daß sie deßwegen billich für Feinde des Vaterlandes zu achten sind. Sonsten aber lobte er sie von wegen ihrer Geschicklichkeit, Höflichkeit und Emsigkeit, mit Vermelden, daß sie sich insonderheit der Wohlredenheit befleißen, damit sie den Einfältigen das Geld aus dem Säckel schwätzen könnten, sonderlich aber, wie man Testamente machet und Legate verschaffet. Wie die Raben von den todten Körpern sich mästen und feist machen, also werden diese von derselben Verlassenschaft reich und wie die Raben ein Aas von weitem riechen können, also wissen diese Schmacksbrätlein gar bald, wo etwas zu erholen. Daher dann nun ihr fürnembster Fleiß ist, sich bei Potentaten, fürnehmen reichen Leuten zu insinuiren, denen sie gar fein wissen in die Ohren zu blasen (were besser in ein ander Ort, dachte ich). Und gleich wie die Raben, wo sie ihr Nest haben, andere Raubvögel nit dabei nisten lassen, sondern solche so viel möglich vertreiben, oder also tribuliren, bis daß sie anderswohin sich begeben müssen, also machen es die schwarzen Jesuiten mit den Mönchen.“

Eine der dunkelsten Seiten jener Zeit, der dumpfe Aberglaube, der in jener Zeit die Massen beherrschte und in den vielen Hexenprozessen seine entsetzlichen Saturnalien feierte, geht ebenfalls nicht unbeachtet an dem scharf prüfenden Auge unsers

Kritikers vorüber. Bald berichtet er mit gutmüthigem Humor, wie er in einem katholiſchen Kanton die Abbildung eines heiliggeſprochenen Bauernknechts geſehen hat, „wie der nämlich ſein Gebet verrichtet und dazwiſchen die Engel (wie ſie vorgaben) für ihn zu Acker fahren thäten, damit er ſeinem ſtrengen Herrn oder Meiſter nichts verſaumte.“ [68] Dann wird aber erwähnt, daß beim Volke allgemein der Glauben herrſche, Gewitterſtürme rühren von Hexen her, „dann es zimblich viel des Ungezifers gebe und ſonderlich in Surſee, wo man vor etwas Zeit viel Hexen ja auch von vornemmen Weibern geköpft und verbrennt hat.“ [79]

Ueber den Hexenglauben jener Zeit gibt überhaupt das Büchlein ſehr intereſſante Aufſchlüſſe, beſonders nach jener Seite hin, daß dieſer Glaube mit demjenigen an perſönliche Teufel auf's Innigſte zuſammenhing. Und ſo tief war dieſer Glaube damals eingewurzelt, daß auch unſer ſcharfſinnige und aufgeklärte Patrizier nur hie und da ſeine Zweifel an die Wahrhaftigkeit dieſer Vorgänge (zumeiſt in ironiſcher Weiſe) durchſchimmern läßt. So läßt Graviſeth an einer Stelle die Bemerkung fallen, daß „etlich ſtark zweifelten, ob es die Hexen oder der Teufel ſelbſt thäte, was man von ihnen ausgibt und ob es nit etwan nur ein bloßer Traum oder Imagination und wann man es recht nennen will, ein pur lauterer teufliſcher Betrug ſei“, worauf Einer der Reiſegefährten erwiedert: „daß hiervon viel zu reden; dann daß es aus Verhängnuß Gottes die Teufel, ſo in den Lüften ſchweben, die Wolken zuſammentreiben und auch außer ihrer gewohnlichen Zeit gefrieren, Donner, Hagel und Schloſſen machen und die Frucht auf dem Felde verderben und durch ungeſtüme Wind ganze Dörfer umwehen können, das iſt insgemein und auch aus den heiligen Codicis wohl bekannt und demnach iſt gewiß, daß, ob die Hexen ſich es einbilden, als wenn ſie Solches thäten, daß es doch bei denſelbigen eine lautere Imagination (ſo aber doch mit ihrer Zuſtim-

mung bestätiget wird) und sie solches ganz nicht, sondern nur der böse Feind thun.“ [70] Was aber von diesem Gewährsmann unsers Schriftstellers in Uebereinstimmung mit den „heiligen codicibus“ den Teufeln zugeschrieben ward, wird von Andern direkt den Hexen als ihr eigenes Werk in die Schuhe geschoben; [71] worüber Graviseth jedoch die spöttische, seinen vollständigen Unglauben an solche Hexenkünste beurkundende Bemerkung machen läßt: „es müsse ein einfältiger und schlechter Teufel sein, welcher sich von einem solchen alten Weib bezwingen ließe und sie dergestalt noch ärger, als der Teuffel selbst sein müsse.“ Als Beweis, „daß es bisweilen ein lautere Phantasie und Einbildung bei solchen (Hexen) sei“, wird berichtet, „daß man niemals einer solchen gefangenen Hexen ihr Schmir und Gabel in ein gewiß Zimmer gegeben, sie von Banden ledig gemacht, mit der Erlaubniß, daß wann sie könnte hinfahren, sollte sie ledig sein. Sie ist aber nach gebrauchter ihrer vermeinten Hexenkunst nur darnieder gesunken und als todt eine Zeit lang liegen blieben. Als sie nun wieder zu sich selbst kommen und man sie gefragt, wo sie gewesen, hat sie das Ort genennet, darauf sie ihren Dantz gehalten und hab sich dabei ein artlicher Poß zugetragen, dessen sie alle zu lachen gehabt; dann der Pfeiffer, so ihnen zu dantzen aufgemacht, sei oben auf einem Baum gesessen und wie der Dantz am besten gewesen, ist der Ast mit ihm gebrochen und herunter gefallen. So hab sie auch unterwegs einem gewissen Bawren, den sie genennet, ein paar Rinder verderbt. Da hat man hingeschickt und sich erkundigt, so hat man (weder) das einte noch das ander wie sie gesagt, befunden.“ [72] Graviseth bekennt überhaupt wiederholt seinen Unglauben an diese Hexengeschichten und erwähnt mit Behagen, daß die Richter „in solchen Casibus eher müde werden, als der Justitia ein Genügen geschehen sei, wie solches die Unterwaldner in Helvetien wohl erfahren und möchten sie vielleicht die Antwort bekommen, so ein Hex ihren Inquisitoribus

geben. Da dieſelben ſie gefragt, wer ihre Complices und Geſpielen wären, ſagte ſie: gehet hin und fraget euere Weiber!"

So bezeichnend es übrigens für unſern Autor iſt, daß er die meiſten der für ſeine Zeit unumgänglichen Hexengeſchichten einem Schwaben in den Mund legt, ſo erfahren wir andererſeits von einem ſeiner ſchweizeriſchen Gewährsmänner hinſichtlich der Strafen, welche in der Schweiz über die Hexen verhängt wurden, „daß in Bern, wann ſie keine Menſchen verderbt, man ſie pflege mit dem Schwert und Feuer zu richten, die andern aber zwar wohl mit dem Feuer lebendig, doch alſo und dergeſtalten zu verbrennen, daß ſie bald von den Flammen und Rauch erſticken", worauf der Schwabe bemerkt, daß die Strafen mit dem Schwert für ſolche Leute mild ſei, indem ſie dem Adel allein zuſtehe und in ſeiner Heimat nur als außerordentliche Begünſtigung, „etwan jungen Hexen, ſo von andern verführt worden und noch keinen oder weng Schaden gethan, könne auferlegt werden". [73]

In Zürich fand 1701 beſonders auf Einwirken des mehrerwähnten, fanatiſchen Antiſtes Klingler hin noch ein in aller Form durchgeführter großer Hexenprozeß gegen ſieben Weiber und einen Mann aus Waſterkingen ſtatt, die auf der Folter verhört ihren unzüchtigen Umgang mit dem Teufel wirklich geglaubt und bekannt hatten. Ein Weib wurde verbrannt, die übrigen ſieben Perſonen durch das Schwert hingerichtet. [74] Ein ferneres höchſt merkwürdiges Beiſpiel, welches zugleich von dem überaus niedrigen Bildungszuſtande, ſowie von der höchſt beſchränkten Anſchauungsweiſe eines Theils der Zürcheriſchen Geiſtlichkeit jener Zeit Zeugniß gibt, liefert ein Brief des Pfarrers Huber in Raſz (vom 26. Januar 1702), der durch die Opfer, welche im vorhergehenden Jahre in ſeiner Nachbargemeinde Waſterkingen einem zelotiſchen Inquiſitionsverfahren erlegen waren, noch nicht befriedigt, den Landvogt Hirzel in Eglisau

aufforderte, in ſeiner eigenen Gemeinde einen ähnlichen Prozeß einzuleiten, welches Begehren er in folgender haarſträubender Weiſe motivirte, die zugleich den barbariſchen Styl jener Zeit kundgibt:

«Monsieur est très honoré Baylif!

„Seitdem die Magia und unfläthigen Diabolismi in nervum erumpirt, iſt allhier ein rechtes Chaos und ſoviel mir heute und geſtern de novo zu Ohren gekommen, muſſ von Seiten der Hebamm ein heimliche Verſtändtnuß mit dem Diabolo ſein, Magia implicita, occultum fœdus, quo mediante ſelbe die Leute curirt hat: N. B. ſo eine rechte Diableterie, wie experientia doziret. Iſt zu thun um die Seel', wenn ſie anders noch curabilis erachtet wird, wozu dienet die Tortur und die völlige confessio, ſo dadurch herauskommen muß, ſonſt iſt keine remissio peccati folgends keine Seligkeit, ſondern ein ewig esclavage dans l'enfer..... Danahen ſeit dem leidigen Waſterkinger Unrath dieß Naſz aller Orten ein gleiches Prädicament berüchtigt worden, daß ich ſchon oft gewünſcht hätte, dieſe oras niemals geſehen zu haben. Meines Erachtens wird M. G. Herr Landvogt ratione officii wohl thun, dieſem malo zur Wurzel zu greifen, damit die noch Geſunden präſervirt, die Angeſteckten mit rauhem Beſen ausgekehrt und exstirpirt, dadurch Ehr Gottes gerettet, Reich des Teufels zerſtört und wahr gemacht werde auch hier, was im Katechismusbeth ſteht, daß dergleichen Intereſſirten im Reich des Satans Ausgang ſei die zeitliche Schand, wo nicht gar die ewige Verdammniß. Mein G. Herr Landvogt wird noch ein oeuvre de charité an dieſer elenden Hebamm thun, wenn er dieſelbe zur Confeſſion oder Abladung durch Jemanden wird ernſtlich ermahnen laſſen unter Prätext einer gnädigen Urtheil, wo nicht mit Bedräuung Vulcani. Ihre Schweſter iſt in gleichem Ruf und ſind mir bei zwei Tagen zwei Müſterli geleidet worden gleichen Schlags wie der Hebamme ſind. Wenn der

Wagen fällt, ſind der Räderen vier. Alles hat ſeine Zeit und ſeit einem halben Jahr hat die Hebamm keine Ruhe mehr gehabt, hat müſſen laufen und rennen wie unſinnig. Forsan par le mouvement de son Maitre son terme estant peut être passé. Lachsnen, wie man ex vulgo redet, hat gar viele species, welche alle præludia und progymnasmata ſind zum höchſten Grad Magiæ, alles Leiterli zum Feuer, eines mehr als das andere. O der Teufel iſt mille artifex, juratissimus hostis Dei et hominum.

«Je demeure avec mes compliments» etc.

Zur Ehre des Landvogts iſt keine Spur vorhanden, daß er auf dieſe gräßliche Zumuthung, welche ein ganz hübſches Ketzergericht unverhüllt neuerdings in Ausſicht ſtellte, eingegangen.[75]

Doch genug von dieſen Ausſchreitungen einer kranken Phantaſie und eines ungebildeten Geiſtes, die jedoch hier nicht umgangen werden konnten, weil ſie einen wichtigen Zug zur Phyſiognomie jener Zeit enthalten und zugleich die geiſtige Geſundheit unſers edlen Patriziers neuerdings offenbaren. Die bisherigen Mittheilungen weiſen anſchaulich nach, wie Graviſeth's ſcharfer, kritiſcher Blick ſo vielfache politiſche und ſoziale Zuſtände ſeiner Zeit einer ſtrengen Prüfung unterwarf. Ihre volle Bedeutung erhält aber dieſe Kerngeſtalt in ſchwacher, trüber Zeit erſt dadurch für uns, wenn wir neben ſeiner negativ-ſatyriſch-kritiſchen Anlage auch den poſitiven reformatoriſchen Charakter des Mannes, wie er ebenfalls auf höchſt wichtigen Gebieten des damaligen öffentlichen Lebens ſich kundgibt, in's Auge faſſen.

So dringt Graviſeth, mit klarem Verſtändniß der Haupterforderniſſe eines geſunden Verkehrslebens auf Uebereinſtimmung in Münze, Maßen und Gewichten und regt damit eine Reform an, die erſt 200 Jahre ſpäter ausgeführt wurde.[76] Beſonders kräftig ſpricht er ſich gegen die damalige ſchlechte bernſche Münze aus und erklärt dieſen Uebelſtand dadurch, „daß nachdem die

alten Handmünzen vast geschmolzen, haben die Helvetier neue Handmünzen schlagen lassen nach dem Hochwerth der Silber- und Goldsorten, wie sie damalen gangen. Und wie man nun etliche Jahr hernach die Sorten abgerufen hat und auf den alten Schlag wieder gesetzt, als hat man die kleine Handmünze proportionaliter abgerufen. Allein die Berner hätten ihre Handmünz nit abrufen wöllen wie die andern Helvetier, darum sie so verhaßt ist.“ Als Ursache dieser Weigerung wird angegeben, „daß etlich der Fürnemsten (wie man vermuthet) die gar viel solcher Münzen gehabt und nicht begehret etwas daran zu verlieren, mit ihrer angebornen Beredsamkeit die Comitiales (welche bisweilen den Braten nit eher riechen, bis daß er gegessen ist) unter dem Schein des gemeinen Nutzens persuadirt haben, daß man sie in ihrem vermeinten Valor verbleiben lassen soll, welches aber bis dato viel Ungelegenheit im Land verursachet, dann so lang solche schlechte Münz den Gang haben wird, ist schlechte Hoffnung, daß die benachbarten andern Helvetier ganz rechtschaffene gute Münze schlagen werden, ob zwar der übrigen Helvetier Münze respective besser ist, als der Berner ihre.“ .. Es thue aber eine Obrigkeit übel, „wann sie außerhalb großen Nothfalls als in Kriegsnöthen und das nur auf eine Zeit die geringere oder unwerthe Münze schlagen lasse. Dann man bringt sie nit allein damit in Verachtung und Haß der Fremden, sondern auch der Inheimischen. Maßen es dann geschehen, daß als ein Bawer seines Herrn neue Münz gesehen und dieselbe etwas roth geschienen, er solche nicht annehmen wöllen und da man ihm gesagt, es sei seines Fürsten Gepräg selbsten und daß sein Bildnuß darauf stehe, hat er solche beschaut und endlich gesagt, er glaube nit, daß solche seines Fürsten Münz sei, dann sein Fürst keine so rothe, kupferne Nas habe, wie er dem nach hie repräsentirt sei.“[77] Historisch bedeutsam für unsere schweizerische Münzgeschichte ist noch die in der »Heutelia« ausgesprochene Ansicht: „daß auch

rathsam wäre, wenn man an die größern Münzen (die gar kleine Handmünze ausgenommen) auf die eine Seite die Jahrzahl in welcher sie geprägt worden und auf die andere Seite den Valor darzu setzen würde."[78] In der That scheint denn auch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts das bernische Münzwesen, welches Regal 1678 an Hans Rudolf Willading verpachtet wurde, auf einen festeren Fuß gekommen zu sein.[79]

Eine andere sehr anerkennenswerthe Seite Graviseths zeigt sich in seiner Kritik und seinen Vorschlägen hinsichtlich der damaligen Kriminal-Justiz. So beschwert er sich über die rasche Hinrichtung nach gefälltem Todesurtheil, „also daß der Patient nit lang Platz hat, sich zum Tod zu disponiren", worauf er jedoch von anderer Seite die Gewährung einer längeren Frist zugeben läßt, indem es dort „spißle- oder klubsweis wie man die Vögel verkauft, ja auch bei dem Dutzet, denen man auf einmal und mit einandern das Provianthaus versperret und solche aufhenket".[80] Wie traurig es überhaupt in jener Zeit mit dem Zustand der Kriminalgesetzgebung aussehen mußte, ergibt sich aus folgenden, mehr als sechszig Jahre später geschriebenen Worten des Zürcher-Landvogtes Johann Kaspar Escher, der sowohl an wissenschaftlicher Bildung, humanem Sinn, wie an Kraft und Kernhaftigkeit der Gesinnung ein würdiges Gegenbild zu unserm Berner bildet. Escher sagt nämlich in seiner schon erwähnten Denkschrift über die Verwaltung des Amtes Kyburg:

„Wann es an die Endurtheile gehet, ist beschwerlich, daß der Richter weder in Zürich noch auf Kyburg ein rechtes, vollständiges Poenal-Gesetz hat, nach welchem er urtheilen kann. Das große Mandat drückt zwar einige Laster aus, die an Leib und Leben sollen gestraft werden, aber nit alle und in solchen General-Terminis, daß wenig darauf zu gründen, wie dann auch dergleichen Mandat bei Weitem nit mit dem Fleiß und der Attention ausgefertigt werden, welche zu einem

rechten Pœnal-Gesetz erforderlich. Danahen kann man wohl sagen, daß bei uns der Menschen Ehr, Leib und Leben stehe in arbitrio Judicis; darum dann auch oft über gleiche Fälle so ungleich geurtheilet wird.“ [81]

Um so mehr Anerkennung verdient es unter diesen Umständen, daß mehr als ein halbes Jahrhundert früher unser bernische Reformer ziemlich genau den Unterschied von dolus und culpa aufstellt [82] und für culposen Todtschlag Begnadigung von der Todesstrafe eintreten lassen will, sowie sein muthvolles, von eben so tüchtiger wissenschaftlicher Erkenntniß, wie von seinem humanen Sinne zeugendes Auftreten gegen die leichtfertige Anwendung der Tortur. [83] Graviseth knüpft an diese Auseinandersetzung die folgende Erzählung, welche über die barbarische und willkürliche Justiz jener Zeit Aufschluß ertheilt. Er sagt: „Der Lakai eines Hauptmanns von Solothurn wurde in einer gewissen Vogtei nit weit von gemelter Stadt weil er ein Pferd gestohlen, jedoch sonst weiters nichts namhaftes begangen, eingezogen. Der Landvogt berichtet nach gemeinem Brauch seine Obrigkeit, die befehlet, ihn aufhenken zu lassen. Der Landvogt communicirt das Schreiben einem gelehrten Geistlichen seiner Landvogtei. Dieses Urtheil gedunket ihnen beidensammen zu streng zu sein und vermeinten, es sei vielleicht ein Fehler in der Kanzlei geschehen; wie dann eben auch daselbst auf ein Zeit ein grober Fehler ist begangen worden von wegen eines armen Menschen, den man auf dem Land lebendig hat auf dem Rad verschmachten lassen. *) Derohalben schrieb dieser Landvogt nochmalen an sein Obrigkeit; dem wurde mit schwarzer Dinten geantwortet, er sollte exequiren,

*) Der Sekretär hatte vergessen, die übliche Klausel des sogenannten Gnadenstoßes dem Urtheil beizusetzen, so daß der Unglückliche einige Tage mit zerbrochenen Gliedern auf dem Rade lebend lag, bis die Obrigkeit Bericht davon erhielt und nun den Henker zu ihm sandte, um den Verurtheilten vollends zu erwürgen. („Da giengen uns die Haar zu Berg, da wir solches höreten.“)

was ihm befohlen worden. Muſte alſo dieſer arme Tropf hangen, welchem in wenig Tagen hernach ſeine Kleider, ſo ſeines Herrn Livrée war, bei Nacht ausgezogen worden. Bald hernach wurde ebendaſelbſt ein anderer gefangen, der etliche Roß und andere Sachen mehr geſtohlen und er kam mit dem Leben davon. Daraus dann — ſchließt Graviſeth treffend — genugſamlich zu ſehen und abzunehmen, wie ungleich die Sententien formirt werden, wo man nicht exacte procedirt, fürnemlich in denen rebus publicis, wo keine gelehrte Juriſten consultirt werden, und ſonderlich wo die Rathsherren unfleißig in den Rath gehen.“ [84] Es iſt eine wohlthuende Erſcheinung, zu ſehen, wie der geſinnungsverwandte Eſcher, der ſelbſt berichtet, während ſeiner ſechsjährigen Amtsperiode in Kyburg die Tortur nur ein einziges Mal angewendet zu haben, auch hierin mit unſerm braven Berner übereinſtimmt.[85] Solche Erſcheinungen heben ſich um ſo leuchtender von dem dunkeln Hintergrunde jener Zeit ab, in welcher die Tortur das hauptſächliche Unterſuchungsmittel bildete und dieſelbe auch von der großen Mehrzahl der Theologen als etwas Selbſtverſtändliches und Nothwendiges betrachtet wurde.[86]

Von dem geſunden Gemeinſinn Graviſeths zeugt auch die folgende, gegen das beſonders in den Städteariſtokratien herrſchende burgerliche Monopolſyſtem gerichtete Stelle:

„Mit den Gwerben aber hat es eine ſolche Beſchaffenheit, daß die basleriſchen und andere Kaufleute ihren Nutzen in den berniſchen Jahrmärkten wohl zu ſchaffen wiſſen. Man habe ſich zwar unterſtanden, gewiſſe Monopolia und Hantierung anzuſtellen, welche aber gleich zu Grund gangen. Alſo gehe man jetzt mit um, ein new monopoliſch Leinwat-Gewerb einzuführen, welches wohl löblich und gut wär, ſo fern es denen gemeinen Unterthanen nit ſchädlich und den helvetiſchen Verträgen und Freiheiten, wie es Etliche vermeinen wollen, nit zuwider ſein wurde; dann ein freie Handlung einzuführen, ſei ein

löbliche Sach. Hingegen bei freien Völkern die freien Handlungen in gezwungene zu verwandeln, sei oft mißlich. Derohalben soll man in allwegen dahin trachten, daß der gemeine Nutz dem Privatnutzen möge vorgezogen werden.“[87] Auch in diesem wichtigen Punkte sehen wir unsern Graviseth seiner Zeit um anderthalb Jahrhunderte vorauseilen, ja sogar diese seine liberale Gesinnung gerade in jener Zeit klar und entschieden aussprechen, in welcher das selbstsüchtige und engherzige Abschließungs- und Monopolsystem der Städte gegenüber ihren Landschaften zum letzten Abschluß, zur vollen Herrschaft gelangte.

Am reinsten und mächtigsten offenbart sich jedoch der eben so selbstständige, hochsinnige als warm-patriotische Geist des Mannes da, wo er auf den fremden Söldnerdienst und die Intriguen der Gesandten fremder Mächte zu sprechen kommt, wobei er einen Gastwirth den sehnlichen Wunsch äußern läßt, „daß die Helvetier insgemein wären, wie ihre frommen Altvordern gewesen seind, welche sich mit demjenigen, was ihnen Gott im Lande beschceret, vergnügen lassen„.[88] Und hierauf bemerkt der Verfasser der „Heutelia“: „Wir verwunderten uns ab seinen freien Discursen und dieweil er etwas trunken, dann er schon einen kleinen Dampf gehabt, wie er zu uns kommen, dachte ich an das Sprichwort in vino veritas. Gleichwohl vermerkten wir, daß dieser Wirth noch ein altes ziemlich guts helvetisches Gmüth hatte, welches bei ihnen heutiges Tags nicht so gemein ist, seithero die Welt immer spitzfindiger, arglistiger und betrüglicher worden.“[89]

Diese Virtus des Mannes wird denn auch so mächtig in ihm, daß sie sogar sein stark ausgeprägtes Standesbewußtsein theilweis zu überwinden vermag, ein Läuterungsprozeß, der, dem eigenthümlichen Charakter unsers Patriziers durchaus angemessen, sowohl in humoristischer als ernster Weise sich vollzieht. So hält er es für durchaus angemessen, wenn adlige Fräulein auch bürgerliche Gatten wählen würden, „dieweil es besser ist, außerthalb des

Adels ein verheurathete eheliche Matrona zu ſein, als aus Mangel einer adelichen Ehepartie in dem ledigen Stand gezwungen leben und brennen oder gar auch unter dem Vorgeben des adeligen Standes ein ungebührliches, unzüchtiges Leben führen." Dann betont er aber mit aller Kraft und zu wiederholten Malen, daß das Weſen des Adels nicht darin beſtehe, daß man durch ſeine Geburt dem Stande angehöre. Im Gegentheil, behauptet er, „der rechte Adel beſtehet im Gemüth, nicht im Geblüt", „die Tugend iſt das rechte Kennzeichen eines Edelmanns" und:

„Nicht das Geſchlecht, ſondern der Verſtand,
Auch mehr das Volk und nicht das Land,
Sondern wann das Gemüth iſt gut,
Dasſelb den Menſchen adeln thut."

Und an anderer Stelle: „Wo die Tugend vorhanden iſt, da ſtehet auch ſchön darbei das adelige Geſchlecht und die adeligen Ahnen, wie man ſie heißet. Die Tugend ſei eines Edelmanns Schild; die adeligen Ahnen wären gleichſam die Zierd oder das Gemäld, womit man den Schild zieret. Sich aber allein auf ſeiner Voreltern Tugend und Geſchlecht zu berufen und davon zu degeneriren, dienet mehr zu Schand als zu Ehren... Dahero dieſe Vers nicht unbillig in Acht genommen werden:

Die adeligen Sitten mehr
Zu achten, als wo man kommt her;
Dann dieſes iſt der rechte Adel,
Der an den Sitten hat kein Tadel."

Ganz beſonders warm und energiſch ſpricht aber Graviſeth ſeine kernhafte, patriotiſche Geſinnung in folgender, von ihm frei aus dem Lateiniſchen überſetzten Strophe aus:[90]

„Eim Jeden iſt es angeboren,
Daß ihm ſein Vaterland erkoren,
Vor allen andern lieben thut,
Dahin ſich lenkt mit ſeinem Muth,
Und deſſen nimmermehr vergißt,
Wo er auch jemals g'weſen iſt."

3. Johannes Grob.

Es ist ein erhebender Anblick, zu sehen, wie eine stürmisch bewegte, von großen Kämpfen erschütterte und durchgerüttelte Zeit auch große, gewaltige Charaktere erzeugt, wie sie theils in den Kämpfen der Völker um ihre politische und nationale Unabhängigkeit, theils in Zeiten innerer Gährung zu Tage treten. Mit ganz eigenthümlichem Behagen ruht aber unser Auge auf jenen Männergestalten, jenen ächten Rittern vom Staal und von Stahl, die in Zeiten dumpfer Apathie und willenloser Hingebung an das Hergebrachte frei und fest dastehen und dem ermatteten Geschlechte das Erbe stolzer Männlichkeit im kräftigen Herzen bewahren. Wohl sind diese Kernburschen zuweilen recht knorrig und eckig geblieben im schroffen Gegensatz zur abgeschliffenen, jedes festen Gepräges und originellen Ausdruckes ledigen Gesellschaft, über welche sie dann so grimmig losziehen, wie unser Graviseth dieß redlich gethan. Tritt aber zur Festigkeit des Charakters jene höhere, wissenschaftliche und künstlerische Bildung, die so leicht den aufbrechenden Zorn in ein humoristisches Lächeln aufzulösen vermag, so gewinnt eine solche Erscheinung um so mehr Reiz, je reicher sie an Geist und Gemüth ausgestattet ist. Zu diesen Charakterfiguren und in die erste Linie derselben gehört nun der geistesfrische Toggenburger, dessen Name die Ueberschrift dieses Abschnittes bildet und der hier seine eben so lang entbehrte, als wohlverdiente Stellung in der Geschichte unserer politischen und Kulturbestrebungen neben dem bernischen Patrizier einnehmen soll, mit dem er so Vieles gemein hat. Auch über Grob und seine Lebensverhältnisse liegt nicht Vieles vor, doch genug, um

sein Charakterbild auf der natürlichen Grundlage seiner äußern Entwicklung und Lebensstellung aufbauen zu können.[90]

Grobs Vorfahren lebten seit Jahrhunderten im Toggenburg; sein Vater, Johannes, siedelte vom Stamm-Sitze im Furth bei St. Peterszell nach Enzenschwil (schon damals auch Groben-enzenschwil genannt) über, einer hochgelegenen Häusergruppe an der südlichen Grenze der Pfarrei Oberglatt. Der Vater Grob, einer der reichsten und angesehensten Toggenburger seiner Zeit,[91] spielte in den öffentlichen Angelegenheiten des Toggenburgs eine Hauptrolle, war Mitglied des Gerichts zu Tägerschen und gelangte zu der höchsten Amtswürde, welche ein evangelischer Toggenburger jener Zeit erlangen konnte, er wurde Kommissarius seines Bezirkes.[92] 1645 wählte ihn die reformirte Geistlichkeit im Toggenburg zu einem der drei aus den Laien genommenen Beisitzern ihres Kapitels. Schon 1666 hob jedoch der energische Abt Gallus II. Alt, wahrscheinlich bestimmt durch den despotisch-fanatischen Landvogt Wolfgang Fr. Schorno von Schwyz, den er später um seiner gegen die Reformirten ausgeübten Gewaltthätigkeiten willen absetzen ließ, diese Stelle der Laien-Beisitzer unter dem Vorwande anmaßender Eingriffe in seine oberherrlichen Rechte wieder auf.[93] Bei der wenige Jahre darauf stattfindenden Versammlung der Landesausschüsse (1670) legte dann Vater Grob auch seine Kommissariatsstelle freiwillig nieder.

Unser Johannes Grob wurde 1643 in Enzenschwil, der neuen Heimat seines Vaters, geboren, wuchs in behaglicher Umgebung in der gesunden Atmosphäre seines einsamen Bergdorfes fröhlich auf und zeigte schon in der Dorfschule so lebhaften Geist und große Wißbegierde, daß sein Vater ihm durch den Ortsgeistlichen, Konrad Richard von Basel, Privatunterricht, besonders in der lateinischen Sprache, ertheilen ließ. Er sandte ihn dann nach Zürich, das um seines wissenschaftlichen Lebens und seiner großen Gelehrten willen weit herum berühmt war. Nachdem Grob den

ordentlichen Studiengang vollständig durchgemacht und sein siebenzehntes Jahr zurückgelegt hatte, folgte er einer lebhaften Neigung, das Ausland zu besuchen und trat 1661 in die von Kurfürst Johann Georg II. von Sachsen im gleichen Jahre neu errichtete Kompagnie schweizerischer Musketenschützen ein, aus welcher er schon 1664 mit ehrenvollem Abschied wieder austrat, da dieß Leben seinen wissenschaftlichen Neigungen wohl nicht auf die Länge entsprechen konnte und er zugleich von dem heißen Wunsche beseelt war, seine frische Jugendkraft und geistige Empfänglichkeit auf Reisen noch weiter auszubilden. Von einem Freunde begleitet, begab er sich nach Paris, von dort nach Bremen und Hamburg, schiffte nach London über und kehrte dann nach einem Streifzug durch Friesland, Holland und Belgien nach Paris zurück, von wo aus er jedoch auf das Verlangen seiner Aeltern hin schon vor Ende 1664 wieder nach Hause zurückkehrte. Wie lebhaft diese Reise-Eindrücke seinem offenen Sinne sich einprägten, davon zeugen, neben vielen andern, die folgenden Epigramme:[94]

Hamburg.

Ich bin durch Handelschaft so groß und herrlich worden,
Daß ich zu dieser Zeit den Königen im Norden
Begierd und Neid erweck. Ich steh' auch unerschreckt,
Wenn mich, o Adler, nur dein starker Flügel deckt.

Prag.

Der Böhmen Mutterstadt beschließt in weiten Mauern
Studenten, Edelleut, Hebräer, Burger, Bauern,
Soldaten, Bettelvolk und Pfaffen allerhand;
Ist Schule, Hof, Spital, Burg, Kloster, Stadt und Land.

Nürnberg.

Mein Rath ist wohl bestellt, die Mauern stehen schöne,
Und meine Burger sind fast alle Pallassöhne.
Was in mir Kopf und Hand nicht findet oder macht,
Das sei man anderswo zu suchen nicht bedacht.

Es war eine stürmisch bewegte Zeit, als der wissenschaftlich gebildete Jüngling mit gereiftem, durch vielfache Erlebnisse und

die Ansicht großer Lebensverhältnisse bereichertem Geiste in die Heimat zurückkehrte, in welcher der von dem hitzköpfigen Landvogt Schorno mit Erbitterung geführte Kampf mit den reformirten Toggenburgern eben in voller Blüthe stand. So hart war Schorno's Regiment, daß er von 1661 bis 1663 vier evangelische Pfarrer als des Landsfriedenbruches schuldig eigenmächtig entließ und einen Anton Steiger, der öffentlich behauptet hatte, die Mutter Christi sei wie andere Menschen in Sünden geboren, zur Kirchenbuße und einer Geldstrafe von mehr als 400 Gulden (eine für jene Zeit namhafte Summe) verurtheilte. In einer Beschwerdeschrift der evangelischen Geistlichen des Toggenburgs jener Tage, welche die Klagen der Landschaft zusammenfaßte und von Landammann Elmer von Glarus der äbtlichen Regierung 1665 eingegeben wurde, hieß es: man hindere die Toggenburger an ihren Religionsübungen, da man sie nicht frei predigen, selten Christenlehre halten und nicht singen lasse. Man nöthige sie zu katholischen Kirchengebräuchen wie zum Hutabnehmen beim Gebetläuten, zum Beten des Ave Maria, zum Halten der katholischen Festtage ꝛc.; man bestrafe die reformirten Uebertreter des Landfriedens viel härter als die katholischen und unterwerfe ihre Religionsangelegenheiten ganz dem Landrathe, der zum größten Theile aus Katholischen bestehe; man wende Alles an, ihre Religion zu verdrängen, locke mit Geld ihre Leute an, wieder katholisch zu werden, nehme viele Katholiken, aber nur sehr wenige Reformirte zu Hintersäßen und wieder viele solche katholische Hintersäßen als Landleute auf, um die verhältnißmäßig kleine Zahl der Katholiken im Toggenburg zu vergrößern; man habe schon einige Reformirte aus dem Verzeichnisse der Landleute ausgestrichen, lasse unehliche Kinder katholisch erziehen, wenn schon ihre Väter Reformirte seien und strafe jene Katholiken, welche reformirte Frauen heirathen; auch höre man oft heimliche Kundschaften ab, lege übertriebene Geldbußen auf, schließe die

Reformirten von Aemtern und Lehen aus, verhafte Leute, die das Recht vertrösten könnten und verbiete ihnen, über ihre Beschwerden außerhalb des Landes sich zu berathen. Auch die zürcherische Geistlichkeit stellte dem Rathe in Zürich vor, „wie die Kirche im Toggenburg in großen Drangsalen und unerträglichem Jammer sei", und bat ihn, „mit allen Mitteln, die ihm Gott verliehen hätte, diese Tyrannei des Gewissens zu zerstören", weil sonst der Untergang der evangelischen Kirche des Toggenburgs zu befürchten sei.[95] Ein toggenburgischer Geistlicher, Jost Grob von Krummenau, damals Pfarrer in Wädenschweil, schrieb sogar ein eigenes Buch über den „beschwerlichen Zustand der evangelischen Kirche im Toggenburg"[96] und in Zürich kam ein Spottlied über Abt Gall und seine Minister heraus: „Ach Toggenburg, wie steht's um dich", in welchem die dem bekannten Haushofmeister gewidmete Strophe mit den Worten anhebt:

„Der wälsch Fidel von Thurm,
Der groß giftig Drachenwurm" ꝛc.

Der Zwist wurde durch die erwähnte Entfernung des übermüthigen Landvogtes, die 1669 stattfand, auf einige Zeit zurückgedrängt, um jedoch bald wieder durch den natürlichen Gegensatz, in welchem das lebhafte, freiheitsstolze und glaubensfeste reformirte Toggenburgervolk zu seinem katholischen Fürsten stand, der die Zügel seiner Herrschaft sowohl seinen Unterthanen gegenüber als im Innern des Klosters straff anzuziehen wußte, neuerdings aufzubrennen. An den Kämpfen der Sechzigerjahre scheint Grob sich jedoch nicht stark betheiligt zu haben, da weder seine Schriften, noch die Mittheilungen Bernets diesen Punkt berühren.

Grob wählte bei seiner Rückkehr Lichtensteig, den Hauptort der Grafschaft, zu seinem Wohnsitze, siedelte aber schon nach einigen Jahren nach seinem Geburtsort über, wohl um während dieser stürmischen Zeit in der Nähe des Vaters sich zu befinden. Durch seinen Leinwandhandel erwarb er sich ein kleines eigenes

Vermögen, das 1673, als in allen toggenburgischen Gemeinden der Vermögenszustand sämmtlicher Genossenbürger aufgenommen und dem Landvogte mitgetheilt werden mußte, erst die Summe von tausend Gulden betrug. Seine Mußezeit widmete er schon damals [97] dem Studium der Geschichte und Mathematik, besonders aber dichterischen Versuchen, mit denen er sich seit seinen Jünglingsjahren beschäftigt hatte, wobei sein Aufenthalt in Sachsen ihm hauptsächliche Anregungen geboten haben mag. Grob kannte außerdem fünf Sprachen und hatte sich besonders in der deutschen und lateinischen eigentlich wissenschaftliche Kenntniß erworben. Von dem Erfolge seiner Studien der deutschen Sprache, die er in einer für jene Zeit seltenen Reinheit schrieb, wird bei der Besprechung seiner schriftstellerischen Werke die Rede sein.

Aber nicht nur in weiteren gebildeten Kreisen, sondern auch im engeren Kreise der Heimat und unter seinen Mitbürgern erwarb Grob durch seine hervorragenden Geistesfähigkeiten, seine reichen Kenntnisse und seinen tüchtigen Charakter allgemeine Achtung. Bei der schon erwähnten Resignation seines Vaters von der Stelle eines Kommissarius wurde denn Grob von den versammelten Landesausschüssen zum Kommissär des dritten Bezirkes gewählt, welche Stelle er aber schon in der Versammlung der Ausschüsse vom 22. Juni 1673 niederlegen wollte, was jedoch von den Deputirten nicht angenommen wurde. Es geschah dies in Folge mannigfacher Unbill, die Grobs Vater wie er von ähtlicher Seite zu erdulden hatte, wodurch er denn ebenfalls in den Strudel der Bewegung hinein gerissen wurde, aus dem er sich später, wie es scheint, nur durch freiwillige Auswanderung zu retten vermochte. Um jedoch die Ursache seines Resignationsversuches klar erkennen zu können, müssen wir uns einen kurzen Rückblick auf die sachbezüglichen Zustände gestatten, wie sie zur Zeit der Kirchentrennung sich gestaltet hatten.

Vor und während dieser Katastrophe besaß das Frauenkloster

Magdenau den großen und kleinen Zehnten und das Kollaturrecht in Oberglatt, wogegen es verpflichtet war, den Pfarrer zu besolden, sowie die Kirche, das Pfarrhaus und die Brücke zu unterhalten. Nachdem Oberglatt zum evangelischen Bekenntniß übergetreten war, verkaufte das Kloster seine Rechte und Pflichten an die Gemeinde, die Kollatur zog aber der Abt an sich. Im Verlauf der Zeit traten einige und allmälig immer mehr Bürger von Oberglatt wieder zur römischen Kirche über und forderten, als sie zu einer ziemlichen Zahl angewachsen waren, einen eigenen Gottesdienst, dessen Kosten aus dem Kirchengut der Gemeinde bestritten werden sollten, wozu der Landesherr von Flawil aus Anweisung ertheilte. Diese Angelegenheit verursachte mannigfache Streitigkeiten, so daß sie erst im Jahre 1611 ihre feste Gestaltung erhielt. Der Gemeinde ward das Recht zugesprochen, für die Verwaltung des Kirchengutes 15 Männer aus ihrer Mitte zu wählen, ohne deren Bestätigung höhern Ortes nachsuchen zu müssen; doch sollten zwei von ihnen aus den Katholiken genommen werden, welches Recht der Gemeinde bis 1671 niemals angefochten wurde. In jenem Jahre hob jedoch Abt Gallus aus unbedeutender Veranlassung diese Bestimmung willkürlich auf und legte die Verwaltung in die Hände von vier Männern, die nur zur Hälfte der evangelischen, zur andern Hälfte der katholischen Konfession angehören sollten. Als die Gemeinde hierüber Beschwerden erhob, verbot der Abt den Bürgern von Oberglatt jede gemeinschaftliche Besprechung dieser Angelegenheit unter Androhung einer Geldbuße und ließ dann im November 1672 durch seinen Offizial wie durch den Obervogt Schwarzenbach sämmtliche Bürger der Gemeinde, doch Jeden allein, in der Sakristei der Kirche über die Sache vernehmen. Dies Verfahren war denn auch ganz geeignet, die durch die früheren Vorkehrungen entstandene Erbitterung dahin zu steigern, daß die evangelischen Gemeindsgenossen schließlich den Entschluß faßten, beim Landes-

herrn selbst ihre Klage einzugeben. Der Abt antwortete nicht ungnädig, das rücksichtslose Verfahren des Obervogts verdarb aber Alles, da er am nächstfolgenden Sonntag in der Generalversammlung erschien, auf die Erwählung der vier neuen Kirchenverwalter drang und die Gemüther durch harte Reden aufregte. Der Vater Grob, auch an Muth, Ansehen und Eifer einer der ersten Bürger des Landes, brach nun ebenfalls in scharfe Bemerkungen aus; um jedoch zu verhindern, daß er in seiner Erbitterung nicht zu weit gehe, beredete ihn der Sohn, die Kirche zu verlassen, welchem Beispiele sämmtliche Bürger des evangelischen Bekenntnisses folgten. Der Fürstabt nahm aber diese Demonstration so übel auf, daß er sogleich eine strenge Untersuchung anordnete, bei welcher zum Theil durch das Zuthun Mißgünstiger die hauptsächliche Schuld auf zehn Gemeindsbürger gewälzt wurde, unter welchen auch die beiden Grob sich befanden. Beide wurden nach Lichtensteig vor den Vogt geladen; der 73jährige fast erblindete Greis, Grob der Vater, ließ jedoch seinen Sohn allein gehen, indem er hoffte, Schonung für sein Alter zu finden, doch vergeblich, da auch ihm befohlen wurde, in Lichtensteig zu erscheinen. Mit verbundenen Augen machte nun der dem Erblinden nahe Greis zu Pferde und im Geleite einiger Freunde bei starker Kälte die für ihn so beschwerliche Reise. Sieben der eingerufenen Männer, unter ihnen auch die beiden Grob, wurden Jeder in besondere Gewahrsame gebracht. Bald erschienen 100 Fürsprecher vor Lichtensteig, von denen jedoch nur zwölf in das Städtchen eingelassen wurden. Die Gefangenen mußten nun an einem hiefür bestimmten Tage (21. Nov.) vor dem Landgericht erscheinen, vor welchem sie auf die Aussagen heimlicher Kundschafter hin auf Leib, Ehre und Gut angeklagt wurden. Der Vater Grob wurde dann zur Erlegung von 210, zwei andere Bürger von je 100 und noch drei Andere zusammen zur Buße von 150 Dukaten verurtheilt, welches

Urtheil bei den drei Ersten noch durch einen Fußfall vor dem Abt, Widerruf in der Kirche und Verlust des Stimmrechts in der Gemeinde geschärft wurde. Die Geldbuße wurde dann vom Abte um ein Viertheil für Jeden gemildert und die fußfällige Abbitte in eine schriftliche umgewandelt. Wie tief aber die Gemüther der Männer durch diesen Vorfall gekränkt werden mußten, davon zeugen einige Lieder, welche in dem handschriftlichen Nachlaß des Sohnes Grob sich vorfinden und die Bernet gekannt zu haben scheint. Aus diesen Liedern soll sich, nach Bernets Bericht, auch ergeben, daß die Neckereien der äbtischen Partei immer fortdauerten. Trotz der erlittenen Demüthigung genoß unser Grob fortwährend so sehr die Achtung und das Zutrauen seiner Mitbürger, daß sie, wie schon erwähnt, ihm im darauf folgenden Jahre wenige Monate nach dem über ihn gefällten Urtheil die gewünschte Entlassung von der Stelle eines Kommissärs nicht ertheilten.

Trotz dieser Anerkennung war aber doch den beiden Grob der Aufenthalt im Toggenburg sehr unbehaglich geworden, welcher Fall um so mehr eintreten mußte, als sie mit Leichtigkeit voraussehen konnten, daß aus den fortdauernden Reibungen zwischen den evangelischen Bürgern und der äbtlichen Regierung auch für sie neue Mißlichkeiten hervorgehen würden. Da beide in Appenzell Außer-Rhoden, besonders in Herisau, viele und gute Bekannte besaßen, so regte sich der Wunsch in ihnen, in's freie Appenzellerland überzusiedeln, wohin der Arm des Abtes wie der Landvögte nicht reichte. Der Sohn Grob unterhandelte im Namen seines Vaters und dessen ganzer Familie mit dem großen Rathe von Außer-Rhoden um das Niederlassungsrecht in Herisau, welches ihm denn auch laut einer am 24. Juli 1674 ausgestellten Urkunde ertheilt wurde. Der Wegzug der Familie Grob scheint jedoch erst im Spätjahr 1674 oder im Frühjahr 1675 stattgefunden zu haben. Im Sommer 1675 war der Wegzug der Grob

aus dem Toggenburg, die nach einer von Landvogt Reding gegebenen offiziellen Aeußerung „unzweiffenlich ihrer bessern Kumblichkeit willen" stattgefunden hatte, eine vollendete Thatsache und das Toggenburg um zwei seiner besten Bürger ärmer.

Bald nach seiner Ansiedlung in der neuen Heimat in seinem sechsunddreißigsten Jahre (1679) vermählte sich Grob, doch, wie es scheint, sehr unglücklich, da er in einem derben Spottgedichte, welches unter seinen Handschriften noch befindlich sein soll, sich dafür rächte, daß er seine Frau einmal in betrunkenem Zustande fand. Nicht glücklicher war er bei seinem zweiten Eheversuch, den er schon im darauf folgenden Jahre (1680) machte, bis er endlich in Katharina Ziegler, der Tochter eines Arztes in Gais, die ihn mit vier Söhnen und drei Töchtern beschenkte, eine Hausfrau erhielt, die ihm dauerndes Familienglück verschaffte. Bei der Zunahme seiner Familie scheint Grob den Gedanken, jemals wieder in seine frühere Heimat zurückzukehren, vollständig aufgegeben zu haben. Er verlangte und erhielt von Seite des toggenburgischen Landvogteiamtes seinen Heimatschein und die Auslösung von seinen dortigen Verbindlichkeiten.[7] Auch in Herisau scheint unser Grob allgemeines Vertrauen und Liebe genossen zu haben, da seine natürliche Gutmüthigkeit, seine geselligen Talente und seine treffliche Bildung reichlich vergüteten, wo er mit dem Stachel seines Witzes in beißenden Epigrammen hie und da verletzt haben mochte. Bei den schlagfertigen, witzigen Appenzellern mag ihm überhaupt dieß Talent eher Zuneigung als Gegnerschaft erworben haben. Ueberdieß erzeigte er sich mit seinem Dichtertalente überaus gefällig, als eigentlicher Meistersänger seiner Umgebung. Manche seiner Gelegenheitsgedichte wurden in St. Gallen und Zürich, oft sogar nicht einmal mit Angabe seines Namens, gedruckt. In diesen beiden Städten besaß er zudem viele angesehene Freunde, die besonders in St. Gallen sehr zahlreich gewesen sein mußten, da ihm sogar, wie sich aus einem seiner Gedichte ergibt,

das dortige Bürgerrecht angetragen wurde, welches Geschenk Grob jedoch ablehnte, da dessen Annahme ihn wahrscheinlich an eine weitere Umsiedlung von dem ihm lieb gewordenen Herisau weg gebunden hätte.

In Herisau, wo Grobs Einfluß mit der zunehmenden Dauer seines Aufenthaltes stieg und wo sein Rath in manchen Landesangelegenheiten eingeholt wurde, trat er denn auch im Jahre 1688 als politischer Schriftsteller durch Veröffentlichung einer Flugschrift auf, in welcher er in klaren, männlichen Worten vor der Bestechungspolitik und Treulosigkeit der französischen Regierung warnte — ein Denkmal seines klaren Geistes, wie seiner patriotischen Gesinnung, auf welches wir bei Besprechung seines schriftstellerischen Charakters zurückkommen werden.[98] Für die Darstellung von Grobs Lebensereignissen ist diese Denkschrift, in welcher Grob für freie Werbung zu Gunsten des von Ludwig XIV. räuberisch überfallenen deutschen Kaisers sich aussprach, von besonderm Interesse, weil sie Veranlassung zu einer diplomatischen Mission gegeben haben mag, mit welcher er in diesen Jahren betraut wurde.

Mehrjähriger Mißwachs, verbunden mit zerstörendem Hagelwetter und einer strengen Fruchtsperre, veranlaßt durch den zwischen Frankreich und dem deutschen Kaiser ausgebrochenen Krieg, hatten in den Jahren 1688 bis 1694 in der Schweiz, besonders in ihren östlichen Theilen, welche in ihrem Getreidebedarf so sehr von Süddeutschland abhängig sind, eine außerordentliche Theuerung erzeugt, die bis zur Hungersnoth sich steigerte. Die meisten eidgenössischen Stände hatten ihre Söldner zuerst Frankreich überlassen, dieselben aber, da von Seite Frankreichs statt regelmäßiger Bezahlung nur Wortbrüchigkeit erfolgte, dem Kaiser abgetreten.

Appenzell Außer-Rhoden verbot sogar beim Eide jede andere

Werbung, als für den Kaiser und überließ ihm 170 Mann*) zur Beschirmung von Konstanz und der Waldstädte am Rhein, um sich dadurch dessen Gunst und die Oeffnung des Fruchtpasses von Schwaben her zu verschaffen. Unter diesen Umständen wurde Johannes Grob von der außerrhodischen Regierung angegangen, sich persönlich zu Kaiser Leopold zu begeben, der zur Königswahl seines Sohnes Joseph I. in Augsburg sich aufhielt, mit dem Auftrag, den Kaiser um Ueberlassung von „Patentkorn" anzugehen. Grobs Mission, die er Mitte Januar 1690 antrat, glückte vollständig, indem er in einer längern Anrede an den Kaiser und in den weitern Unterhandlungen die guten Gesinnungen des Standes Appenzell für das Kaiserhaus, die Zurückberufung seiner Truppen aus Frankreich, Dienstgefälligkeit für die Zukunft, die Vortheile des wechselseitig offenen Verkehrs zwischen der östlichen Schweiz und Schwaben ꝛc. mit großer Gewandtheit hervorzuheben wußte. Aber auch für Grob blieb mehrfache Anerkennung seiner persönlichen Verdienste nicht aus, da der Kaiser ihm das Diplom eines gekrönten Poeten verlieh und ihn in den Adelstand erhob[99] und auch die Landsgemeinde des gleichen Jahres ihm und seinen Nachkommen zum Danke für seine kluge und wirkungsvolle Verwendung das außerrhodische Landrecht schenkte, wozu dann noch acht Tage später die Schenkung des Bürgerrechts in Herisau kam. Gleichzeitig wurde Grob in den dortigen Gemeindrath gewählt und ihm bald darauf das Amt eines Armenpflegers und Bauherrn anvertraut. So brachte er seine letzten Lebensjahre im Genusse der Achtung und Liebe seiner neuen Mitbürger zu, bis er Ende März 1697 nach dem Tode eines von ihm tief betrauerten Söhnchens in schwere Krankheit fiel. Als er sein Ende herannahen fühlte und an seinem letzten Lebenstage aus

*) Als appenzellisches Kontingent bei dem Korps von 2000 Mann, welches unter Oberst Bürkli 1690 in österreichische Dienste getreten war.

mehrstündiger Ohnmacht noch einmal sich erholte, sprach er in heiterer Ruhe noch liebreich mit den Seinigen, um gegen den Abend dieses Tages — es war der erste April — sanft einzuschlummern. Grob hatte nicht ganz vierundfünfzig Jahre gelebt.

Drei Jahre nach seinem Tode gab sein ältester Sohn eine zweite Sammlung Gedichte seines Vaters heraus, betitelt: „Reinhold von Freyenthal's poetisches Spazierwäldlein", auf welches wir wiederholt zurückkommen werden. In seinen hinterlassenen Papieren findet sich, nach Bernet's Mittheilung, noch eine ziemliche Anzahl ungedruckter Gedichte, die aber zum Theil ihres geringeren poetischen Werthes wegen, theils auch um persönlicher Beziehungen willen nicht in die zweite Sammlung aufgenommen wurden. Auch soll Manches, was aus seiner Feder geflossen, in vielen Schriften — zum Theil unter fremden Namen — zerstreut liegen und deßhalb unauffindbar sein.

Von Grobs prosaischen Schriften erscheint als die weitaus bedeutendste die schon erwähnte, Ende 1788 erschienene Flugschrift „Treugemeinter Eidgenössischer Aufwecker", bei welcher hervorgehoben werden muß, daß dieselbe mehr im Interesse der Schweiz geschrieben war, als in demjenigen des Kaisers, wenn Grob schon aus politischen Gründen die Werbung für den Kaiser befürwortete, wobei er den in der Schweiz stattgefundenen Umschwung der öffentlichen Meinung benützte, die damals entschieden von Frankreich sich abwendete. Es ist überhaupt eine sehr beachtenswerthe Erscheinung, daß die meisten politischen Schriftsteller der Schweiz in jener Zeit entschiedene Abneigung gegen die von ihnen klar erkannte, trügerische Politik des französischen Hofes hegten und dem französischen Einfluß entgegen auf katholischer Seite für Oesterreich, auf reformirter Seite für einen engern Anschluß an den protestantischen Norden Europa's sich bemühten, welche Bestrebungen die französische Bestechungspolitik mit ihren Jahrgeldern, Pensionen und Geschenken mit der Zeit wieder zu

lähmen wußte. Damals lag freilich ein offenkundiges Beispiel dieser Politik der Treulosigkeit vor bei dem bekannten Verfahren mit Hüningen, dessen Befestigung die Schweiz aus naheliegenden Ursachen sich lebhaft widersetzte, worauf die französische Regierung die heiligsten Versicherungen gab, es handle sich einzig um die Errichtung eines einfachen Blockhauses. Bald hieß es dann, die neu angelegte Brücke würde nicht über den Rhein geführt werden und schließlich ward das ganze Werk nach dem ursprünglich gefaßten Plane vollendet, eine fertige Thatsache, der die Schweiz eben so rathlos gegenüber stand, wie heutzutage in jenem würdigen Seitenstücke französisch-traditioneller Politik, wie sie in der Einverleibung der nordsavoyischen Provinzen sich offenbarte.

Auch unser Grob erkannte die Falschheit und Gefährlichkeit der berüchtigten Eroberungspolitik Ludwigs XIV. klar und drang mit aller Energie auf feste Einigkeit der schweizerischen Stände dem arglistigen Nachbar gegenüber. Zu diesem Behufe erinnerte er die Katholiken an das Verfahren Ludwigs gegen den Papst in der Wegnahme von Avignon und der berüchtigten Quartierfreiheit französischer Truppen in Rom, die Reformirten dagegen mit flammenden Worten an die Aufhebung des Edikts von Nantes, an die grausamen Dragonaden, an die Waldenserverfolgungen, an jene fortgesetzten Chikanen, denen das verbündete Genf ausgesetzt war und hob die ehrenhafte, männliche Haltung der schweizerischen Abgesandten von 1687, Escher und Daxelhofer, hervor, die „trefflich wohl gethan, daß sie die ihnen gesandten Präsenten und königlichen Geschenke nicht angenommen, sondern großmüthig zurückgewiesen haben". Hinsichtlich der Trugkomödie mit Hüningen bemerkt Grob noch ganz besonders: „Dies einzige Beispiel sollte uns gnug sein, daß wir uns an die französischen Versprechungen so wenig kehren sollten, als Ulysses an das betrügliche Wohlsingen der teuflischen Syrenen. Wäre es nicht tausendmal besser gewesen, man hätte damals dem Rathe des resoluten Ortes

Schwyz gefolgt und gleich von Anfang an die angehobene Feſtung niedergeriſſen und die Franzoſen fortgejagt, als daß man einen ſo ſtarken Pfahl unſerer Einzäunung vor unſeren Augen ſchlagen laſſen." Und anderswo meint er gar:

„Beſſer iſt, zuerſt zuhauen,
Als ſich ſchon geſchlagen ſchauen." [100]

Kräftig drang Grob darauf, daß jede Rekrutenanwerbung für Frankreich in der ganzen Schweiz unterſagt werde, welcher Beſchluß auch nicht gegen die Bündniſſe mit Frankreich verſtoße, da laut derſelben die Schweizer nur dann Kriegsdienſte zu leiſten haben, wenn Frankreichs Boden von fremden Heeren betreten werde, nicht aber bei Eroberungszügen. Mit vollem Recht bemerkt er denn auch: „Nachdem aber diesmal der franzöſiſche König ſchier alle benachbarten Fürſten und Städte beraubet und die Lilien zu einem Dornſtrauch worden, an dem Alles behanget; daß unſer Vaterland ſelbſt in äußerſter Gefahr ſchwebet, ſo wird je kein Rechtſinniger ſagen, daß man wegen eines Bundes, der andererſeits vielfaltig verachtet und gebrochen worden, einem heimlichen argliſtigen Feind die Händ ſtärken und Holz zu ſeiner eigenen Brunſt tragen ſolle." [101]

An dieſem Punkte angelangt ſcheut jedoch Grob nicht davor zurück, den letzten entſcheidenden Schritt zu thun und gegen jeden auswärtigen Söldnerdienſt der Schweizer energiſch aufzutreten. So ſagt er: „Es iſt ohne das eine faſt ſchwere Frage, ob ein rechter, gewiſſenhafter Chriſt nur um des ſchnöden Geldes willen wider dergleichen Leute fechten könne und ſie ſolle helfen um Ehre und Gut, Leib und Leben bringen.... Wie beweglich hat der ſelige Bruder Klaus ſeine lieben Landsleute von dergleichen ungerechten Kriegszügen und Annehmung der Penſionen abgemahnet. Auch iſt den Reformirten bekannt, wie eifrig Zwingli dawider geſchrieben. Wollte Gott, unſere Vorfahren und wir hätten ihren treuherzigen Vermahnungen und Warnungen beſſer

gefolget; ich bin verſichert, alle unſere Händel würden auf einem viel beſſern Fuß ſtehen." Das war wieder ſowohl zu Katholiken, als zu Reformirten deutlich genug geſprochen; aber auch die poetiſche Form verſchmähte Grob in dieſer Flugſchrift nicht, um ſeine Warnung ſo recht eindringlich zu machen. Er ſagt:

„Bei Söldnern, die dem Krieg nachziehen, iſt kein Glauben,
Noch Treu, noch Gottesfurcht; ihr Sinn ſteht nur auf Rauben.
Die Fauſt iſt ihnen feil; wer ſie nur wohl bezahlt,
Dem helfen ſie, auch wohl mit Unrecht und Gewalt." [102]

Auch in der dichteriſchen Verſuchgabe" finden ſich hierüber die folgenden, ſcharfgeſchliffenen Epigramme: [103]

Von einem Werber.

Wer iſt doch Jener dort, der in dem Scharlachrocke
Mit ſeinem Federbuſch und ſilberweißen Stocke
So prächtig einher tritt, als wären ſeiner Drei?
Ich höre, daß er nur ein Ochſenhändler ſei.
Soll dieſer Burſche dann auch Federbüſche tragen?
Ja freilich ſolche wohl, die nach den Ochſen fragen,
Die nur zweifüßig ſind und die der Trommelſchlag
Zu ganzen Rotten hin zur Schlachtung bringen mag.

Die Folgen dieſes Dienſtes für ſittliche Verhältniſſe werden ſchneidend charakteriſirt im Epigramm:

Von der mannverlaſſenen Amaryllis.

Amaryllis, ſag uns doch, wie viel Jahre ſind verflogen,
Seit dein treu vergeſſ'ner Mann von dir in den Krieg gezogen?
Ei, was wollt ihr alſo fragen, forſchet nur, wie manchesmal
Ich hernach zur Mutter worden, und ihr habt der Jahre Zahl.

Ein drittes, über dies Thema handelndes Epigramm lautet:

An den Gebhard.

Gebhard, du beklagſt dich, daß dein Sohn zu Hauſe kommen,
Welchen Hauptmann Wenignutz mit ſich in den Krieg genommen;
Doch derſelbe habe leider nichts denn Laſter mitgebracht
Und es werde dir dein Leben durch ſein Leben ſaur gemacht,

Denn dein ganz verderbter Sohn gehe müßig, freſſe, ſaufe,
Laufe ſchlimmen Dirnen nach, ſpiele, fluche, wüth' und raufe.
Aber dieſes iſt kein Wunder, Gebhard, weil du ſicher weißt,
Daß er aus dem Kriege kommt, der die Laſterſchule heißt.

Grob ſcheut ſich auch nicht im Mindeſten, die Urſachen zu bezeichnen, welche dieſen Söldnerdienſt, die Militärkapitulationen und Bündniſſe, vor Allem aber die Franzoſenfreundſchaft in der Schweiz herbeiführten. „Wann man aber", heißt es irgendwo, „Volk hergeben und in der Eidgenoſſenſchaft werben laſſen wollte nur um des verfluchten Geldes willen und daß man etwan wiederum eine oder zwo Penſionen von Frankreich einſtreichen möchte, ſo wäre dies eine thörichte unverantwortliche That." Und auf Seite 21 ſagt er geradezu: „Woher kommt es, daß ſich leider noch viele Franzöſiſchgeſinnte unter uns befinden, welche der Franzoſen Verfahren beſchönigen, auch ihnen noch immer Volk geben wollen. Gewißlich eben vom Eigennutz her, weil dergleichen Leute entweder ſelber Regimenter, Kompagnien oder Söhne, Freunde oder Verwandte in franzöſiſchen Dienſten haben oder ſonſten Nutzen davon ſchöpfen können. Man gebe nur Achtung, ob nicht Alle, die mit den Gemüths-Franzoſen angeſteckt, auch dabei mit dem Privatnutzen verderbt ſeien. Es könnte aber ihnen dermal eins übel gelohnt und ihnen das franzöſiſche Blut unſäuberlich gemindert werden: daher ſie große Urſach haben, redlicher am Vaterlande zu ſein und eine andere Stimme zu brauchen, damit ſie für redliche Patrioten angeſehen werden."

Die anti-franzöſiſche Geſinnung Grobs wie ſeine Entrüſtung über das herrſchende Beſtechungsſyſtem offenbart ſich denn auch in kräftiger Weiſe in ſeinen Gedichten, denen wir die folgenden aus der „dichteriſchen Verſuchgabe" gezogenen Epigramme entnehmen:

Paris est un petit monde.

Du kleine Frankreichswelt, wer deine Bürger kennet,
Wird ſagen, daß du nicht vergebens ſo genennet;

Du biſt an Gutem arm, an Böſem ziemlich reich,
Und drum der großen Welt hierinnen mehr dann gleich.

Trank- und Salbgold.

Künſtler wiſſen aus dem Gold einen edlen Trank zu machen;
Dieſer iſt in Krankheit gut und verrichtet Wunderſachen.
Aus dem Golde wird im Gleichen eine Salbe zugericht;
Keiner kann genug ermeſſen, was ſie bei den Menſchen ſchlicht.

Noch derber und rückſichtsloſer als Grob ſpricht ſich der unbekannte Verfaſſer einer kaum zwei Jahre nach Grobs „Aufwecker" erſchienenen, in's Franzöſiſche und Italieniſche überſetzten Flugſchrift aus,[104] die wohl von einem höchſt eifrigen Katholiken herrührt, aber trotz des ſehr heftigen Tones, in dem ſie gehalten iſt, doch einige Stellen enthält, welche mit den Aeußerungen vorurtheilsfreier Patrioten jener Zeit ſehr nahe zuſammenſtimmen. So heißt es von der franzöſiſchen Politik: „Frankreich hat von langer Zeit her den Fahnen der Treuloſigkeit, wie das Schweizerland den des Eigennutzes emporgehoben und geglaubt, daß es ein großes Ehranſehen verdiene, indem es weder Treue noch Glauben hält, wie das Schweizerland einen großen Ruhm, daß es viel Geld beſitzet, weilen Salvianus ſchon zu ſeiner Zeit in dem Traktat von der Vorſicht ſagte: Galli infidi. Endlich die Untreue iſt ihnen alſo von der Natur eingepflanzet, daß ſie daraus ſelber ein Sprüchwort gemachet, daß derjenige kein natürlicher Franzoſe ſei, welcher nicht, indem er verſpricht, lügt und trügt und der Cardinal Mazarin ſagte insgemein und gleichſam aus Ruhmredigkeit, daß die Könige von Frankreich nicht Sklaven ihrer Worte wären. Auch prahlten die Franzoſen öffentlich, daß die Freiheit ihrer Könige nicht in der Freiheit eines Notarii liege und daß nur die Kauf- und Handelsleute verbunden wären, unverbrüchlich ihr Wort zu halten." Speziell auf unſere ſchweizeriſchen Zuſtände jener Zeit übergehend, bezeichnet dieſer Ariſtarch die Eigennützigkeit der Schweizer als die Urquelle aller Unordnung nicht allein im Staat, ſondern

auch im bürgerlichen und sittlichen Leben. Dieser Eigennutz verursache die „Handelschaft der Menschen und des Christenbluts, die auch bei den Barbaren für eine verhaßte Grausamkeit gehalten wird; die Feilbietung der Gerechtigkeit, welche zu Unterdrückung der Armuth und Unschuld gereicht; die Gewerbtreibung der Aemter, die den Untergang des Staates befördert; die Menge ihrer Münzen, allwo der Abgang des Werthes selbst und die geringere Schätzung des fremden Geldes eine offenbare Ungerechtigkeit ist; die Wirthshäuser und öffentlichen Herbergen, in welchen der Wirth den Richter und die Partei spielt und sich die Gewalt anmaßt, ein unwiderrufliches Urtheil ohne einige Hoffnung einer höhern Revision zu fällen" ꝛc. ꝛc. An einer andern Stelle bestätigt er Louvi's Aussage, es sei kein einziger Schweizer, der nicht mit tausend Pistolen zu gewinnen wäre und sagt, Frankreich unterhalte in allen Kantonen und Städten eine Menge besoldeter Pensionisten, während das gemeine Sprichwort sage: „wer nimmt, der verkauft sich." So ungerecht das absolute Generalisiren dieser Anklagen ist, da auch jene trübe Zeit an reinen, edeln Charakteren durchaus nicht arm ist, so begründet waren sie doch in den meisten Kantonen, eine Thatsache, welche die französischen Pensionenlisten wie manche andere zuverlässige Quellen unwiderruflich feststellen.

Wie sehr nun auch Grob diese dunkle Seite unsers damaligen politischen Lebens erkennt, so läßt er sich dadurch keineswegs entmuthigen, an einer Umkehr dieser Zustände zu Gunsten einer wahrhaft patriotischen Gesinnung zu verzweifeln, sondern mahnt mit begeisterten Worten seine Nation zur Einigkeit und Zurücksetzung der Privatinteressen hinter diejenigen des gemeinsamen Vaterlandes. So stellt er schon in der Einleitung seiner Schrift als dritten und letzten Beweispunkt derselben auf:[105] „daß es hohe Zeit sei, sich rechtschaffen zusammen zu halten, mit der alten Redlichkeit einen tapferen Heldenmuth anzuziehen und den

gemeinen dem Privat- und Eigen-Nutzen vorzusetzen; daß man einerseits sich durch süße Versprechungen und Sincerationen nicht einschläfern und betriegen, anderseits durch Drohen und Pochen nicht erschrecken lasse, sondern sich kurz erkläre, wie man die theuer erworbene Freiheit haben und erhalten wolle." An anderer Stelle sagt er kurz und gut:[106] „Die Einigkeit ist der Schild, so uns nächst Gott wider alle Feinde unseres Vaterlandes bedecket; den sollen wir immer fester halten und die Ungleichheit der Religion uns daran nicht hindern lassen. Man siehet ja wohl, daß es den Feinden nicht um die Religion, sondern um die Region zu thun ist und wann die Soldaten in ein Land kommen, so fragen sie nicht: „was glaubst du"? sondern „was hast du?"

Den würdigen Schluß dieses inhaltreichen Pamphlets bildet aber die folgende, mannhafte Ansprache an die Nation:[107]

„Es ist wahrlich eine Zeit vorhanden, daß wir Eidgenossen fein rechtschaffen das re-sol-ut singen, sonsten würde bald ein elendes, erbärmliches La-mi erschallen. Wir sollen unseren frommen Altvordern nacharten, derselben löbliche Sitten und Gebräuche möglichstermaßen erhalten und auf unsere Nachkömmlinge fortpflanzen. Es heißet:

Durch alte Sitten und die Waffen
Bleibt jeder Stand stets wohl beschaffen.

„Es ist weltkundig, was unsere Voreltern, die alten Schweizer, für gottesfürchtige, vergnügliche, redliche und herzhafte Männer gewesen. Wollen wir die Freiheit, die sie uns mit tapferer Hand erworben, behalten und derselben länger genießen, so müssen wir ihnen in allen Tugenden gleich werden. Sie hätten sich zweifelsfrei keine Festung, wie Hüningen ist, vor die Nase bauen lassen und wann sie schon erbaut gewesen wäre, hätten sie stracks die Bundesbriefe von Frankreich herausgefordert und nicht nachgelassen, bis ein solches Zwingschloß wäre zerstört worden. Viel weniger hätten sie zugesehen, daß sie eingeschlossen

würden und sich ein verdächtiger Potentat aller benachbarten Pässe bemeistert hätte. Gleicherweise hätten sie nicht gelitten, daß ein Eydgenoß in einen so gottlosen (fremden) Krieg gezogen wäre, sondern die Uebertreter für Verräther und Feinde des Vaterlandes erklärt. Sie hätten endlich sich nicht so lange herumführen lassen, noch den Schmeichel- und Drohworten viel Gehör gegeben, sondern sich rund und unerschrocken vernehmen lassen, daß sie ihnen weder wenig noch viel vorschreiben lassen, sondern einmüthig entschlossen seien, alles dasjenige zu thun, was zur Erhaltung ihrer Freiheit und zur Wohlfahrt des Vaterlandes möchte dienlich sein."

Das war ein kräftiges, ächt schweizerisches Wort in die faule und feile Convenienz- und Höflingspolitik jener Zeit hinein. Grob's Aufwecker muß übrigens tüchtig aufgeweckt haben. Wohl wurde der neue Gesandte Amelot in die Schweiz geschickt, dem es aber weder durch sein kluges Benehmen noch durch die großartigen Bestechungen im Bunde mit der schönen Katharina Françoise Perregaux [108] gelingen wollte, die protestantischen Kantone auf französische Seite hinüberzuziehen. Schon 1689 erschienen der englische Gesandte Coxe und der holländische Peter Valkenaer, um feste Verbindungen zwischen König Wilhelm III. (v. Oranien) und der reformirten Schweiz anzuknüpfen, was denn auch zur Folge hatte, daß in allen Kantonen Werbungen für England und Holland gestattet wurden — mit einziger Ausnahme von Basel, dem die Kanonen von Hüningen Furcht einflößten. Die wiederholten Klagen Amelots über das Verbot französischer Werbung erloschen erst am Friedensschlusse von Riswick (1697). Mit England und Holland war aber die reformirte Schweiz in ein Verhältniß getreten, dessen wichtige Folgen bald zu Tage treten sollten.

Wenn wir das Entstehen von Grobs politischer Flugschrift mehr einem vorübergehenden Anlasse zu verdanken haben, so

begleitete ihn dagegen die Muſe durch das ganze Leben und ſo tritt uns denn der reine Charakter, der reiche gebildete Geiſt des Mannes in ſeinen Gedichten nach allen Seiten viel vollſtändiger entgegen, als in ſeinem Memorial. Die Gedichte Grobs, unter denen ſich auch viele lateiniſche Epigramme befinden, bilden zwei kleine Bände, die mehrerwähnte „dichteriſche Verſuchgabe“ und das „Poetiſche Spazierwäldlein.“ [109] Beide Bändchen ſind reich an trefflichen rein-lyriſchen und Gelegenheits-Gedichten wie an geiſtreichen Epigrammen, in welchen Grob gar manche, wichtige Seiten des öffentlichen und geſellſchaftlichen Lebens jener Zeit ſcharf beleuchtet. [110]

Ein großer Theil der Epigramme iſt natürlich der Verſpottung und Geißelung rein menſchlicher Schwächen und Thorheiten gewidmet. Wir entnehmen ihnen die folgenden Beiſpiele ächten, geſunden Humors und körniger Satyre:

Faulheit.

Ein Fauler ſchaffet nichts und ißt doch um die Wette;
Deßwegen ſchad't er mehr, als läg' er krank im Bette.
Wer dieſe Seuche hat, dem gebe man ein Pfund
Gedörrte Stabwurz ein, ſo wird er ſtracks geſund.

Ungewiſſe Sittenſchätzung.

Schein und Wahn betrieget oft und füraus den Junggeſellen,
Maßen oft die Frömmſten ſind, die ſich ausgelaſſen ſtellen.
Aber welche vor den Leuten eben thun wie eine Braut
Und ſich gar zu ehrbar ſtellen, ſind oft Schelmen in der Haut.

Kupfernaſen.

Was bedeuten dicke Naſen, mit Rubinen ausgeſpickt?
Nur des Bachus Herrenfarbe, die er ſeinen Knechten ſchickt.

Von der Phillis.

Phillis macht ſich ſehr beliebt und befleißt ſich aller Orten
Gern genauer Freundlichkeit in den Werken wie in Worten.
Doch es will kein Freier kommen. Saget mir, wo iſt der Haft?
Mich bedünkt, es fürcht' ein Jeder allzugroße Schwagerſchaft.

Von dem Bruno.

Bruno kömmet nirgendshin, da nicht Leute zu verspüren,
Die ihn grüßen und darauf heimlich mit ihm Reden führen.
Hat er denn so großes Glücke, daß er überall bekannt?
Ach, er wird nur aller Orten zu bezahlen angemahnt.

Auf einen verliebten Dichter.

Der Amaryllis Brust bringt dir so viel Gefallen,
Daß du sie stets besingst und weiße Liebesballen
In deinen Schriften heißt. Wie wahrhaft dichtest du!
Cupido wirfet sie bald dir, bald Andern zu.

Von dem Gerhard.

Gerhard hat ein altes Weib; dieses heißt er oft mit Lachen
Seinen allerliebsten Schatz, der ihn könne fröhlich machen.
Ja, er sagt, er woll' ihr gerne, wie man sonst den Schätzen thut,
Bäldest in die Erde scharren. Ist der Wille denn nicht gut?

Ueber eines Becken neues Haus.

Ihr Bürger dieser Stadt, kommt her und nehmt in Acht,
Wie euer kleines Brod so große Häuser macht.

Von der Phillis.

Wenn Phillis in der Nacht durch unsere Gassen tritt,
So nimmt sie erstlich zwar auch eine Leuchte mit.
Allein sie löscht sie aus, so ihr Gesellen nahen,
Denn also können die sie desto minder sahen.

Auf einen Schmeichler.

Packe dich, du glatter Schwätzer, denn wer solche Worte spricht,
Will mir einen Possen richten, oder hat ihn schon verricht.

Von dem Günther.

Es befinden sich viel Plagen in dem trüben Jammerthal;
Günther hält zu Hause speisen für die allergrößte Qual.

Zart sei verwahrt.

Junge Täublein, die sich erst aus dem sichern Schlage wagen,
Mag ein jedes Sperberlein ohne sondre Müh' erjagen.
Jungfern von fünfzehen Jahren die bedürfen guter Wacht,
Ihnen wird von argen Vögeln wohl am meisten nachgetracht.

Mittel gegen Krankheit.

Achillas schreibt sich krank und hält sich eingeschlossen
Seit ihm das meiste Gut durch Unfall ist zerflossen:
Ich bin kein Arzet nicht, doch sag' ich überlaut,
Das beste Mittel hier sei Tausendguldenkraut.

Auf einen Perrückenträger.

Die Perrücke ziert dich artig, ist dir auch sehr wohl erlaubt,
Denn ein falsches Haar gehöret billig auf ein falsches Haupt.

Unfehlbare Kennzeichen.

Man erkennet nichts so bald, als den Esel und den Thoren;
Einen Thoren an der Red', einen Esel an den Ohren.

Vom Hablüzel.

Hablüzel geht zum Wein und dieses gar nicht selten;
Doch ist der arme Tropf deßwegen nicht zu schelten.
Ach, dieser Wirthshausgang geschieht nicht ohne Noth,
Er hat in seinem Haus oft weder Wein noch Brod.

Von Glattmund.

Glattmund wird Verstand und Witz hundert Jahre gut bewahren,
Weil er solche beide pflegt in der Jugend sehr zu sparen.

Auf den Dieterich.

Dieterich, was führst du viel über meine Hoffart Klage,
Weil ich, wo es sich gebührt, einen kleinen Türkis trage.
Führest du auf deiner Nasen doch so manchen edlen Stein,
Welcher schöner als Rubine! Ja du darfst noch stolzer sein.

Junger Stutzer.

Schaut, ihr Hochzeitgäste, schaut diesen erst entsäugten Gecken,
Wie er einer Jungfer schon Mund und Wangen kann belecken;
Er empfindt' ob solchen Sachen eine nicht gemeine Lust,
Denn es dunket ihn, er spiele noch an seiner Mutter Brust.

Vortrefflich sind auch jene Epigramme, in denen der Dichter seine sittliche Lebensanschauung offenbart, wie in folgenden Beispielen:

Fleiß bringt zu Ehren.

Tummle dich, o junges Blut, willst du nicht verachtet liegen!
Niemand ist durch Müßiggang in der Welt emporgestiegen;

Fleiß ernähret, Arbeit ehret; laſſ' nur bald die Kinderſchuh.
Müh' und Tugend hört der Jugend, Rath und Ruh' dem Alter zu.

Nothwendige Gedanken.

Betrachte, was du warſt und was du möchteſt werden,
So bringt das, was du biſt, dich niemals in Gefährden.
Denk' in der Luſt an Noth und in der Noth an Luſt,
So bleibt dir beides, Stolz und Zagmuth, unbewußt.

Als Reſultat ſeiner Lebenserfahrungen ſchreibt Grob

Einem in das Stammbuch.

Wer glücklich reiſen will, der habe nichts zu ſchaffen
Mit Venus, Wein und Nacht, mit Spielern und mit Pfaffen;
Er treibe wenig Pracht und traue Keinem viel.
Wer dieſe Stücke hält, der trifft das rechte Ziel.

Man ſieht aus dieſen Epigrammen, daß Grob, wo er es für nöthig hielt, ſeine Meinung in derber Weiſe auszuſprechen, ſich deſſen nicht im Mindeſten ſcheute. Er war eben bei aller Bildung ein ächter Toggenburger geblieben, ein Sprößling friſcher, kräftiger Natur, der das Kind beim rechten Namen nannte und ſich nicht ſcheute, in heiterer Selbſtironiſirung den Leſer zu apoſtrophiren:

„Verwundre dich ja nicht, daß, was ich hier geſchrieben,
Nicht zart iſt, ſondern hart und gleichſam ungerieben.
Des Namens Eigenſchaft liegt meinem Dichten ob:
Es bleibet wohl dabei — ich heiß' und ſchreibe grob."

Daß es unſerm Dichter aber auch gar wohl gelang, zartere, mildere Töne anzuſchlagen, wobei ihn jedoch ſeine geſunde Natur vor krankhafter Süßlichkeit, wie vor dem bombaſtiſchen Schwulſte behütete, welcher die meiſten Gedichte jener Zeit zu lyriſchen Ungeheuern aufblähte, davon geben ſeine rein lyriſchen Gedichte glänzenden Beweis. Ihre Zahl iſt nicht groß, doch erſcheinen ſie um ſo bedeutender, ſowohl ihrem Gehalte, als ihrer Form nach, wenn man ſie mit den abgeſchmackten Produkten der meiſten deutſchen Lyriker jener Zeit vergleicht, ſeien es die ſchwülſtigen

Deklamationen eines Lohenstein oder die Gedichte anderer gefeierter Zeitgenossen Grobs, wie eines Canitz (1654—1699), Aßmann von Abschatz (1646—1699) und solcher steifleinenen Gesellen, die den Opitzischen Lederschuh zur weiten Schlarpe austraten. Grobs Sprache weht uns aus manchen seiner Lieder so frühlingsfrisch und anmuthig an, wie dieß bei den schönsten Liedern Günthers der Fall ist, der jedoch schon ganz dem 18. Jahrhundert angehört.[111] Ein Beispiel nach dieser Richtung mag für unsern Zweck genügen:

Ermunterung in Widerwärtigkeiten.

Herze, thu' das Beste!
Halte dich jetzt feste;
Setzt es gleich
Streich auf Streich,
Geht es bunt und kraus.
Bricht der Unstern über dich zu strömen aus,
Halt dich wohl, mein Herz, und weiche nicht,
Wie ein Fels, der Sturm und Wellen bricht.
Solche Prob
Hat ihr Lob,
Daß sie Leid bezwingt
Und anstatt des Weinens wohl ein Liedlein singt.
Gott ist, der es sendet,
Gott ist, der es wendet.
Stell' auf ihn
Trost und Sinn!
Dieser Grund ist fest,
Weil er keinen Anvertrauten sinken läßt.
Hülle deine Seel' in Hoffnung ein;
Nach dem Regen kommt doch Sonnenschein.
Auf das Leid
Folget Freud.
O, wie wohl daran
Ist, wer Gottes und des Glückes warten kann![112]

Aller Anerkennung werth und ein schlagendes Zeichen der ächt-poetischen Natur wie des feinen Formensinns unsers Grob ist auch die metrische Behandlung seiner Lieder, in denen er vom

schwerfälligen Alexandriner sich vollständig entfernt, dagegen oft dem viel beweglicheren, ungezwungenen Strophenbau des spätern Mittelalters und des Volksliedes sich anschließt. Grob durfte darum wohl in gerechtem Stolze, den pedantischen Versschulmeistern seiner Zeit gegenüber, in einem „an einen deutschen Dichtgesetzgeber" gerichteten Epigramme von sich aussagen:

„Du lehrest, wie man soll kunstreiche Reime schreiben,
Und willst des Dichters Geist in enge Schranken treiben.
Allein ich gebe nicht so bald die Freiheit hin,
Weil ich von Muth und Blut ein freier Schweizer bin."

Auf das Angenehmste berührt auch in Grobs Gedichten die reine, ächt deutsche, von jeder Ziererei, wie von der abscheulichen Verunstaltung und Vermischung mit Fremdwörtern freie Sprache, wobei unser Dichter doch weit davon entfernt ist, in die Abgeschmacktheiten der damaligen abstrakten Sprachreiniger zu verfallen, obwohl er dem kunterbunten Alamodestyl seiner Zeit bewußte Opposition macht. So spottet er über den Gebrauch des Wortes

Fräulein.

Lieber Deutscher, fort mit dir; deine Sprache tauget nimmer.
Wort und Werk verkehret sich. Unser edles Frauenzimmer
Hat die Jungfer abgeschaffet und das Fräulein aufgebracht,
Weil es sich in frühen Jahren dieses Namens fähig macht.

Direkt gegen die gäng und gäbe Sprachmischerei gerichtet ist das Epigramm:

Deutsche Briefe mit französischen Ueberschriften.

Was für Grillen kommen jetzt von dem Alamodeleben?
Frankreich muß die Ueberschrift auf die deutschen Briefe geben,
Die ein Deutscher einem Deutschen auf dem deutschen Boden sendet,
Und dazu durch deutsche Boten, die dies Narrenwerk oft blendet.
Wann ein Franzmann Gleiches thät' innert seines Landes Gränzen,
Würde man mit Alberlaub ihm das blöde Haupt bekränzen.
Aber Deutschland scheint bezaubert, daß es mit der Kleidertracht
Sammt dem Gehen, Thun und Schreiben sich zum Frankreichsaffen macht.

Von besonderer Bedeutung für unsern Zweck sind jedoch jene Epigramme, in welchen Grob sich über theologische, gesellschaftliche und politische Uebelstände seiner Zeit freimüthig ausspricht. Grob war ein viel zu geistvoller, gründlich und vielseitig gebildeter Mann, als daß die theologischen Kämpfe seiner Zeit spurlos an ihm vorübergegangen wären. Er berührt zwar in seinen Gedichten diese Saite nur selten, doch, wie bei Gravisеth, ist es besonders die Zanksucht der Theologen, die damals in ihrer üppigsten Blüthe stand, welche seine satyrische Ader erregt und ihm das folgende Epigramm entlockt:

Zänkisches Christenthum.

Unſ're Zeit hegt immer Zank und vergißt der Christen Pflichten;
Aber Gott wird auf das Thun und nicht auf das Wissen richten.
Wo sich keine Liebe findet, wo man mehr den Eigenruhm
Als des Höchsten Ehre suchet, da ist wenig Christenthum.

Und in einem andern Epigramme, das gegen die Sünden der Fakultätsgelehrten gerichtet ist, bemerkt Grob, daß neben der „Schalkheit der Juristen“ und „der Aerzte Unwissenheit“, es „der Pfaffen Zank und Streit“ ist, der „zertrennet Gottes Kirch' und macht viel böse Christen.“

Um so reicher fließen dagegen die Quellen, wo es sich um die verkehrten Erscheinungen und Zustände des Lebens handelt, und wie auf dem politischen, so treffen wir ihn auch auf diesem Felde als entschiedenen Gegner des Franzosenthums. So geißelt er scharf die Nachäfferei der französischen Kleidertracht, welche besonders durch die aus französischen Diensten heimkehrenden Offiziere in unser Vaterland eingeführt wurde, in schonungsloser und derber Weise in dem Epigramme:

Ein erzfranzösischer Schneider.

Herzu, du Damenvolk, ihr Höfling', ihr Soldaten,
Herzu, was um und an die Kleidermode liebt.
Hier ist ein Kerl, der euch hierinfalls weiß zu rathen,
Dem Frankreich selbst den Griff und Schnitt der Arbeit gibt;

Ein Schneider, welcher euch recht tüchtig weiß zu zieren,
Mit Namen Monsieur Stupf, der weitgereiste Mann,
Wann dieser euch nicht wird französisch ausstaffiren,
So weiß ich wahrlich nicht, wer euch mehr helfen kann.
Er ist es, der allein die Nadel und die Scheere
Wie einer in Paris durchaus zu führen pflegt,
Der, daß nichts Deutsches mehr an ihm zu spüren wäre,
Sogar auf seiner Haut des Franzmanns Räude trägt.

In kulturhistorischer Hinsicht, die Umwandlung der Trachten in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts betreffend, sind auch folgende Verse aus dem längeren Gedichte „Trachtveränderung" von hohem Interesse:

„Es war vor diesem ja ein langes Zopfenhaar
Sonst nirgends hübsch geschätzt, als an der Meidlein Schaar;
Nun setzt der Männer Volk Perrüken auf mit Zöpfen,
Mit Taffet eingefaßt, mit Buckeln, Rollen, Knöpfen.
Hingegen wird der Bart, den man einst hochgeacht',
Jetztund der weichen Haut fast täglich gleich gemacht.
Es lassen anderseits die Jungfern und die Frauen
Sich wie die Cavalier in langen Röcken schauen;
Sie tragen Federbüsch und reiten männisch drein,
Nur daß sie noch nicht gar, wie wir, gestiefelt sein."

Das höfische Leben, der Luxus und die gezierten Sitten, die gegen das Ende des Jahrhunderts das alte schlichte Leben aus den höhern gesellschaftlichen Kreisen immer mehr verdrängten, müssen folgende Censur passiren:

Ein Weltmann.

Wer Pracht und Uebermuth in Speis und Kleidung treibet,
Wer in dem Becherstreit oft Ueberwinder bleibet,
Wer in dem Venusberg auch fremdes Wildprät sucht,
Wer ganz verwegen stiehlt und neu soldatisch flucht,
Wer darf mit Gotteswort und aller Frommheit scherzen,
Wer Oel im Munde hat und Schwerter in dem Herzen,
Und was dergleichen mehr: Nun sagt mir fein geschwind,
Wenn der ein Weltmann ist, was ist ein Höllenkind?

Die beste Tracht.

Wann ein Gastmahl jetzund nicht dreißig oder vierzig Trachten
Nach dem dritten Gange zählt, wird es Keiner etwas achten.
Eine von den besten Trachten fehlt uns doch zu dieser Zeit,
Welche zur Gesundheit dienet, nämlich nur die Mäßigkeit.

Neue Sitten.

Pfui, wie ist das Damenvolk auf die Neuheit abgerichtet;
Alles, was gebräuchlich war, wird verlassen und vernichtet.
Ja die Lust zu neuen Sitten hat es schon dahin bewegt,
Daß sich manche nicht nur neiget, sondern gar zu Boden legt.

Neben all' den Eigenschaften, welche die satyrische Muse unsers Grob auszeichnen, bleibt noch eine zu erwähnen, hinsichtlich deren er hoch über sämmtliche gekrönte und nicht gekrönte Poeten Deutschlands seiner Zeit hinausragt — sein politischer Freimuth. Bekanntlich war der allgemeine Charakterzug der deutschen politischen Poesie in jener Zeit derjenige der absoluten Niederträchtigkeit und der Kanzleistyl jener Zeit, den Julian Schmid vortrefflich dahin kennzeichnet, „daß der Niedere sich vor jedem Höhergestellten nicht bloß in den Staub warf, sondern sich in denselben einwühlte, um nur in seiner Nichtswürdigkeit so wenig als möglich bemerkt zu werden,“ [112] ist nichts weiter, als der offizielle Ausdruck der allgemeinen Charakterlosigkeit. Aber nicht nur die servilen, in tiefster Unterthänigkeit ersterbenden Beamten, sondern auch die gallonirten und besternten Poeten sahen von dem ganzen Elend der damaligen Zustände, von jener schändlichen Fürstenwirthschaft, — wo jeder Herrscher, auch in der kleinsten Miniatur- und Diamant-Ausgabe, in getreuer Nachäffung des großen französischen Ober-Autokraten und Tonangebers, seine Hoffeste, Hofleute, Maitressen und zugleich ausgesogene Länder und ein verarmtes Volk besaß —, nichts Weiteres, als die in ächten oder falschen Edelsteinen strahlende Erscheinung des Herrn. Wie die Politik jener Zeit um elende Kabinetsintriguen, Maitressenwechsel und solche Nichtswürdigkeiten sich drehte, so

auch die sogenannte politische Poesie jener Zeit, deren großer weltbewegender Inhalt in der Schilderung von Geburts-, Hochzeits- und Hoffesten, Maskeraden ꝛc. der hohen Herrschaften bestand, voll gesinnungsloser Schmeicheleien und allerunterthänigster Anwedelung in Versen. So war des zu seiner Zeit renommirten und gekrönten Dichters Besser Leben nichts als die Hinnahme einer Reihe von Geschenken und Gunstbezeugungen, die er für demüthige Schmeichelverse hinnahm. Aber der adeliche Pudel Besser hatte selbst noch einen bürgerlichen Unterpudel, König, dessen Gedichte er kritisirte und feilte. Wie dieß geschah, mag ein Beispiel zeigen, das zugleich die Erbärmlichkeit jener Dichterlinge deutlich kennzeichnet. Diese beiden poetischen Pudels befanden sich am Hofe des prachtliebenden Churfürsten Fr. August von Sachsen, des vollkommensten Nachahmers Ludwigs XIV. Besser entwarf einst den Plan zu einem Hoffeste. Da aber der Churfürst selbst daran Vergnügen fand, einen solchen Plan auszuhecken, wurde der Besser'sche bei Seite gelegt. Dies churfürstlich-arrangirte Fest wurde später pflichtgemäß von König in Versen beschrieben, wobei derselbe irgenwo bemerkte:

„Zug, Anstalt, Ordnung, Lust geschieht allein durch Dich,
Und Alles, was geschieht, ist unverbesserlich."

Dies letzte Wort betrachtete Besser als eine unpassende Anspielung auf seinen Namen und befahl König, dasselbe zu streichen. Solchergestalt war die ästhetische Kritik jener Zeit beschaffen.

Diese Höflingswirthschafts- und Zeremonialpoesie war nun nach den subtilsten Regeln der Etikette ausgeklügelt, da es sich ja um lauter solche hohe Angelegenheiten handelte, wie oben bezeichnet, die zugleich Gegenstände der damaligen diplomatischen Verhandlungen bildeten. Das Absurdeste in dieser diplomatischen Hofpoesie ward wohl durch König geleistet in dessen Gedicht: „August im Lager". Obwohl dieß Gedicht, welches sechs Gesänge stark werden sollte, von denen aber nur der erste, mehr

als tausend Verse zählende fertig wurde, nichts Weiteres enthält, als die Beschreibung eines pomphaften militärischen Festes, mit welchem Fr. August den Besuch des Königs von Preußen feierte, so bezeichnete König sein mühsam-serviles Machwerk doch als ein „Heldengedicht"; das Gedicht wurde ein Juwel der deutschen Literatur genannt und Gottsched erhob König dafür zur Doppelwürde eines deutschen Virgil und Horaz zugleich.[113]

Wie unendlich wohlthuend wirkte neben solcher Misere die in einer Zeit politischer Mattheit und Erschlaffung so frisch und frei ausgesprochenen, kerngesunden politischen Epigramme unsers Toggenburgers, dem es nie einfällt, seine Muse zur Schleppträgerin des obrigkeitlichen Hermelins herabzuwürdigen, der im Gegentheil die politischen Uebelstände der Zeit mit männlichem Freimuthe in seinen scharf zugespitzten Epigrammen rügt. So ist ihm

Ein Hofmann ein Hoffmann.

Hoffen ist zu Hofe Losung als das nächstverwandte Wort;
Wer auf Treu und Glauben schauet kommt daselbsten übel fort.

Bittern Spott ergießt er auch über die

Geringheit des armen Adels.

Was ein Baum ist ohne Laub, was ein Kirchthurm ohne Glocken,
Was ein Keller ohne Weine, eine Suppe sonder Brocken,
Was ein Schiff ist ohne Segel, was eine Anker ohne Grund,
Was ein Schütze sonder Pulver und ein Jäger ohne Hund,
Was ein Weber ohne Garn, was ein Schlosser ohne Eisen,
Was ein Bäcker ohne Mehl und ein Garkoch ohne Speisen,
Was ein Fuhrmann ohne Wagen und ein Bauer ohne Feld,
Dies und zehen mal noch minder ist der Adel ohne Geld.

Den unberechtigten Einfluß des bloßen Reichthums geißelt er dagegen im Epigramm:

Neue Weltherrschaft.

Die fünfte Monarchie ist nunmehr auferstanden,
Das Geld ist jetzt allein ein Herr in allen Landen.

Ein Hauptgebrechen der Zeit, die feile, ungerechte Justiz mit ihrem schamlosen Bestechungssystem bewegt ihn zur folgenden, scharftreffenden Rüge:

Von dem Otto.

Otto läßt sich die Person im Gerichte nicht verblenden,
Denn er trägt das liebe Recht, wann er urtheilt, in den Händen.
Otto pfleget nicht zu fragen, ob es Meister oder Knecht,
Welcher ihm das Meiste gibet, der erlanget schleunig Recht.

Das gleiche Thema berühren auch die folgenden zwei Epigramme:

Verblendete Gerechtigkeit.

Themis hat ihr Angesicht zwar noch immerdar verbunden,
Nur das alt und neue Band werden nicht mehr gleich befunden.
Jenes war von dickem Tuche für den Augenüberschlag,
Dieses ist von dünnem Flore, den sie wohl durchsehen mag.

Drei überbittere Sachen.

Wann ein Eh- und Ehrenweib muß des Mannes Buhle leiden,
Und ein müder Ackersmann schauen seine Früchte schneiden,
Wann man in gerechter Sache nur aus Abgunst wird verfällt,
Sind drei Dinge, welchen Galle nicht die Gegenwage hält.

Direkt gegen strenge, ungerechte, bestechliche Richter schleudert er schließlich folgende Epigramme:

Auf den straffertigen Misilaus.

Wann deine Bauern gleich der Ehr und Zucht vergessen,
So ist gewißlich dir die Schuld nicht zuzumessen.
Du strafst sie immerzu. Ein kleines Fehlerlein
Muß eine Missethat von hundert Pfunden sein.
Und zwar, wie solltest du das Strafen können meiden,
Dieweil du ohne das gleich müßtest Hunger leiden?
Deßwegen bist du auch des Strafens so gewohnt,
Daß deine Hand sogar die Tugend nicht verschont.

Dann aber warnt er:

Das große Messer.

Ihr Herren, wollt ihr euch des Schneidens unterwinden,
So macht es nicht zu tief, man möcht' es sonst empfinden.

So steht der ganze Mann vor uns da als eine fest abgeschlossene Charaktergestalt, als einer der scharfsinnigsten und beredtesten Kämpen für Recht und Wahrheit zu einer Zeit, da es tägliche Uebung war, diese beiden Grundprinzipien eines gesunden, sittlichen Staatslebens in ihr Gegentheil zu kehren. Mit vollem Rechte weilt deßhalb unser Auge mit innigem Behagen auf der wohlthuenden Erscheinung dieses Kernmannes, dessen Gedichte um ihres polemischen Inhaltes willen schon zur Zeit ihres Erscheinens, wie in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in nicht gar vielen Händen gewesen zu sein scheinen und heutzutage einer höchst unverdienten Vergessenheit anheimgefallen sind. Möge das Bild Grobs, der im Leben wie im Dichten ein ganzer, ächter Mann war, auch unserm gegenwärtigen Geschlechte in lebendiger Frische wieder aufgehen und damit jene Prophezeiung sich erfüllen, die Grob im stolzen Bewußtsein seiner sittlichen Würde im nachfolgenden Sonnette aussprach, welches zugleich die hohe Wahrheitsliebe dieses Mannes in wahrhaft erhebender Weise offenbart:

Veritas odium parit.

O Wahrheit, wie verhaßt bist du bei unsern Tagen!
Wer dich erhalten will, verschüttet Glück und Gunst.
Das alte Sprichwort thut den Ausspruch nicht umsunst:
Dem Wahrheitsgeiger wird die Geig' am Kopf zerschlagen.
Wer sich erhöhen will, muß wenig nach dir fragen.
Geschminkte Heuchelei und falsche Sittenkunst
Bringt jetzt den Mann empor; ein solcher schnöder Dunst
Muß nun, o Lasterzeit, der Leute Huld erjagen.

Doch, fahrt ihr Lügen hin! Ich geb' euch keinen Platz.
Die Wahrheit ist und bleibt mein allerliebster Schatz;
Ihr bleibt mein Herze, Mund und Federkiel ergeben.
Was frag' ich nach der Welt, nach Glücke, Gunst und Pracht?
Die Tugend tröstet mich; macht sie mich hier veracht',
So werd' ich doch durch sie nach meinem Tode leben.

4. Doktor Scheuchzer.

Eine der interessantesten Erscheinungen auf dem Gebiete unserer schweizerischen Kulturgeschichte und einer der rüstigsten, ausdauerndsten Kämpfer für geistige Freiheit, die sicherste Grundlage der politischen, ist der zürcherische Arzt und Professor der Naturwissenschaften Dr. Johann Jakob Scheuchzer, der ebenso sehr um seiner wissenschaftlichen Verdienste, die er sich im steten Kampfe mit der starren Orthodoxie seiner Zeit Schritt für Schritt erringen mußte, als auch um seines patriotischen Sinnes willen dankbare Erinnerung verdient. [104]

Mit dem Lebensbilde von Dr. Scheuchzer entrollt sich wieder eine neue wichtige Seite des Lebens seiner Zeit, die zwischen dem Drange reiner wissenschaftlicher Erkenntniß und dem schweren Drucke einer erstarrten Theologie oft unbestimmt hin- und herschwankte, ein Zwitterzustand, der selbst in Scheuchzer's Leben und Bestrebungen zuweilen sich offenbart.

So heftig die innern Kämpfe waren, welche Scheuchzer zu bestehen hatte, so ruhig spielte sich sein äußeres Leben ab, das bis auf eine kurze Unterbrechung auf den natürlichen Wirkungskreis des Gelehrten in Studierstube und auf den Katheder sich beschränkte. 1672 geboren, also in einer Zeit, da die orthodoxe Theologie die Gewissen wie die Wissenschaft beinahe unbeschränkt beherrschte, empfing Scheuchzer schon in früher Jugend von seinem Vater, dem gleichnamigen zürcherischen Stadtarzte, reiche Anregungen zu naturwissenschaftlichen Studien, die er in reiferen Jünglingsjahren auf Reisen und auswärtigen Hochschulen sorgfältig ausbildete.

Im Jahre 1694 kam Scheuchzer nach Zürich zurück, um dasſelbe 1695 noch einmal zu verlaſſen. Schon 1696 kehrte er jedoch wieder in die Heimath und diesmal für immer zurück, wo er mit der Stelle eines zweiten Stadtarztes betraut wurde [115] und zugleich die Anwartſchaft auf die Profeſſur der Mathematik erhielt. Ehe er jedoch ſeinen amtlichen Beruf pflegte, hatte ſich der ſtrebſame Jüngling ſchon einen Wirkungskreis geſchaffen, der ihm mannichfaltige Anregungen brachte. Es war die 1694 geſtiftete und früheſtens 1709 eingegangene „Geſellſchaft der Wohlgeſinnten", ein Freundeskreis, der zum Anhören von Vorträgen und zu Diskuſſionen über die verſchiedenſten Fragen regelmäßig ſich verſammelte.

Allerdings liegt in den Arbeiten dieſer jungen Männer, entſprechend der aus dem ſpäteren Mittelalter noch in das 18. Jahrhundert herübergetragenen Einrichtung der Gelehrtenſchulen und dem theologiſchen Drucke, noch gar viel ſcholaſtiſcher Wuſt enthalten. So wurden in dieſen Verhandlungen, bei denen Scheuchzer gewöhnlich das Protokoll führte, Gegenſtände behandelt, wie folgende:

Abhandlung über die Begebenheiten, ſo ſich in dem erſten Viertel des erſten bibliſchen Tages begeben.

Ob eine zweiköpfige Mißgeburt zwei Seelen habe.

Woher die Mohren ſchwarz ſind.

Ob eine chriſtliche Obrigkeit öffentliche Komödien, Seiltänzer ꝛc. dulden könne.

Ob Judas eine größere Sünde dadurch begangen, daß er Chriſtum verrathen oder daß er ſich erhenkt.

Woher der Herr Chriſtus nach ſeiner Auferſtehung Kleider genommen.

Ob Chriſtus an der Hochzeit zu Cana das Waſſer in weißen oder rothen Wein verwandelt habe ꝛc.

Daneben wurden aber auch viele ächt wissenschaftliche Fragen auf naturwissenschaftlichem und geschichtlichem Gebiete besprochen und Scheuchzer dadurch immer mehr zu ernster wissenschaftlicher Thätigkeit angeregt.

Den Anfang hiezu boten verschiedene naturwissenschaftliche Arbeiten und die Herausgabe der Resultate größerer Schweizerreisen, die er in den Jahren 1702 bis 1711 mit Jünglingen machte. Auf diesen Reisen trug Scheuchzer zuerst physikalische Instrumente, Winkelmaßgradbogen, Barometer und Thermometer in unsere Alpen und versuchte Erklärungen der Naturerscheinungen nach physikalischen Grundsätzen. Ihm verdankte man zugleich die ersten barometrischen Höhenmessungen in unseren Gebirgen, die ersten meteorologischen Beobachtungen in der Schweiz, die ersten Versuche, das Problem der Gletscher, Windlöcher, periodischen Winde, der intermittirenden Quellen u. s. w. zu lösen.[115] Aber auch hier zeigte sich noch die theologisch-scholastische Befangenheit, von welcher Scheuchzer damals sich noch nicht frei gemacht hatte. So sieht auch er die Erdbeben wie ähnliche Erscheinungen als Züchtigungen an, die Gott über die sündige Menschheit verhänge und gab Beschreibungen von Drachen und anderen fabelhaften Thieren, die der Aberglauben des Volkes noch immer lebendig erhielt.[116] Als Abschluß dieser Arbeiten in geographischer Hinsicht gab Scheuchzer 1712 seine große Schweizerkarte heraus, die bis zum Ende des Jahrhunderts gebraucht wurde und für welche er ein Geschenk von 500 Gulden von der Regierung von Zürich erhielt.

Gleichzeitig mit den erwähnten Studien und als Resultate derselben, gab Scheuchzer von 1705 bis 1707 ein naturwissenschaftliches Wochenblatt heraus und 1706 erschien seine Naturgeschichte des Schweizerlandes, die besonders in den späteren Auflagen dem Fortschritte der Wissenschaft, wie er besonders durch Newton angebahnt worden war, entsprach. Scheuchzer erklärte

auch, mit besonderer Rücksicht auf populäre Behandlung, in speziellen Vorträgen den Text der heiligen Schrift nach den Grundsätzen der neuen Philosophie und Naturwissenschaft. Als bedeutendste Leistung auf diesem Gebiete wird die Erklärung des Buches Hiob betrachtet.

Wohl war dies kühne Verfahren des jungen Naturforschers sehr geeignet, den Widerspruch der orthodoxen Theologen, denen zugleich die Censur anvertraut war, herauszufordern, und sie standen auch keinen Augenblick an, von ihrer Macht einen möglichst ausgedehnten Gebrauch zu machen. So strichen sie Scheuchzer das Wort: „Ochsengeschlecht", und auch die „Löwenhök'schen Samenthierchen" traf, als unzüchtig, das gleiche Schicksal.[117] Selbst an der mit aller Behutsamkeit gebrachten Mittheilung der Thatsache, daß die Erde sich um die Sonne bewege, stießen sich die zürcherischen theologischen Censoren gewaltig. Ein Bernoulli (Johannes I.), der mit Scheuchzer und dessen Bruder Johannes korrespondirte und ebenfalls in Gröningen das Wehgeschrei der dortigen Theologen hervorgerufen hatte, weil er die Samenthierchen als ein natürliches Wunder bezeichnete, schrieb über diese Verfolgungen an Johannes Scheuchzer: „Es ist wahr, daß Ihr Herr Bruder nicht direkt behauptet, daß die Erde um die Sonne sich bewegt, aber er sagt dasselbe indirekt, indem er der Erde „„einen ordentlichen Kreis durch die Himmelsluft"" und eine Centrifugalkraft zuschreibt, die sie durch ihre Bewegung um die Sonne erhält. Nun ist es aber doch ziemlich lange her, daß die Orthodoxen das Copernikanische System als eine Ketzerei verdammten, deren Anhänger mit Feuer ausgerottet werden müssen." Und in einem etwas späteren, im Jahre 1720, an Johannes Scheuchzer gerichteten Briefe, schreibt Bernoulli:

„Wer hätte geglaubt, daß man durch die Aeußerung: „„Gott ist überall gegenwärtig"", zum Ketzer gestempelt würde. Ihre Censoren müssen einen sonderbaren Begriff von Gott haben,

um ihn als in einem gewissen Ort eingesperrt auszugeben. Sie sagen, er sei im Himmel, weil es so im Vater unser steht. Es sei so! Aber die ganze Schöpfung ist nichts als Himmel, in welchem unsere Erde wie ein anderer Stern schwebt; deßhalb ist Gott, weil er im Himmel ist, auch im ganzen Weltall!"

Einer der erbittertsten Gegner Scheuchzers war jene uns schon bekannte Grundsäule der kirchlichen Orthodoxie, der fanatische Antistes Klingler, der ebenfalls als Schriftsteller durch Herausgabe einer Masse von Dissertationen auftrat, deren geistiger Gehalt schon durch ihren Inhalt hinlänglich charakterisirt wird, indem er z. B. in einer dieser Abhandlungen den Streit des Teufels mit dem Erzengel Michael über den Leib Mosis ausführlich behandelte. Von dem Aberglauben dieses Mannes, der sich trotz seiner geistlichen Würde in Schatzgräbereien einließ, haben wir schon einige Beispiele angeführt und bemerken hier nur noch, daß dieser Diener des Herrn von einer so kolossalen Eitelkeit erfüllt war, daß die Regierung von Zürich ihm alles Ernstes gebieten mußte, den willkürlich von ihm angemaßten Titel „Euer Exzellenz" wieder abzulegen.[118] Die Stellung der damaligen Theologie zu den Naturwissenschaften wird übrigens genügend dadurch bezeichnet, daß noch zu Scheuchzers Zeit das Ptolomäische System als allein mit den Aussprüchen der Bibel übereinstimmend auf Lehrstühlen und Kanzeln gegen die ketzerischen Lehren des Copernikus vertheidigt wurde, wobei es dann an offenen und verdeckten Angriffen der Glaubenshirten auf die „Atheisten" nicht gemangelt haben wird. Treffend bemerkt Wolf hiezu: Soll man sich unter solchen Verhältnissen wundern, daß Scheuchzer bei seiner freieren Ansicht, namentlich da er sie auch in politischen Dingen offen bekannte, unter den Lehrern in Kirche und Schule, in den Räthen wie unter seinen übrigen Mitbürgern, die den Eingebungen der Obern meist blindlings folgten, offene und noch mehr geheime Gegner zählte? Die sehr

unfreundliche Haltung, welche die Theologen jener Zeit unſerem Doktor gegenüber einnahmen, zeigt ſich in höchſt charakteriſtiſcher Weiſe in brieflichen Mittheilungen zweier Zeitgenoſſen Scheuchzer's, des Landſchreibers Gwerb und ſeines Freundes, des Landvogts Füßli in Regensberg.[119]

Am 9. September 1712 ſchrieb Gwerb: „Vorgeſtern kam Herr Dr. Scheuchzer mit dem glatten Kragen und dem Degen in ein Convent. Die Herren Chorherren wollten dieſen Habit nit leiden, ſondern ihn ausſtellen; er aber blieb drinnen und ſie zankten ein Stund lang mit einander; endlich hebten ſie das Convent auf ohne Berührung der Geſchäfte." Und Füßli entgegnet darauf: „Glaube, wenn zu Olims Zeiten Einer ohne breiten Denkzettel oder großen Saum am Kleid ſich unter die Herren Phariſäer hätte ſetzen wollen, ſie hätten ebenfalls das Convent um eines ſo ungeſegneten Menſchen willen unverrichteter Dingen aufgehebt ad imitationem thematis ultimi." Zwei Jahre darauf (6. Juli 1714) weiß Gwerb ſeinem Freunde Füßli wieder zu berichten: „Herr Dr. Scheuchzer hatte eine weiſſe Krähe, die kam ihm Samſtag aus und auf H. Baptiſtens Dach. Herr Dr. ſtieg ohne Schuhe bis auf das Dach, lockte und erwiſchte ſie, entſchlipfte und kam bis zum Känel (Dachrinne), konnte aber mit dem Fuß an denſelben anheben, wieder aufſtehen und ſich ſalviren und behielt die Krähe immer in der Hand. Man ſagt, wenn Einer todt gefallen wäre, ſo hätten die Chorherren der Krähe ein Leibding angeordnet." Worauf Füßli erwidert: „Es hätte einer ſchier die unendlichen Kritiken nicht behalten können, die Herren Dr. Scheuchzers ſo nah geſtandene Unglücksfall verurſacht würde haben. Gleichwohl kann es ihm auch zu einem notabene dienen laſſen, daß er noch echapirt."

Scheuchzer ließ ſich jedoch durch alle Angriffe und Mißbeliebigkeiten in ſeiner Thätigkeit nicht im Mindeſten ſtören, dehnte

seinen Kommentar über die ganze Bibel aus und gab später (1731—1735) diese Arbeit als »physica sacra« heraus, wobei gerade durch diese theilweis theologische Form derselben die Naturwissenschaften in Kreisen einheimisch gemacht wurden, wohin sie ohne dieselbe, wenigstens zu jener Zeit, niemals eingedrungen wären. Scheuchzer ward auch bei diesen Bestrebungen von einigen wissenschaftlich gebildeten Staatsmännern von Zürich, unter denen hier besonders der uns schon bekannte Landvogt in Kyburg, Hans Caspar Escher und dessen Vater, damals Bürgermeister von Zürich, Erwähnung verdienen, in wirksamer Weise unterstützt.

Das Jahr 1710 brachte endlich die längst verheißene Professur der Mathematik, wobei jedoch Scheuchzer, dem damaligen Zustande der Beherrschung der Wissenschaft durch die Theologie Rechnung tragend, seiner Spezialwissenschaft dadurch Geltung zu verschaffen wußte, daß er sich bemühte, die Dienste hervorzuheben, welche sie der Theologie zu leisten im Stande sei. Schon in seiner Antrittsrede, welche er den 28. November hielt, gibt sich dieser von der Theologie abhängige Standpunkt in höchst charakteristischer Weise zu erkennen. Nachdem Scheuchzer seinem Thema allgemeine Betrachtungen vorhergehen ließ, ging er zu den einzelnen Zweigen der damaligen Mathematik über, wobei er ihre wissenschaftliche Berechtigung dadurch motivirte, daß das Studium der Geographie zur Kenntniß des Paradieses und seiner Flüsse, der Sündfluth, des Landes Palästina führe; die Arithmetik, weil sie die Zahl der Menschen kennen lehre, die zur Zeit der Sündfluth lebten, die Vermehrung der Israeliten, die Zahl derer, welche aus der babylonischen Gefangenschaft zurückkehrten, die prophetischen Zahlen in der Offenbarung Johannis; er empfahl die Geometrie, durch deren Hilfe man die quadratischen und rektangulären Formen erkenne, z. B. des Salomonischen Tempels, seiner Fenster und anderer Theile, diejenigen der Ge-

setztafeln Mosis, der Levitischen Städte, der Bundeslade, der hebräischen Schrift selbst; die Geometrie mit der Schiffbaukunst, die zur Kenntniß der Arche Noah's, der hebräischen Maße und Gewichte diene; die bürgerliche Baukunst, die man für den babylonischen Thurm, die Denkmäler und Altäre, zumal die Städte und Vorstädte der Leviten, des Salomonischen Tempels bedürfe. Zur Empfehlung wurden am Schlusse dieser Rede noch ausgezeichnete fremde und einheimische Theologen erwähnt, unter letzteren Bullinger, Simmler, Stucki, Leeman, obgleich, bemerkte Scheuchzer behutsam, er anderseits gern zugeben wolle, daß es auch ohne Hilfe der mathematischen Wissenschaften berühmte Theologen gegeben habe und noch gebe, deren Stirn er des ruhmvollen Kranzes nicht berauben wolle. [120]

Neben seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten dehnte Scheuchzer seine Thätigkeit unausgesetzt auf das von ihm schon früh bebaute Feld der vaterländischen Geschichte aus. Schon 1701 erschien das erste Heft seiner Uebersicht schweizerischer Literatur, wobei er selbst bemerkte, daß er mit dieser Zeitschrift den Beweis leisten wolle, wie auch, besonders in der reformirten Schweiz, das Interesse für alles, was das geistige Leben im Vaterlande betreffe, noch wach sei und keine Richtung desselben gänzlich vernachlässigt werde. Von dieser Zeit an machte er sich auch mit den Schriftstellern über vaterländische Geschichte näher bekannt, sammelte Urkunden, wichtige Aktenstücke, Monographien und benützte auch seine Alpenreisen zu Erkundigungen, Anknüpfung von Verbindungen und zur Kenntniß des politischen Zustandes der von ihm besuchten Landestheile, indem seiner nach allen Seiten hin thätigen Forschung der Einfluß von Verfassung und Gesetzgebung auf das bürgerliche und häusliche Leben, den Verkehr, ja selbst die verständigere oder nachlässigere Behandlung und Benützung der Naturprodukte nicht entgehen konnte. So ließ er 1710 eine Karte der „Landschaft Toggen-

burg" erscheinen, wobei er zugleich über die Verhältnisse der Grafschaft zu den Schweizerkantonen schon seit früher Zeit sich so gut als möglich zu unterrichten suchte. Er verfertigte für seinen eigenen Gebrauch Abschriften der bedeutendsten in ein hohes Alter hinaufreichenden Urkunden, welche den Stamm einer gegenwärtig auf der Zürcher Stadtbibliothek aufbewahrten, allmälig bis nahe an 70 Bände herangewachsenen Sammlung historischer Dokumente jeder Art bilden, mit deren Hilfe er zu dem kühnen Gedanken der Abfassung einer von der frühesten Zeit beginnenden und bis auf die seinige fortzusetzenden vaterländischen Geschichte gelangte, den er dann auch wirklich in 28 handschriftlichen Folianten zur Ausführung brachte. Scheuchzer wollte selbst einen kritisch-geschichtlichen Auszug davon veranstalten, scheint jedoch, wie aus einigen brieflichen Mittheilungen geschlossen werden muß, der Aengstlichkeit der Censur wegen diesen Plan aufgegeben zu haben. [120]

Diese reichen historischen Kenntnisse, sowie der freisinnige loyale Charakter Scheuchzers bewogen denn auch die Bürgerschaft von Zürich in ihrem Reformgeschäfte von 1713, den gelehrten Doktor zu ihrem Sprecher zu wählen, wie er auch die Verhandlungen der Zunftausschüsse leitete, die in Verbindung mit Abgeordneten der Regierung die Beschwerden der Bürgerschaft prüften, wobei Scheuchzer die Bürger von übereilten Schritten zurückhielt und sie dazu vermochte, ihre Reformforderungen auf das Nächstliegende und Unentbehrliche zu beschränken. [122] Die Darstellung dieser friedlichen Revolution, durch welche die Burgerschaft von Zürich wichtige politische Rechte, die ihr durch Urkunden früherer Jahrhunderte zugesichert waren, wieder erneute und manche Verbesserungen in der öffentlichen Verwaltung durchsetzte, gehört der politischen Geschichte des 18. Jahrhunderts an. Ein Beschwerdepunkt der Burger, der seinem Inhalte nach wohl ganz Scheuchzer angehört, soll aber

hier nicht übergangen werden, weil er die patriotische Grundlage seines wissenschaftlichen Strebens deutlich erkennen läßt. Die Beschwerdeschrift der Burger enthält in dem Abschnitte, welcher die anzubahnenden Reformen in Kirche und Schule bespricht, folgenden Artikel (II.): [123]

„Unsren Gn. H. wird kräftigst und sorgfeltigst recommandirt, das Interesse unserer Schulen, Pflanzung allerhand insonderheit politischer Wissenschaften, damit aus diesem Pflanzgarten herkommen fromme gelehrte Gotteslehrer, tapfere qualifizirte und tugendhafte Regenten, gottesfürchtige tugendliebende Hausväter in allen Ständen, die Wiederherstellung des ehemals florirenden Zustandes unserer Schulen, damit der Geruch unserer Gelehrsamkeit und Sittsamkeit auch Fremde in unsere Stadt anlocke; eine fleißige Aufsicht auf Arbeit und Leben der Lehrenden, auf die Studia und Sitten der Lernenden, die Abschaffung allerhand Mißbräuche, überhandnehmender Schenkungen in teutschen und lateinischen Schulen, Ausmusterung unnöthiger und Einführung nützlicher Wissenschaften zur Beförderung der Ehr' Gottes und des Wohlstands des gemeinen Wesens." Wohl mag auch der schon oben [124] berührte Versuch einer Beschränkung des Einflusses der Geistlichkeit bei Dr. Scheuchzer keinen Widerstand gefunden haben. Bemerkenswerth ist noch, daß wenige Jahre nachher das zürcherische Schulwesen einer ausgedehnten Reform unterworfen wurde, unter thätiger Mithilfe Scheuchzers und seiner Freunde.

Nach Vollendung des Reformversuchs von 1713 kehrte Scheuchzer wieder zu seiner wissenschaftlichen Thätigkeit zurück, nicht ohne in fortwährendem Streitzustande mit der orthodoxen Theologie zu stehen, deren Chikanen, wenn sie auch den Mann nicht zu stürzen vermochten, doch stark genug waren, jede Berufung Scheuchzer's an eine höhere Lehrstelle der Naturwissenschaften zu hindern und ihn durch fortgesetzte Feindseligkeiten

und Plackereien zu quälen. Während mehreren Jahren gaben seine Freunde sich alle Mühe, ihm eine Stellung im Auslande zu verschaffen; namentlich hoffte Scheuchzer im Jahre 1709 das durch den Hinschied Hotton's erledigte Professorat an der Universität Leyden zu erhalten, welches jedoch dem schon daselbst weilenden berühmten Arzte Boerhave, der sich auch der schweizerischen Studirenden der Medizin immer liebevoll annahm, zu Theil wurde. Auf eine Empfehlung von Leibnitz hin erhielt jedoch Scheuchzer 1712 von Peter dem Großen die Berufung als Leibarzt mit 400 Dukaten Gehalt. Scheuchzer schwankte längere Zeit und unterhandelte deßhalb mit der Regierung von Zürich. Als ihm diese endlich im März 1714 freistellte, „die czarische Vocation anzunemmen oder nit; wenn er gehe, wolle man ihm seine genossene Emolumenta aufbehalten, wenn er hier bleibe, sind ihm zu dem Wartgelt und was er zuvor gehabt annoch 100 fl. an Geld, 12 Mütt Kernen und 12 Eimer Wein geordnet; dafür soll er wuchentlich 3 Stünd die Matheſin dociren", entschloß sich Scheuchzer, in der Heimath zu bleiben. [125]

So gering die ökonomischen Vortheile waren, welche die Heimath dem ausgezeichneten Manne bot, so hatte er doch die Genugthuung und Freude, ein tüchtiges, jüngeres, geistesfrisches Geschlecht heranwachsen zu sehen, zu dem auch Bodmer, Dr. Zellweger, Dr. Hirzel und Andere gehörten, die in späteren Jahren eigener, tüchtiger Thätigkeit immer mit Liebe und Dankbarkeit des trefflichen Lehrers gedachten. Das Jahr 1733 brachte endlich Scheuchzern auch die äußere Genugthuung einer seiner persönlichen und wissenschaftlichen Tüchtigkeit angemessenen Stellung, da er beim Hinschied des 88jährigen Dr. Muralt die Professur der Physik erhielt und zugleich zum ersten Stadtarzt (Archiater) von Zürich gewählt wurde. Leider blieb Scheuchzer nur wenige Monate im Genusse seines größeren Wirkungskreises,

da schon am 23. Juni desselben Jahres der Tod seinem rastlosen Streben, seiner ebenso unermüdeten als segensvollen Wirksamkeit ein Ende machte.[126]

Mit Scheuchzer schied ein Mann, der für die Befreiung des Geistes besonders auf wissenschaftlichem Gebiete aus den Banden einer geistlosen und despotischen Theologie Außerordentliches geleistet hatte, und der wahrhafte Frühling eines neuen frischen Geisteslebens, der bald für Zürich und durch dasselbe auch für die ganze Schweiz anbrechen sollte, wurde von ihm gründlich vorbereitet, wie jene eigenthümliche Richtung der zürcherischen Wissenschaft des 18. Jahrhunderts, die mit allem wissenschaftlichen Ernste und mit strenger Gründlichkeit zugleich die stete Rücksichtnahme auf die höchsten vaterländischen Interessen zu verbinden wußte. Es mag sich wohl ziemen, diesen Abschnitt mit der folgenden Schilderung zu schließen, die Scheuchzer's vieljähriger Freund, der neuenburgische Professor der Physik, R. Borguet, von seinen körperlichen und geistigen Eigenschaften macht. Er sagt:[127]

„Scheuchzer war mager, von mittlerem Wuchse und hatte ein pockennarbiges aber feines und einnehmendes Antlitz; er besaß ein frohes Gemüth und die Gabe angenehmer und geistvoller Unterhaltung, kannte mehrere Sprachen und sprach einige sehr gut. Sein Wissen war vielseitig, sein Gedächtniß sicher und glücklich, sein Urtheil klar und bestimmt. Er besaß einen durchdringenden Verstand, liebte vor Allem die Wahrheit, hatte eine gesunde unbefangene Meinung über die verschiedenen Ansichten der Menschen im Allgemeinen und der Gelehrten im Besonderen, eine um so achtungswürdigere Eigenschaft, je seltner sie gefunden wird. Er war ein Mann von feinen Sitten, höflich und leutselig, weßhalb ihn Alle liebgewannen, die ihn kennen lernten."

5. Albrecht Haller.

Wenn Scheuchzer bei aller patriotischen Gesinnung sich doch fast ausschließlich auf wissenschaftlichem Boden bewegte, so gehörte dagegen der junge Haller zu den schärfsten Kritikern des aristokratischen Regiments seiner Zeit, obwohl er dem aristokratischen Staatswesen mit Leib und Seele ergeben war und deßhalb auch die Mißlichkeiten, welche sein rücksichtsloses schriftstellerisches Auftreten ihm von seinen, einem engherzigen Kastengeiste huldigenden patrizischen Standesgenossen zuzog, um so bitterer empfand. Mag Haller, der zu seiner Zeit auch für einen großen Dichter galt, obgleich er wesentlich auf jener schmalen Grenzscheide des Didaktisch-Satyrischen sich erging, auch heute dieser Lorbeeren zu großem Theil verlustig werden, die kritisch-politische Bedeutung seiner besten Gedichte wird denselben immer einen großen historischen Werth erhalten.

Schon in früher Jugend zeigte sich die satyrische Ader, da Hallers erstes Gedicht eine Satyre auf einen seiner Lehrer war. Als er in seinem vierzehnten Lebensjahre nach Biel kam, schrieb er eine Legion von Gedichten, die er mit eigener Lebensgefahr aus einer Feuersbrunst rettete, um sie 1729 freiwillig in den Ofen zu werfen. Nachdem Haller seine medicinisch-naturwissenschaftlichen Studien in Tübingen und Leyden (besonders unter Boerhave) vollendet hatte, ging er nach einer Reise durch Norddeutschland, Holland, England und Frankreich nach Basel, um unter Johannes (I.) Bernoulli Mathematik zu studiren, worauf Haller 1729, nach einer Abwesenheit von fünf Jahren, in seine Heimat zurückkehrte, wo ihm nach kurzer Zeit die Stelle eines Bibliothe-

kars an der Stadtbibliothek übergeben wurde, deren Schätze er besonders durch Anschaffung werthvoller botanischer Werke vermehrte.

Nach kaum dreijährigem Aufenthalte in Bern erschien im Jahre 1732 anonym die erste epochemachende Sammlung der Gedichte des jungen erst dreiundzwanzigjährigen Schriftstellers,[129] welche in Nebenstunden, besonders beim Botanisiren entstanden waren. Als das bedeutendste nicht nur der wenigen Gedichte dieser ersten Ausgabe, an deren Spitze es erschien, sondern sämmtlicher poetischer Produkte Hallers, finden wir das didaktisch-beschreibende Gedicht „die Alpen", die Frucht einer Fußreise, welche Haller 1728 mit seinem Freunde Johannes Geßner von Zürich in die Berner-Alpen machte. Schon in sprachlicher Hinsicht zeichnete sich das Gedicht durch Reinheit und Kraft des Ausdrucks, in poetischer durch die an englischen Vorbildern gereifte Großartigkeit der Naturanschauung vor den gleichzeitigen Dichtungen eines Brockes aus, dessen poetische Miniaturmalerei in Aquarell damals als das Höchste betrachtet wurde, was dichterische Naturschilderung zu bieten vermöge. Welche ganz andere Anschauung erhält man von Hallers Schilderungen, wenn man z. B. die folgende Strophe liest, als bei Brockes:[130]

Ein angenehm Gemisch von Bergen, Fels und See'n
Fällt nach und nach erbleicht, doch deutlich in's Gesicht;
Die blaue Ferne schließt ein Kranz beglänzter Höhen,
Worauf ein schwarzer Wald die letzten Schatten bricht.
Bald zeigt ein nah' Gebirg die sanft erhobnen Hügel,
Wovon ein laut Geblök im Thale wiederhallt;
Bald scheint ein breiter See ein meilenlanger Spiegel,
Auf dessen glatter Fluth ein zitternd Feuer wallt.

Seine Hauptbedeutung erhält jedoch Hallers Gedicht für unsere Aufgabe durch die absichtliche Gegenüberstellung der einfach-schönen, patriarchalischen Sitten des Landvolks gegen die verdorbenen Zustände der Städte, ein durch das ganze Gedicht sich hinziehender

Gegensatz, wie er später in mildversöhnender Weise in Geßners Idyllen, in leidenschaftlich bewegter, revolutionärer Weise in Rousseau's Natur-Evangelium sich kundgab. So lautet schon die vierte Strophe:

Wohl dir, vergnügtes Volk, dem ein geneigt Geschicke
Der Laster reichen Quell, den Ueberfluß, versagt.
Dem, den sein Stand vergnügt, dient Armuth selbst zum Glücke,
Da Pracht und Ueppigkeit der Länder Stütze nagt.
Als Rom die Siege noch bei seinen Schlachten zählte,
War Brei der Helden Speis und Holz der Götter Haus;
Als aber ihm das Maß von seinem Reichthum fehlte,
Trat der geharn'schte Nord den feigen Stolz in Graus.
Du aber hüte dich, was Größ'res zu begehren;
Dein Glücke wird so lang als deine Einfalt währen.

In einer spätern Strophe sagt Haller:

Hier herrscht kein Unterschied, den Hochmuth hat erfunden,
Der Tugend unterthan und Laster edel macht;
Kein müßiger Verdruß verlängert hier die Stunden,
Die Arbeit füllt den Tag und Ruh besetzt die Nacht.
Hier läßt kein hoher Geist sich von der Ehrsucht blenden,
Des Morgens Sorge frißt die heut'ge Freude nie.
Die Freiheit theilt dem Volk aus unpartei'schen Händen
Mit immer gleichem Maß Vergnügen Ruh' und Müh'.
Die Wolluſt herrscht hier nicht, sie findet keine Stricke:
Man ißt, man liebt, man schläft und kennt kein ander Glücke.

Eine direkte Anspielung auf allgemein bekannte, in den schweizerischen Aristokratien und besonders auch in Bern herrschende Uebelstände enthalten die folgenden Strophen:

Denn hier, wo die Natur allein Gesetze gibet,
Umschließt kein harter Zwang der Liebe holdes Reich.
Was liebenswürdig ist, wird ohne Scheu geliebet,
Verdienst macht alles werth und Liebe alles gleich.
Die Anmuth wird hier auch in Armen schön gefunden,
Man wiegt die Gunst hier nicht vor schweren Kisten hin.
Die Ehrsucht theilet nie, was Liebe hat verbunden,
Die Staatssucht macht sich nicht zur Unglückskupplerin.
Die Liebe brennt hier frei und förcht' kein Donnerwetter,
Man liebet für sich selbst und nicht für seine Väter.

Die Sehnsucht wird hier nicht mit eitler Pracht belästigt,
Er liebet sie, sie ihn; dieß macht den Heirathsschluß.
Die Eh' wird oft durch nichts als beider Treu befestigt,
Für Schwüre dient ein Ja, das Siegel ist ein Kuß.
Die holde Nachtigall grüßt sie auf nahen Zweigen,
Die Wollust deckt ihr Bett auf sanft-geschwelltes Moos,
Zum Vorhang dient ein Baum, die Einsamkeit zum Zeugen,
Die Liebe führt die Braut in ihres Hirten Schooß.
O dreimal Selige! Euch muß ein Fürst beneiden,
Denn Liebe balsamt Gras und Eckel herrscht auf Seiden.

Hier bleibt das Ehbett rein; es brauchet keiner Hütern,
Weil Keuschheit und Vernunft darum zur Wache stehn.
Ihr Vorwitz eckelt nicht nach unerlaubten Gütern,
Was man geliebet, bleibt auch nach der Hochzeit schön.
Die keusche Liebe streut auf ihre Arbeit Rosen,
Des Tages Müh vergräbt ein wollustreiches Bett,
Und lernt man nicht die Kunst, nach Regeln liebzukosen,
So lautet Stammeln süß, wenn nur das Herze redt.

Zu juvenalischer Schärfe steigert sich der Unmuth, mit welcher Haller diesen Bildern gegenüber ihr Widerspiel in den Städten in der darauf folgenden Strophe schildert:

Entfernt vom eiteln Tand der mühsamen Geschäfte
Wohnt hier die Seelen-Ruh und flieht der Städte Rauch;
Ihr thätig Leben stärkt der Leiber reise Kräfte,
Der träge Müßiggang schwellt niemals ihren Bauch.
Die Arbeit weckt sie auf und stillet ihr Gemüthe,
Die Lust macht sie gering und die Gesundheit leicht;
Denn durch ihr Herze fließt ein unverfälscht Geblüte,
Darin kein erblich Gift von siechen Vätern schleicht,
Das Kummer nicht vergällt, der Jähzorn nicht befeuert,
Kein geiles Eiter fäult, das Schwelgen nicht versäuert.

Von direkt politischem Inhalte ist die folgende Strophe, welche merkwürdiger Weise in den spätern Ausgaben durch Haller so sehr geändert wurde, daß sie ihren ursprünglichen Charakter vollständig verlor, indem Haller der ursprünglich proklamirten Freiheit, Gleichheit und Gesetzesherrschaft den Tadel fremder despotischer Fürsten und die Lobeserhebung der damaligen poli-

tiſchen Zuſtände der Schweiz ſubſtituirte.[131] Die urſprüngliche Strophe lautete:

Ein Andrer, deſſen Haupt mit gleichem Schnee bedecket,
Ein lebendes Geſetz, des Volkes Richtſchnur iſt,
Lehrt, was den Staat erhält, was er vor Fehler hecket,
Wie auch der öftre Sieg der Völker Stärke frißt.
Er zeigt der Freiheit Werth, wie Gleichheit in den Gütern
Und der Geſetze Furcht des Standes Glück erhält.
Er weist, wie die Gewalt ſelbſtherrſchender Gebieter
Zuerſt das Volk erdrückt und dann von ſelbſten fällt.
Er rühmt der Eintracht Macht und daß vereinte Kräften
Auch an ein ſchwaches Land des Glückes Flügel heften.

Beſonders energiſch ſpricht ſich dagegen Hallers Indignation über die politiſche Verderbniß der Zeit am Schluſſe des Gedichtes aus, indem er in der viertletzten Strophe in die Zornworte ausbricht:

Elende! rühmet nur den Rauch von großen Städten,
Wo Bosheit und Verrath im Schmuck der Tugend gehn,
Die Pracht, die euch umringt, ſchließt euch in goldne Ketten,
Erdrückt den, der ſie trägt und iſt nur andern ſchön.
Noch vor der Sonne reißt die Ehrſucht ihre Knechte
Nach der verſchloſſ'nen Thür geehrter Bürger hin,
Und die verlangte Ruh der langerſeufzten Nächte
Raubt euch der ſtäte Durſt nach nichtigem Gewinn;
Der Freundſchaft himmliſch Feu'r kann nie bei euch entbrennen,
Wo Neid und Eigennutz auch Bruderherzen trennen.

Eine unendlich größere, rein menſchliche und geſellſchaftliche Befriedigung findet er dagegen bei den einfachen Zuſtänden des Landvolkes, welches er deßhalb am Schluſſe noch einmal apoſtrophirt:

O ſelig, wer wie Ihr, mit ſelbſtgezognen Stieren
Den angeſtorbnen Grund von eignen Aeckern pflügt,
Den reine Wolle deckt, belaubte Kränze zieren
Und ungewürzte Speis aus ſüßer Milch vergnügt....

Wir erwähnen hier noch die außerordentliche Theilnahme, welche Hallers Gedichte bei ihrem Erſcheinen fanden, ein Erfolg,

der vorzugsweise den „Alpen“ zugeschrieben werden muß, deren markige Schilderungen zugleich das Interesse der gebildeten Schweizer und Nicht-Schweizer für die großartigen Naturerscheinungen unserer Alpenwelt erweckten, die bisher zu den unbekannten Schätzen unsers Vaterlandes gehörten. Von kulturgeschichtlicher Bedeutung ist auch die neue, würdige Stellung des Landvolkes, welches Haller in diesem Gedichte den Städtern als ein Idealbild gegenüberstellt, eine Auffassung, die sich von der geringschätzigen Behandlung des Bauern, wie sie in jener Zeit gäng und gäb war und speziell in dem allgemein gebräuchlichen Sprichwort sich kundgab: „e Puur ist e Luur und e Schölm vo Natur“, eine Auffassung, die wir schon bei Gravisets als die maßgebende fanden, außerordentlich unterscheidet und wohl als der Anfang jener geistigen Reaktion zu Gunsten des Landvolkes betrachten darf, die später ihren poetischen Ausdruck in Geßner, ihren prosaischen in Hirzels „Kleinjogg“ und ähnlichen Schriften finden sollte. Das Ueberschwängliche in dieser rein idealistischen Auffassung des Landvolks und seiner Zustände, das überhaupt einen wesentlichen Charakterzug der gebildeten Gesellschaft der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ausmachte und seinen natürlichen Grund in der allgemeinen Sehnsucht hatte, aus den verdorbenen, gezierten, unnatürlichen Verhältnissen sich zu befreien,[102] fand glücklicherweise ihre rechtzeitige Einschränkung in Pestalozzi's „Lienhard und Gertrud“, aus welchem trefflichen Buche, das so recht aus dem vollen Volksleben schöpft, Jeder die Lehre zog, daß die Bauern noch weit davon entfernt waren, unschuldsvolle Tugend-Ideale zu sein, was Geßner der feinen Welt eine Zeit lang weiß machen konnte.

Wie groß aber der Eindruck war, den Hallers Alpengedicht auf seine Zeit machte, dafür liegt auch noch ein humoristisches Beleg vor. Im Jahre 1754 erschien nämlich ein Büchlein des bernischen Pfarrers Abraham Kyburtz, dessen Titel eben so

drollig ist, als sein Inhalt.[135] Das Büchlein, welches aus verschiedenen Heften mit eigener Seitenzahl besteht, enthält ebenfalls eine vollständige Schilderung des höhern und niedern schweizerischen Alpenlandes, seiner Bevölkerung und ihrer Beschäftigung, wie auch eine Beschreibung der wichtigsten Naturprodukte. So wenig es gestattet ist, die idealistische Auffassung Hallers eine Don Quixot'istische zu nennen, so vollständig stellt dagegen dieser wackere, aber durch und durch realistische Dorfpfarrer als Hallers Sancho Pansa sich vor. Dieß Gedicht von Ehren-Kyburtz ist nicht nur vollständig im Versmaß der Haller'schen „Alpen" verfaßt, nur daß Hallers zehnzeilige hier in vierzeilige Strophen geändert sind, sondern enthält manche Strophe aus Hallers Gedicht, die Kyburtz einfach annexirte und sie, passend oder unpassend, mit kolossaler Naivetät in seine Originalschilderungen einreihte, Alles zur größeren Ehre Gottes und zur Besserung der Bauern. Es ist dieß eine Tendenz des Verfassers, welche er auf dem Titel selbst bekennt, obwohl sie dem Inhalte des Büchleins durchaus nicht immer angemessen ist, dessen wesentlicher Charakter in einem so derben Realismus besteht, daß man glauben sollte, ein von seinem Beruf begeisterter Landmann hätte weitaus die meisten dieser Verse geschrieben. So finden sich im vierten und fünften Hefte mitten unter den erhabenen Haller'schen Versen, die hier dicht eingesäet sind, die Kyburtz'schen Originalstrophen:

Das Weibs-Volk sich ergetzt
Mit Nähen und mit Spinnen,
Und sorgen, daß die Schwein
Fett werden ohne Finnen.
Der Metzger schneidet aus
Die Hammen von zwölf Pfund;
Kommt dann noch Wein dazu,
Sind sie nicht ungesund.

Die Erntezeit schildert unser Dorfpfarrer ebenfalls als genauer Kenner wie folgt:

Man höret auf dem Feld
Ein Jauchzen und ein Singen;
Es gibt auch Deren, die
Vor Freuden hoch aufſpringen,
Beſonders wann der Baur
Die Sichellöſe gibt
Und ſeinen Schnittern noch
In Sack die Küchli ſchiebt.

Die Bäurin würgt ohn' Gnad
Das Gflügel um die Weyer,
Die Tauben in dem Schlag;
Sie nimmt auch aus die Eier.
Bereitet jedes wohl
Wann kommen Herrenleut
Zu Gaſte, dann ſie nichts
An ſie zu wenden ſcheut.

Die gelben Rüblein ſie
Vergrabet in den Keller,
Sie ſtehen ſchön mit Speck
Gekochet auf dem Teller.....
Erd-Aepfel allermeiſt
Jetzund die Bauern pflanzen,
Dieweil ſie nahrhaft ſind
Und füllen brav den Ranzen.

In direktem Gegenſatz zu Hallers rein idealer Auffaſſung und Schilderung der Volksfeſte der Alpenbewohner und mit durchbrechendem, moral-theologiſchem Bedenken ſchließt Sancho Panſa die von ihm gegebene Schilderung eines Alpenfeſtes mit folgender Strophe:

Allein wenn man zuviel
Wein trinkt und ſtark Getränke,
So kommt die Ehrbarkeit
Oftmals aus dem Gelenke;
Des Herren man vergißt
Und auch der armen Seel!
Man tanzet um das Kalb,
Wie das Volk Iſrael.[134]

Ueberhaupt zieht am Schluſſe jedes Abſchnittes unſer wackere Paſtor den Bauernkittel, in dem er ſich ſo behaglich fühlt, aus und wirft ſich in den Chorrock, um ſo anknüpfend an ein ländliches Thema noch eine religiöſe oder moraliſche Nutzanwendung anzubringen, wobei er ſich nicht ſcheut, ſeine Beiſpiele aus den Reihen der vierfüßigen Alpen-Bewohner auszuwählen, wie in der denkwürdigen Strophe:

Iſt's nicht wahr, eine Kuh
Wurd euch nicht ſonders freuen,
Die die verſchluckte Speis
Nicht wurde wiederkäuen?
Ihr Bauern, wann ihr habt
Gehöret Gottes Wort,
So überleget's wohl
An einem ſtillen Ort.[135]

Doch genug von Ehren-Kyburtz, dieſem drolligen Seitenſtücke des Haller'ſchen Pathos.

Zwiſchen Hallers Alpengedicht, deſſen politiſche Tendenz mehr in der abſichtlichen Hervorhebung der ländlichen Zuſtände auf Koſten der ſtädtiſchen, als in einer direkten politiſchen Polemik beſteht, und jenem Gedichte Hallers, das rein polemiſch gehalten iſt, bildet ein ſehr intereſſantes Gedicht eine Art Brücke. Es iſt die Satyre „der Mann nach der Welt", die in der erſten Ausgabe von Hallers Gedichten noch nicht gedruckt erſcheint, doch ſchon im erſten Jahre nach deren Erſcheinen, 1733, entſtand und ſomit ebenfalls noch zu den Jugendgedichten Hallers gezählt werden muß.[136]

Das Gedicht beginnt mit einer allgemeinen Betrachtung über die Schwächung der ſittlichen Energie in Hallers Zeit und mit einem Lobe der ſchlichten Sitten vergangener Zeiten:

..... Warum, o **! lähmt die Herzen unſrer Zeit
Der allgemeine Froſt der Unempfindlichkeit?
Der Tugend Nam' erliſcht, ſie iſt zum Mährlein worden,
Man zählt die Sittenlehr in Arthus Ritterorden,

Und lacht, wenn noch ein Buch von Männern Nachricht gibt,
Die etwas ſich verſagt und außer ſich geliebt.....
.... Wen ſeine Tugend, nicht der Reichthum, edel macht,
Wem Haus und Kleid nicht glänzt in wohlgewählter Pracht,
Wenn er die hohe Kunſt des Schwelgens nicht beſitzet,
Wenn ſeine Gäſte nicht ein fremder Wein erhitzet,
Wenn Haß und Gunſt bei ihm zu unterſcheiden iſt,[137]
Und auf den Lippen ſich ſein Herz zu oft vergißt;
So ſchicke Jedermann den Mann von altem Schrote
In Kiſtler's Zeit zurück, zum Karſt und Roggenbrote.

Die Satyre bewegt ſich dann anfänglich und in ihrer erſten Hälfte auf geſellſchaftlichem Boden, indem ſie das Bild eines Modegecken jener Tage entwirft, dem wir folgende Charakterzüge entnehmen:

„Wie aber ſoll man ſein, daß man uns wohl gefällt?
Wie dort Pomponius, der freien Geiſter Held,
Der Schönen Augenmerk, der Jugend Sittenmuſter.
Zwar ſein Verdienſt kommt meiſt vom Schneider und vom Schuſter.
Paris ziert ſelbſt ſein Haupt, weil eine mindre Stadt
Nicht Kunſt noch Puder g'nug für kluge Hirne hat.
In mancher Banque hat ſein Muth das Glück beſieget,
Wo oft ſein halbes Erb auf einer Karte lieget.
Auch wenn bei ſpäter Nacht er wohlbegleitet geht,
Prangt ſeine Tapferkeit, wo Niemand widerſteht.
Erſt wenn, wie oft geſchieht, nach einem langen Kampfe
Sein Kopf ihm endlich ſchwillt von theurer Weine Dampfe,
Was ihm begegnet, bricht, wenn Glas und Fenſter kracht,
Die öde Straß' erſchallt und weh' der armen Wacht!
An Flinten ohne Blei und hartverbotnen Eiſen
Wird, was er Feinden ſpart, ſein kluger Muth beweiſen.
Dann endlich, er iſt jung, was ſoll er immer thun?
Er ſchläft ja zum Mittag, er kann nicht länger ruh'n;
Arbeiten darf er nicht, er würde ſich entadeln,
Und leſen will er nicht, er mag nicht immer tadeln.
Bei Frauenzimmern muß man zu gezwungen ſein.
Was thät' er ohne Spiel und Mädchen und den Wein?
Zudem, die Ehr' iſt ja der Abgott ſeiner Sinnen,
Man kann von ihm getroſt mehr, als er hat, gewinnen.
Sein erſtes Gold fliegt hin und zahlt die Ehrenſchuld,

Der Handwerksmann nährt sich indessen mit Geduld,
Der Gläubiger vernutzt die unterwies'nen Thüren
Und ein erzürnter Blick heißt Arme ferner frieren. . . .
. . . . Wie sieghaft geht er nicht mit seinen Schönen um!
Sie und was ihres ist, wird bald sein Eigenthum,
Und wenn sein ekles Herz nicht goldne Fesseln halten,
Wird mitten im Genuß sein Feuer bald erkalten.
Auch so wird, Käfern gleich, die von der Rose flieh'n,
Und nach dem nächsten Aas mit heiserm Summen zieh'n,
Er bald zum Käthchen geh'n, das mit beschmutzten Küssen
Den Brand, den Iris zeugt', um's Geld wird löschen müssen.
Denn Glauben und Natur, Gesetz und Sittlichkeit,
Sind feiger Herzen Furcht, von der er sich befreit.
Sein Freund, sein Herzensfreund wird nicht von ihm gescheuet,
Wenn den ein artig Weib, ein reines Kind erfreuet;
Find't der Verführer Gunst, so kühlt er seine Lust
Und drücket ohne Reu den Dolch ihm in die Brust."

Nach dem Modegecken läßt aber Haller noch einen andern „Mann nach der Welt" auftreten, einen ungerechten und eigennützigen Magistraten, von dem Haller selbst bemerkt, daß er ihn wie den Stutzer nach dem Leben, wenn auch nach verschiedenen Personen zeichnete. Wir entnehmen wieder Hallers eigener Schilderung die folgenden charakteristischen Züge:

„Doch fragst du nach Verdienst, so sieh' den Porcius,
Er ist's, bei dem man sich zum Manne modeln muß,
Steif, ehrbar, ordentlich, in seinem Thun bedächtlich,
Gewerbig (zum Gewinn war nie ein Weg verächtlich).
Er ist aus Vorsicht keusch, bricht ihm und andern ab,
Und lässet ohne sich ja keine Leich in's Grab.
Sein Kirchenstuhl wird eh'r, als er, der Predigt fehlen.
Kein Wechsler wird das Gold, wie er die Münzen, wählen.
Wer ist, der so, wie er, die Marchzahl-Tafel weiß,
Die Geldstagrechte kennt und der Gerichte Preis?
Auch hat er Stadt und Land schon Manchen heißen meiden,
Wo vierzig Jahr hernach er hätte können leiden.
Vorsichtig häuft er Korn auf ferne Theurung hin
Und allgemeine Noth macht er sich zum Gewinn.
Wie weislich hat er dort in Erntezeit geschnitten?
Er führt das Schwert des Rechts und zürnt auf böse Sitten. . . .

. . . . Wenn nicht Verdienst allein das Glück erfliegen kann,
Setzt List und Dreistigkeit ihm andre Flügel an.
Der Großen Gleichgewicht, die Kenntniß von den Stämmen,
Verheißung, Gegendienst, Bestechen, Drohen, Schlemmen,
Vielleicht was Baarers noch ist wahre Herrschaftskunst,
Die hebt uns aus dem Staub und zwingt des Schicksals Gunst . . . .

Den Schluß dieses Gedichtes bilden folgende gedankenschwere Betrachtungen:

. . . . „Doch angenomm'ner Scherz weicht allzuwahren Schmerzen;
Ein großes Uebel schweigt, bei kleinen kann man scherzen!
Verderbniß untergräbt den Staat mit schneller Macht,
Und über Clodius hat Cato nie gelacht.
O Zeit, o böse Zeit, wo Laster rühmlich worden!
Was fehlt uns, Rom zu sein, als ungestraft zu morden?
Nein, also war es nicht, eh' Frankreich uns gekannt,
Von unsern Lastern war noch manches ungenannt.
Die Ueppigkeit war noch durch Armuth weggeschrecket,
Und Einfalt hielt vor uns manch feines Gift verdecket,
Glückselig waren wir, eh' als durch öftern Sieg
Bern über Habsburgs Schutt die Nachbarn überstieg;
Der Mauern engen Raum bewohnten große Seelen,
Sie waren ohne Land, doch fähig zum Befehlen.
Es war ein Vaterland, ein Gott, ein freies Herz;
Bestechen war kein Kauf, Verrätherei kein Scherz.
Jetzt sinken wir dahin von langer Ruh' erweichet,
Wo Rom und jeder Staat, wenn er sein Ziel erreichet.
Das Herz der Bürgerschaft, das einen Staat beseelt,
Das Mark des Vaterlands ist mürb und ausgehöhlt,
Und einmal wird die Welt in den Geschichten lesen,
Wie nah' dem Sittenfall der Fall des Staats gewesen".

Dieser ächte Ton der strengen, politischen Satyren, den Haller in der zweiten Hälfte und am Schlusse dieses Gedichtes so mächtig angeschlagen, beherrscht durchaus das größere, entschieden gegen die vielfachen sozialen und besonders politischen Uebelstände gerichtete Gedicht „verdorbene Sitten", dem Haller das juvenalische Motto »Difficile est, Satyram non scribere« vorgesetzt hat, und das schon am Schlusse der ersten Sammlung erschien. Seit Nikolaus

Manuels scharfkantigen und zweischneidigen Jamben war in Bern nimmer eine solche energische Sprache, eine so rücksichtslose Darstellung fauler Zustände veröffentlicht worden. Wohl stand Haller mit seiner Kritik nicht allein, sondern um ihn schloß sich eine Schaar gleichgesinnter Freunde,[138] die in engerem Kreis in ähnlicher Weise über die öffentlichen Zustände Berns sich aussprachen und ohne deren Anregung und Rückhalt Haller bei seiner höchst loyalen, nichts weniger als oppositionell angelegten Natur seine herben Satyren, durch welche er öffentlich als ihr beredeter Wortführer auftrat, wohl stets in seinem Pulte verschlossen gehalten hätte.

Diese inhaltreiche gedankenschwere Satyre, welche tiefe Blicke in die damaligen politischen Zustände Berns zu werfen erlaubt, wenn auch der Dichter nach der Art leidenschaftlich-bewegter, für das Höchste begeisterter Jugend einseitig nur die dunkeln Seiten des damaligen Staatslebens mit scharfem Auge erfaßt, beginnt wieder mit einer feurigen Erinnerung an die vergangene Größe Berns und an die alte Sitteneinfachheit, Redlichkeit und Tüchtigkeit der Väter:

Sag an, Helvetien, du Heldenvaterland,
Wie ist dein altes Volk dem jetzigen verwandt? . . . .
Wo fließt der Muhleren, der Bubenberge Blut?
Der Seelen ihres Staats, die mit gesetztem Muth
Für's Vaterland gelebt, für's Vaterland gestorben,
Die Feind und Gold veracht' und uns den Ruhm erworben,
Den kaum nach langer Zeit der Enkel Abart löscht.
Da Vieh ein Reichthum war und oft ein Arm gedröscht,
Der sonst den Stab geführt; da Weiber, deren Seelen
Kein heutig Herz erreicht, erkauften mit Juwelen
Den Staat vom Untergang, den Staat, deß Schatz uns heut
Zum offnen Wechsel dient und wird zur freien Beut? . . . .
. . . . Wo ist der edle Geist, der nichts sein eigen nennt,
Der nichts wünscht für sich selbst und keinen Reichthum kennt,
Als den des Vaterlands, der für den Staat sich schätzt,
Die eignen Marchen kürzt, der Bürger weiter setzt?

Ach, sie vergrub die Zeit und ihren Geist mit ihnen;
Von ihnen blieb uns nichts, als etwas von den Mienen.

Der Dichter fragt darauf, welche unter den lebenden Patriziern es sein mögen, auf die man den Grund des Staates legen könne, weil sie Wissenschaft im Geiste und Tugend im Herzen tragen, welche thun, was die würdigen Ahnen gethan und die leer gelassenen Stellen auch mit ihren Tugenden und nicht nur als bloße Zahl ersetzen, und antwortet sich selbst, indem er folgende Gallerie aufstellt, deren einzelne Gestalten damals auf ganz bestimmte Personen bezogen wurden. Zuerst erscheint der einflußreiche, mächtige Patrizier:

Gewiß kein Appius; die prächtige Gestalt,
Ein Wort, ein jeder Blick zeigt Hoheit und Gewalt.
Des großen Mannes Thür steht wenig Bürgern offen,
Und einen Blick von ihm kann nicht ein Jeder hoffen.
Sein Ansehn bringt durch's Recht, sein Wort wird uns zur Pflicht;
Er ist schier unser Herr und seiner selber nicht ....

Eben so wenig entspricht der gestellten Frage der auf ihn folgende Geck, von dem es heißt:

Gewiß kein Salvius, der Liebling unsrer Frauen,
Deß trefflichem Geschmack kann jeder Käufer trauen.
Wer ist's, der so wie er durch alle Monat weiß
Der Mode Lebenslauf und jedes Bandes Preis?
Wer tanzet artiger? Wer kennt so manche Arten?
Wer nennt so oft Paris? Wer theilt wie er die Karten
Mit zweien Fingern aus? Wer streicht die Geige so?
Wer kann so manches Lied? Wer anders springt so hoch?

Das gleiche gilt auch von seinem Nachfolger, den wir, um eine damals gebräuchliche und auch uns verständliche Bezeichnung zu wählen, den Praktizirer nennen.

Auch kein Demokrates, der Erbe von dem Stand,
Der sich und sein Geschlecht erkennt vor's Vaterland;
Der aller Rotten ist, der alle Wahlen zählet,
Die Stimmen selber theilt und keiner Kugel fehlet;
Der Mund und Hand mir heut und morgen Andern schätzt,
Und zwischen Wort und That nur einen Vorhang setzt.

Der Recht um Freundschaft spricht, der Würde tauscht um Würde,
Und wann er sein Geschlecht dem Staate macht zur Bürde,
Kein Mittel niedrig glaubt, durch alle Häuser rennt,
Droht, schmeichelt, fleht, verspricht, und Alles Vetter nennt.

Der Vollständigkeit wegen darf auch der unwissende Schlemmer nicht fehlen:

Der Mann von altem Schrot, dem neuer Witz mißdünkt,
Der wie die Vorwelt red't und wie die Vorwelt trinkt;
Im Keller prüft den Mann. Was wird er doch nicht kennen?
Er wird im Glase noch den Berg und Jahrgang nennen.
Was aber Wissenschaft, was Vaterland und Pflicht,
Was Kirch' und Handlung ist, die Grillen kennt er nicht.
Die Welt wird wann sie will, doch nicht sein Kopf sich ändern.
Was fragt er nach dem Recht, der Beut von fremden Ländern?
Recht ist, was ihm gefällt; gegründet — was er faßt,
Das Schmälen Bürgerpflicht, ein Fremder, wen er haßt.[139]

Den Schluß dieser Revue patrizischer Landesherren bildet folgende summarische Blumenlese:

Ein murrender Suren, der nie ein Ja gesprochen,
Und selten hat gelacht, als wann der Stab gebrochen.
Ein wankender Sausci, dem nie das Rathhaus steht,
Der von dem Tisch in Rath, vom Rath zu Tische geht.
Der leichte Franzenaff, der schnupfet bei der Wahl,
Den Rath zur Lust besucht und pfeift im großen Saal.
Der nie sich selber zeigt, der kluge Allermann,
Der alle Leute haßt und alle küssen kann.
Ein reicher Agnoet, der alle Lehr' verlachet,
Den Monden zur Latern, die Erde viereckt machet.
Ein ja-reicher Uden, der seine Stimme liest
Und dessen Meinung stets vorher eröffnet ist,
Und so viel Andre mehr der großen Leib-Trabanten,
Die Ziffern unsers Staats, des Rathes Consonanten.

Mit bitterem Hohn fügt Haller noch die Bemerkung hinzu:

Bei solchen Herrschern wird ein Volk nicht glücklich sein;
Zu Häuptern eines Staats gehöret Hirn darein.
Laßt zehen Jahr sie noch sich selber unterrichten,
In jenem Schattenstaat[140] gemess'ne Sachen schlichten.

Den Schluß des längeren Gedichtes bildet wieder eine ernste Mahnung zur Erhebung aus dem gesunkenen Zustande und die Aufstellung des Idealbildes eines ächten Regenten. Wir entnehmen ihm folgende Stellen:

„Wer aber sich dem Staat zu dienen hat bestimmt,
Und nach der Gottheit Stell auf Tugendstaffeln klimmt,
Der such des Volkes Wohl und nicht sein eigen Glücke
Und sei zum Heil des Land's ein Werkzeug vom Geschicke ....
Für's Erste lerne der, so groß zu sein begehret,
Den innerlichen Stand des Staates, der ihn nähret ....
Wie zahlreich Volk und Geld, wie auf den alten Bünden,
Der Vorwelt theuerm Erb' sich Fried und Freundschaft gründen.
Wodurch der Staat geblüht, wie Macht und Reichthum stieg,
Der Kriege erste Gluth, die Sehnen von dem Sieg,
Die Fehler eines Stand's, die innerlichen Beulen,
Die nach und nach das Mark des sichern Staates fäulen.
Was üblich und erlaubt, wie Schärf' und männlich's Recht
Den angelaufnen Schwall des frechen Lasters schwächt ....
Was Kunst und Boden zeugt, was seinem Staat entsprießt,
Wodurch der Nachbar'n Geld in unsre Dörfer fließt ....
Bild' aber auch dein Herz auch in der ersten Jugend,
Sieh' auf die Weisheit viel, doch weit mehr auf die Tugend;
Lern', daß nichts selig macht, als die Gewissensruh,
Und daß zu deinem Glück dir Niemand fehlt, als du,
Daß Geld auch Weise ziert, doch nur durch reine Mittel,
Daß Tugend Ehre bringt und nicht ein langer Titel ....
Kein Reiz sei stark genug, der deine Pflicht verhindert,
Kein Nutzen groß genug, der den des Staates mindert.
Such' in des Landes Wohl und nicht beim Pöbel Ehr',
Sei jedem Bürger hold, dem Vaterland noch mehr.
Sei billig und gerecht, erhalt' auf gleicher Waage
Des Großen drohend Recht und eines Bauern Klage.
Bei Würden sieh' den Mann und nicht den Gegendienst ....
So lebe, daß dich einst die späten Enkel preisen,
Dein Tod den Staat betrübt und Völker macht zu Waisen.
Und schlössen schon dein Land die engsten Schranken ein,
So würdest du mir doch der Helden Erster sein.

In dir zeigt sich der Welt der Gottheit Gnadenfinger,
Du bist ein größ'rer Mann, als alle Weltbezwinger."

Obwohl Hallers ernste, auf das Wohl des Vaterlandes gerichtete Gesinnung in diesen Schlußversen in so aufrichtiger und erhebender Weise sich kundgab, so war sie doch nicht mächtig genug, die große Erbitterung, welche seine kräftigen Charakterzeichnungen hervorgerufen hatten, in den Hintergrund zu drängen. Die nächste Folge seines schriftstellerischen Auftretens und zugleich die unangenehme Kehrseite seines jungen Dichterruhmes war, daß die Masse der Patrizier ihn bitter haßte und jedem Fortkommen Haller's in seiner Vaterstadt sich eben so eifrig und erfolgreich entgegensetzte, wie die orthodoxen Theologen in Zürich und ihr Anhang Dr. Scheuchzer zu hemmen wußten, und dies sogar zu einer Zeit, als Haller auch in wissenschaftlicher Hinsicht schon eine europäische Berühmtheit geworden war. Bekannt ist auch, daß Haller seinen Beinamen: „der Große" nicht einer Anerkennung seines Geistes und seiner Kenntnisse, sondern einzig seiner Körperlänge zu verdanken hatte.

Haller hing übrigens selber so sehr an dem aristokratischen Systeme, daß er sein satyrisches Auftreten bitter bereute und dies Bekenntniß in einem schon 1734 gedruckten Aufsatze öffentlich aussprach, d. h. im gleichen Jahre, als er sich um eine öffentliche Stelle bewarb. Die Mehrzahl des Patriziats schien jedoch an die Aufrichtigkeit dieser Sinnesänderung nicht zu glauben und verlieh ihm die gewünschte Stelle eines Arztes im Inselspital nicht, unter dem Vorwande, daß er ein Poet sei, wie auch seine Bewerbung um eine Professur der Beredsamkeit scheiterte, da, wie seine Gegner sagten, diese Beschäftigung für einen Arzt nicht passe. Aus Unmuth nahm Haller vollständig Abschied von der Poesie und folgte einem ehrenvollen Rufe nach Göttingen, von wo er überschüttet mit Ehren aller Art nach 17jährigem Aufenthalt wieder nach Bern zurückkehrte, nachdem er noch kurz

vorher die meisten seiner Gedichte als Jugendsünden verurtheilt hatte.

Hallers übrige Gedichte, die bekannte Trauer-Ode an seine geliebte Marianne nicht ausgenommen, sind nicht nur für unseren Zweck, sondern überhaupt auch in ästhetischer Hinsicht von geringem Werthe, wie seine drei Romane, in denen er das Ideal einer absoluten, einer konstitutionell-monarchischen und einer aristokratischen Regierung aufzustellen versuchte. Von Interesse ist jedoch an diesem letztgenannten Roman, Fabius und Cato, der 1774 erschien, daß seine alte oppositionelle reformlustige Ader sich noch einmal darin regte, wenn auch in sehr milder Weise, indem er einige Vorschläge brachte, mit deren Annahme er ein billiges Gleichgewicht in der Aristokratie herzustellen hoffte. Zu diesem Behuf verlangte der 56jährige Mann die Regimentsfähigkeit aller Bürger der Hauptstadt, sowie, daß dieselben einen Rath von wenigstens dreihundert Mitgliedern bilden, welcher Rath sich zwar selbst ergänze und die Wahl für alle wichtigen Aemter treffe, daß aber auch die Bürger der untergebenen Städte und der Landadel an der Herrschaft Theil nehmen, und zugleich den Bürgern, welche keinen Sitz im Rathe haben, das Recht zu Vorstellungen gestattet sein sollte. In Kriegsfällen und bei neuen Auflagen sollte auch die Stimme des Volkes vernommen werden. Ferner verlangte Haller, daß jeder Berufung zu einem Amte eine Prüfung vorausgehen müsse, daß in den Beamtungen nach dem Beispiele Zürichs ein Steigen von unten auf stattfinde und daß in der Besetzung der hohen Würden ein periodischer Wechsel stattfinde. Endlich griff Haller den auch von anderer Seite und in späteren Abschnitten ausführlich zu behandelnden Gedanken des älteren Balthasar, Bodmers und anderer gleichgesinnten Reformer auf, dem zufolge die jungen Patrizier eine ihrer zukünftigen Stellung entsprechende Bildung in einem politischen Erziehungs-Institute erhalten sollten. So ehrenvoll dies Be-

harren Hallers auf seinen Reformbestrebungen war, zu einer Zeit, als ihm ein seinen bescheidenen Ansprüchen angemessener Wirkungskreis in der Heimath sich eröffnet hatte, so wenig fanden seine Vorschläge im Ganzen und Großen beim bernischen Patriziate Anklang. Der alte Haller schrieb aber deßhalb keine bitteren Satyren mehr, sondern war zufrieden, in einem Lande zu leben, in welchem er „keine Auflagen, keine unumschränkten Minister, kein stehendes Heer und keinen Schein eines zu befürchtenden Krieges" entdeckte. Obgleich Haller im Uebrigen so schroff an seinem aristokratischen Systeme festhielt, daß er 1774 [142] es als eine Nothwendigkeit bezeichnete, „daß Freunde des menschlichen Geschlechts auftreten und die Sache der Regierungen, die Rechte der Sozietäten wider die unersättlichen Ansprüche der Fürsprecher der Rechte einzelner Bürger und wider die allgemeine Gleichheit der Menschen zu vertheidigen", so machte er doch von seiner bevorrechteten Stellung den edelsinnigsten Gebrauch [143] und blieb trotz fortgesetzter glänzender Lockungen von Außen im Vaterlande bis zu seinem Tode, der im Jahre 1777 erfolgte.

6. Beat Ludwig Muralt.

Zu den geistvollsten Kritikern der sozialen Zustände Berns im Beginn des 18. Jahrhunderts und zu den ehrenwerthesten Charakteren jener Zeit gehört auch der bernische Patrizier Beat Ludwig Muralt, der zugleich auf die Bildung von Hallers sittlichem Charakter einen außerordentlichen Einfluß ausübte und dessen ausgezeichnete Schrift „Briefe über die Engländer und Franzosen“ [144] einer höchst unverdienten Vergessenheit anheimgefallen ist, woran aber nicht sowohl die Gleichgültigkeit des lesenden Publikums und der Literarhistoriker, welche so viel weniger bedeutende literarische Erscheinungen jener Zeit retteten, die Hauptschuld tragen mag, sondern vielmehr die fremde französische Sprache, in welcher dieß Buch nach damals herrschender Sitte oder Unsitte abgefaßt war, um der Gesellschaft, für die es bestimmt sein sollte, zugänglich zu sein.

Den Hauptinhalt dieses Buches bildet eine durchaus gründliche und geistreiche Schilderung der politischen und gesellschaftlichen Zustände der Engländer und Franzosen beim Beginn des 18. Jahrhunderts und enthält eine Fülle der werthvollsten Bemerkungen und Beobachtungen besonders über die Kulturzustände dieser Nationen, [145] welche heute noch für die Erkenntniß jener Zeit von hohem Werthe sind. Auch für unsern Zweck sind sie insoweit von Bedeutung, als sie durch ihre scharfe Kritik des französischen Wesens, besonders auch des leichtfertigen Charakters der französischen Gesellschaft und Literatur, dem Ueberhandnehmen französischer Sitten und Gewohnheiten entgegen zu wirken suchen. Viel wichtiger ist aber für uns eine dieser Schrift angehängte,

äußerlich ohne Zusammenhang mit derselben stehende Abhandlung „über das Reisen", in welcher Muralt jene beliebte Manier, die Bildung junger Patrizier durch Reisen in fremde Länder zu vollenden, einer scharfen Kritik unterwirft und zugleich mit hohem Ernste jene Nachtheile bespricht, welche diese rein äußerliche Politur durch Verpflanzung fremden Luxus und seiner schlimmen Folgen auf schweizerischen Boden herbeiführte. Diese von hohem sittlichem Ernste getragenen Bestrebungen Muralts sind für uns um so wichtiger, als dieß Thema auch später und besonders im Schooße der helvetischen Gesellschaft wiederholt auftauchte und die von dem außerordentlichen Scharfblick des Mannes zeugenden Schilderungen neue sehr charakteristische Seiten seiner Zeit enthüllen.

Nachdem Muralt als den vernünftigen Hauptzweck des Reisens die Bildung des Geistes, Herzens und des Charakters feststellte, geht er zur Darstellung über, wie das Reisen von den jungen Patriziern seiner Zeit geübt wurde, und sagt:[146]

„Mit Hinsicht auf die meisten von ihnen läßt sich sagen, daß die Reisen nur ein wirksames Mittel bilden, sie in ihren schlimmen Neigungen zu befestigen und ihnen die Ansicht beizubringen, daß die Vergnügungen, Reichthümer, die äußere Größe und der Luxus das Wohl der Menschen ausmachen; daß sein Glück darin bestehe, zu genießen und seine hauptsächliche Geschicklichkeit, sich die nöthigen Mittel dafür zu verschaffen, wobei nur gewisse Excesse tadelnswerth seien; daß ferner die Leute von Verdienst solche Excesse zu meiden und im Uebrigen der Zeit sich anzubequemen verstehen. . . . .

„Es ist allgemein gebräuchlich, daß ein junger Mensch, sowie er ein gewisses Alter erreicht hat, seine Heimat auf einige Zeit verläßt. Ihm fehlen noch Erziehung und Verdienste; die Gesellschaft merkt es und hält nicht so viel auf ihn, als gewünscht wird. Er muß somit verschwinden, um die Leute glauben zu

machen, daß er darauf ausgehe, sein Fehlendes zu ergänzen. In welches Land er sich begibt und wie er dort seine Zeit zubringt, ist Nebensache; er ist in der Fremde und das ist die Hauptsache. Da sieht er denn die Gebäude der Städte, durch welche er reist, die Festungswerke, die Kirchen, Kollegien, Spitäler, Zeughäuser, Bibliotheken, Raritätenkabinette rc. Er wird bei Hof zugelassen, sieht den Fürsten speisen, stellt sich auf dem Weg auf, wenn er in seine Kapelle sich begibt oder er trachtet, ihn noch bei andern Gelegenheiten zu sehen, um davon sprechen und recht oft wiederholen zu können: „„ich habe ihn gesehen, ich bin auch dort gewesen.““

„Besonders begierig sind diese jungen Reisenden darnach, Schauspiele, Zeremonien, öffentlichen Pomp und große Feierlichkeiten, Märsche, Prozessionen, Maskeraden und überhaupt alles Das zu sehen, was durch einen großen Zusammenlauf von Menschen Wichtigkeit erhält. Allem diesem geht aber eine Krönung vor; denn wer so etwas mitgemacht hat, dem bleibt nichts Anderes wichtig und er kehrt nach Hause zu den Seinigen zurück, überglücklich, wie wenn er selbst gekrönt worden wäre, wobei es nicht fehlt, daß er ebenfalls mit höchster Verehrung empfangen wird. Sollte er aber auch nicht so glücklich und genöthigt gewesen sein, mit Geringerem vorlieb zu nehmen, so kehrt er dessen ungeachtet stolz und glücklich in die Heimat zurück; er kennt den Erfolg seiner Reise und was ihn zu Hause erwartet. Man dachte nicht mehr an ihn und siehe da erscheint er plötzlich als ein ganz neuer Mensch, der die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht, was ihm denn auch eine neue Haltung verschafft. Die Aufmerksamkeit einer ganzen Stadt, die ihn erwartete, hat sich ihm zugewendet, so lange nämlich das Fest dauert und er die Neugierde Jener zu befriedigen vermag, denen er sich wie zur Schau ausstellt. Ehe er jedoch seine Mittheilungen erschöpft sieht, kommt ein neuer Reisender an, der die allgemeine Aufmerksamkeit von

ihm abzieht, und so geht es fort von Einem zum Andern. In allen Fällen ist es aber das Publikum, für das man reist und von ihm erhält man die Belohnung für die erlittene Mühseligkeit, Reisen gemacht zu haben."

Nachdem Muralt die innere Hohlheit dieser Reisesucht, die nur die Befriedigung persönlicher Eitelkeit znm hauptsächlichen Zwecke hatte, noch moralisch beleuchtet, geht er auf den wichtigsten Punkt über, den schädlichen Einfluß, welchen diese geistlose Art zu reisen auf die einheimischen Zustände ausübte und spricht die schwerwuchtigen, die eingerissene Verflachung und Verlotterung des gesellschaftlichen Lebens scharf charakterisirenden Worte:

„Sprechen wir jetzt von diesen Reisen mit Beziehung auf unsere Nation und sprechen wir ernst davon. Unsere Väter haben keine solche Reisen gemacht; es war bei ihnen nicht gebräuchlich, sich nach fremden Vorbildern auszubilden, um sich Geltung zu verschaffen; ihre Redlichkeit, Offenheit und Charakterfestigkeit zierten sie hinreichend. Sie wußten nicht, daß man zu diesen Eigenschaften noch fremde Manieren brauchte, noch daß, um in seiner Heimat Achtung zu erlangen, man dieselbe verlassen und in der Fremde Das suchen müsse, womit man seine Mitbürger befriedigen wollte. Mit dem Charakter und den Sitten, welche sie zu Hause sich angeeignet hatten, lebten sie nicht nur würdevoll in der Heimat, sondern verpflanzten ihre heimischen Sitten sogar in die Fremde, um sie dann wieder nach ruhmvoller Erledigung ihrer Mission unverletzt zurückzubringen. Ohne ihren Charakter im Geringsten mit Fremdartigem zu vermischen, haben sie in Ehre gelebt und unserer Nation eine so wohl befestigte Reputation hinterlassen, daß wir erst nach einer langen Reihe von Jahren dazu gekommen sind, sie zu zerstören. Aber, sagt man, diese guten Leute, welche nicht aus ihren Bergen ziehen wollten, um sich ein wenig zu formiren, waren deßhalb auch merkwürdig grob und plump und kamen nie dazu, das Leben zu genießen.

Sie haben es mehr genossen, als wir. Da bei ihnen die Lebensfreuden nicht von fremden Dingen abhingen, sondern von Dem, was das eigene Land bot, so haben sie dieselben in Ruhe genossen und glücklich dabei gelebt. Wenn man unter der ihnen vorgeworfenen Plumpheit ihre natürliche, ihrem Charakter angemessene Weise zu reden und zu handeln versteht, wenn man die Unfähigkeit, zu täuschen und sich zu verstellen oder durch geheuchelte Eigenschaften sich wichtig zu machen, Einfalt nennt, so ist dieß nur ein neues Lob, das man ihnen gibt und gewiß würden sie, wenn sie wieder auf diese Welt zurückkämen, stolz auf Das sein, was wir ihnen vorwerfen, wie sie uns, und mit Recht, Vorwürfe über Das machen würden, worauf wir uns so sehr zu Gute thun.... Die plumpe Republik jener Zeit gleicht einem Bauwerke, das aus Felsstücken zusammengesetzt ist und eben so großartig als solid erscheint, während unser Staat mit aller Glätte und allem Glanz, mit dem er sich zu umgeben sucht, aus nichts als Pflasterwerk und Firniß besteht. Ich bin auch überzeugt, daß in den Manieren, wie in den Sitten und dem Charakter unserer Väter mehr wahrhafter Anstand vorhanden war, als in unseren gezwungenen Manieren und unserm erkünstelten Charakter. Niemals sollte eine Nation ihre natürlichen Sitten gegen fremde umtauschen, nur sie veredeln. Seine Sitten aus der Fremde holen, um sie dann heimzubringen, heißt im eigenen Vaterlande fremd werden.

„Aber das Uebel, welches diese Reisen uns bringen, beschränkt sich nicht nur auf diese Aenderung unsers nationalen Charakters. Durch sie lernen wir auch solche Sitten kennen und bei uns einführen, die uns verderben, besonders den Luxus, der für uns weniger als für jede andere Nation paßt und uns in den Augen jedes vernünftigen Menschen nur lächerlich macht.... Die Thorheit fremder Nationen besteht darin, durch den Luxus ihren Ueberfluß zu verschleudern, während bei uns das Nothwendige

dafür aufgewendet wird. . . . Unser Land ist nicht für den Luxus geschaffen. Weder der Charakter seiner Bewohner, der im Wesentlichen in Herzlichkeit und schlichter Redlichkeit besteht, noch das Land selbst, welches Sparsamkeit und Arbeit verlangt und nur die nothwendigsten Lebensbedürfnisse liefert, veranlaßt uns, von einem einfachen Leben uns zu entfernen. . . . Dieser Luxus ist es auch und dieß ganze üppige Leben, wodurch dieß Gehenlassen und die Vernachläßigung der häuslichen Pflichten herbeigeführt wird, was Ruhe und Frieden aus den Familien bannt und sie zur Unordnung verlockt. Der Luxus nährt den Hochmuth, diesen Vorboten des Falles, der die Menschen blendet, ihre Vorsicht erstickt und sie dahin führt, falsche Maßregeln zu ergreifen. Besonders schädlich ist aber der Luxus deßhalb für uns, weil er uns nöthigt, jene Güter zusammenzuscharren, die wir zu seiner Befriedigung bedürfen. Daher kommt diese Sucht nach Aemtern, die uns Reichthümer bringen, nach einträglichen Stellen, die man hauptsächlich für diesen Zweck geschaffen glaubt und die man auch von diesem Standpunkte aus verwaltet. Daher kommt diese abscheuliche Routine, alle diese Erpressungen und gehässigen Handlungen, die, in Verbindung mit Betrug und Meineid, alle jene Menschen, die sich dieselben zu Schulden kommen lassen und alle Völker, bei denen solche Dinge gebräuchlich werden, hundertmal verabscheuenswerther machen, als der Luxus der ganzen Welt Genuß zu verschaffen vermag. . . . Dieser Luxus ruinirt nicht nur die Verschwender und ihre Familien, sondern schwächt auch die sittliche Kraft der Gutgesinnten und macht die schlechten Mittel, um Reichthümer zu erlangen und den verschleuderten Besitz wieder herzustellen, allgemein. Diese Mittel verlieren mit der Zeit ihren infamirenden Charakter und werden allmälig selbst von jenen Leuten erträglich gefunden, welche dieselben ursprünglich verabscheuten."

Muralt kömmt auch auf den leichten Umgang der Jugend

beiderlei Geschlechts zu sprechen, der, wie sich auch aus andern Sittenschilderungen ergibt, im 18. Jahrhundert in Bern unter dem Patriziate nicht nur geduldet, sondern eigentlich begünstigt wurde und knüpft an diese Beobachtung folgende Bemerkungen:

„Ich will besonders von der vollständigen Freiheit reden, welche die jungen Leute beider Geschlechter haben, sich, so oft sie wollen, zu sehen, ganze Tage mit einander zuzubringen und das Amüsement zu ihrer hauptsächlichen Beschäftigung zu machen. Nirgends sonst haben die Mädchen das Recht, Männer bei sich allein zu empfangen. Indem aber die Mädchen jeden Tag in Gesellschaft junger Leute sich befinden und sehr vertraulich mit ihnen verkehren, verlieren sie ihre Schamhaftigkeit, ihre Bescheidenheit und den Geschmack an einem zurückgezogenen Leben, der ihrem Geschlechte doch so sehr geziemt. Sowie eine gewisse Schüchternheit verschwunden ist, hindert jene Kühnheit, die sowohl ihren Charakter als das Gesicht entstellt, das Aufsprossen jener zarten Neigung, die von Dauer ist und die allein das Glück jener Menschen begründet, die sich für's ganze Leben vereinigen. Der Gedanke des ehelichen Standes verliert seinen eigenthümlichen Reiz und wenn man in diesen Stand sich begibt, so geschieht dieß aus ganz andern Beweggründen, als aus den natürlichen einer engen Vereinigung zweier Menschen, die gut zusammen passen. Da man schon vorher vertraulichen Umgang pflog, schätzt man das Glück ehelichen Beisammenseins um so geringer, wodurch denn auch die Grundlage einer glücklichen Ehe, die in einer gegenseitigen Achtung besteht, schon vor der Heurath erschüttert ward. Dieser Stand, der seiner Natur nach einer Art zurückgezogenen und unterwürfigen Lebens ein Ende machen soll, das den Charakter des jungfräulichen Lebens ausmacht, wird für die jungen Frauen anstatt eines süßen und glücklichen Standes ein unglücklicher, wenn sie verständige Männer bekommen, die ihr Haus zu leiten verstehen. Heurathen sie jedoch Männer, die

an ſolche fortgeſetzte Vergnügungen gewöhnt ſind, ſo ſetzen ſie eben ihren alten, ungeordneten Lebenswandel fort, der den Frauen ſo wenig als den Mädchen, dem Gatten ſo wenig als der Gattin geziemt, ein Uebelſtand der am meiſten zu befürchten iſt und auch am häufigſten eintritt. Das noch am wenigſten Ungehörige, was aus ſolchen Verhältniſſen entſteht, iſt eine beiderſeitige Neigung für Männer und Frauen im Allgemeinen, eine Neigung, die auf Koſten derjenigen genährt und unterhalten wird, die nur die Ehegatten für ſich haben ſollen und die zugleich die ganze Seligkeit des Eheſtandes ausmacht. Daher kömmt denn auch jene Unruhe, jene Spaltungen, jene Sucht nach fremden Vergnügungen, welche durch dieſen Zwieſpalt vermehrt wird, wie ſie ſelbſt dieſe Spaltungen herbeiführt. Die gegenſeitige Aufrichtigkeit, welche in dieſer Unordnung nicht beſtehen kann, geht verloren; die geſunden Anſichten verlieren ſich mit ihr und unmerklich verſchwindet damit auch alles Das, was das weſentliche Verdienſt und Glück eines Menſchen ausmacht. Hieraus entſpringt dann jene Gleichgültigkeit, welche der vollendeten Corruption den Weg bahnt, ſowie jene ſchlechte Erziehung der Kinder, welche das Uebel unrettbar macht. Es ſteht feſt, daß auch jene Leute, welche dem Zuge der Vergnügungen unſerer Zeit folgen, ſelbſt wenn die äußerſte Verderbniß bei ihnen nicht eintritt und ſie die Neigung nicht ganz verloren haben, recht zu leben, doch unfähig werden, ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben. Das Beiſpiel eines in allen möglichen Zerſtreuungen zugebrachten Lebens überwiegt alle guten Lehren, die ſie zu geben im Stande wären und verderbt ſie. Selbſt die Kinder entfernen ſich von der Einfachheit, gewöhnen ſich an Bagatellen, an den Schein, an die Eitelkeit und Verſtellung; in ihnen bildet ſich ſowohl der Gedanke eines falſchen Glückes, als eines falſchen Verdienſtes; was ſie mehr als alles Andere von Dem abzieht,

was der Menſch anſtreben ſoll, von dem geordneten Leben, das ihn allein glücklich macht."

Von dieſer Darſtellung des ſchädlichen Einfluſſes des Luxus auf das bürgerliche Leben, die in einer Weiſe gehalten iſt, daß ſie auch unſerer Geſellſchaft in gar mancher Beziehung wiederholt werden darf, geht Muralt auf die ſchlimmen Folgen über, welche dieſe Uebelſtände auch auf politiſchem Gebiete nach ſich ziehen und ſagt:

„Hindert dieſe Lebensweiſe die Menſchen an der Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten, ſo tritt dieſer Uebelſtand nicht weniger der Ausübung der Pflichten bei unſern Magiſtraten entgegen. Diejenigen unter ihnen, welche jenem zerſtreuten Leben folgen, führen die Corruption des Familienlebens auch in das öffentliche Leben ein und, weit entfernt davon, eingeriſſene Mißbräuche zu beſeitigen, ſtellen ſie dieſelben unter den Schutz ihres Anſehens und verallgemeinern ſie durch das Beiſpiel das ſie geben ſowohl, als auch durch die Gründe die ſie finden, ſei es um ſie zu rechtfertigen oder um ſich ſagen zu können, das Uebel ſei unheilbar, um ſich auf dieſe Weiſe von jedem Widerſtande gegen dasſelbe losſprechen zu können. Uebrigens iſt gerade dieß Raffinement, dieſe Art erkünſtelter Politeſſe, durch welche man die Sitten unſerer Zeit beſchönigen zu müſſen glaubt, Dasjenige, was unſere Nation am meiſten verabſcheuen ſollte. Solches Zeug ziemt eben ſo wenig dem männlichen Charakter, den die Natur uns verliehen hat, als der Putz und die Zierrathen der Frauen dem Manne geziemen. Und wie ſehr ſollten wir ſie nicht verabſcheuen, da ſie uns entnerven und in der That zu Weibern machen, abgeſehen davon, daß ſie eine Corruption und Entwürdigung nach ſich ziehen, die unſer natürliches Weſen vollends unkenntlich machen."

Muralt ſchließt dann ſeine höchſt beherzigenswerthe Abhandlung mit der folgenden, von hohem ſittlichem Ernſte erfüllten Apoſtrophe an die Gutgeſinnten:

„Welche Pflichten liegen unter diesen Umständen nicht den rechtschaffenen Leuten ob, die durch die Aemter, welche sie bekleiden, zugleich einen öffentlichen Charakter besitzen? Es sind sehr große Pflichten in der That und bestehen darin, daß sie um jeden Preis den fremden Sitten, dem Luxus und der Alles verderbenden Corruption festen Widerstand leisten. Es ist sicher auch ein Vergnügen, den Luxus zu bekämpfen, weil es sich dabei nur darum handelt, aus guten Gründen eine schlichte und verständige Lebensweise zu unterstützen, auf die Alles uns hinweist und die ihren Lohn in sich selbst trägt. Von allen Aufgaben, die ein rechtschaffener Mann zu lösen hat, ist diese die angenehmste und man begreift nicht, warum nur so Wenige ihr Geschmack abzugewinnen vermögen. Zu einem festen Widerstande gegen den Luxus und seine verderblichen Folgen gehört aber noch etwas mehr, als ein gewöhnlicher Entschluß, da man oft genug in den Fall kommt, zur Erfüllung seiner Pflichten eine Kraft aufzubieten, die mit dem Luxus und einem weichlichen Leben sich nicht verträgt. Diese Kraft findet sich auch nicht bei jenen Leuten, die sich damit begnügen, jenem Verderbnisse bloß zuzusehen und die nur einen gewöhnlichen Haß gegen dasselbe tragen. Dazu gehört, daß eine energische, thatkräftige Abneigung Denjenigen bewegt und hält, der diesem Unwesen steuern will, daß mit Einem Worte seine Tugend einen einigermaßen heroischen Charakter besitze. Jeder Mann aber, der als Magistrat seine Pflicht zu erfüllen hat, ist um dieser Eigenschaft willen berufen, diese Art von Heroismus zu besitzen. Indem er in ein Amt eintritt, tritt er in Kriegszustand gegen Alles, was verdorben und lasterhaft ist, in einen Kriegszustand, bei dem es sich um etwas mehr handelt als darum, gegen das Uebel sich nur zu erklären. Er muß sich auf Fälle gefaßt machen, die ihn manchen Gefahren aussetzen, oder gegen seine Pflichten sich verfehlen, dem Vaterlande sich aufzuopfern....

„Die gutgesinnten Leute befolgen gewöhnlich eine Maxime, die sie hindert, dem Gemeinwesen in wichtigen Fällen ersprießliche Dienste zu leisten. Sie begnügen sich damit, tugendhafter zu leben, als die Andern und dem Guten gelegentlich ihre Zustimmung zu geben. Sie glauben sich dann nicht verpflichtet, für diese Ueberzeugung persönlich einzustehen, obwohl sie dieß ganz gut vermöchten und geben vor, daß es doch zu nichts führen und sie zugleich bloßstellen würde. Sie irren sich aber darin und ich glaube, daß jeder brave Mann, der eine öffentliche Stelle bekleidet, wenig auf den Erfolg sehen soll, wenn er Das sucht, was recht und nothwendig ist; daß er vollständig seiner Pflicht gemäß handeln soll in ihrem ganzen Umfange und diese Pflicht ist sehr einfach..... Der Erfolg jedes Unternehmens liegt in der Hand der Vorsehung, der tausend Wege offen stehen, ihre Absichten zu Ende zu führen und die Haltung tugendhafter Menschen ist ihr in solchen Fällen viel wichtiger, als der Erfolg ihrer Bestrebungen... Sollte der Erfolg auch ausbleiben, so haben doch die Guten Alles gethan, was in ihren Kräften lag, und nicht ihre Schuld ist es dann, wenn das Rechte nicht gelingt. Es ist dieß ein Trost für sie, wie für das ganze Land, weil das Wohl eines Landes wesentlich auf den Gutgesinnten beruht. Jeder Mann aber, der einen öffentlichen Charakter besitzt, muß für sein Vaterland thun, was Sokrates für Athen that. Selbst auf die Gefahr hin, allein zu stehen und den Haß und die Leidenschaften aller Jener auf sich zu ziehen, denen er sich widersetzt, muß er gegen Das, was er für strafbar hält, eine entschiedene Stellung einnehmen und von dem Bösen jeden Grund der Straflosigkeit fern halten, wodurch dasselbe den Schein erhielte, von ihm gebilligt zu werden. Es brauchte hiezu nur eine kleine Anzahl Leute von dem alten Schlage unserer Nation, um ihr diesen wichtigen Dienst zu leisten. Es braucht überhaupt den gleichen Muth, den sie zur Fernhaltung der äußern Feinde besitzen,

um die Feinde im Innern niederzuhalten, die, wenn man sie gewähren-läßt, eben so gefährlich sind als jene und einen noch viel größeren Widerwillen erzeugen sollten, weil sie ihr Vaterland dem Untergange entgegenführen. . . ."

Diese Worte Muralts waren eigentlich prophetische, da die Pestbeule der von Muralt so energisch gerügten Uebelstände schon 1749 in der bekannten Verschwörung ausbrach, die Folge eines Zustandes, den Henzi, als er auf dem Schaffote stand und dort zusehen mußte, wie seinem Leidensgenossen Wernier erst beim dritten Hiebe das Haupt vom Rumpfe getrennt werden konnte, mit den erschütternden Worten bezeichnete: »Tout est donc corrompu dans cette Republique, jusqu'au bourreau.« [147]

7. Die Sittenmaler.

Es läßt sich wohl nicht leicht ein größerer Gegensatz denken, als wenn wir den beiden ernsten, sittlich-strengen Bernern Muralt und Haller mit ihrer gewichtigen, gedankenschweren Sprache den leichtbeweglichen, rasch empfänglichen, vielgeschäftigen und mit Behagen in vielfacher Polemik sich herumtummelnden Bodmer gegenüberstellen. Während die Aussprüche Hallers und Muralts wie schwere, von wuchtiger Hand geführte Hammerschläge niederfallen, fliegt bei dem jungen Bodmer die leichte Feder über das Papier hin, tausend Dinge flüchtig berührend, ohne deßwegen bei dieser Behendigkeit des Geistes jenen ernsten Zug zu verläugnen, der sich in der Indignation über die Gebrechen der Zeit eben so wohl offenbart, als in dem redlichen Bestreben, denselben entgegen zu wirken. Nur daß, während Haller den strengen Ton des zürnenden Propheten anschlägt, bei Bodmer die oft mit dem Gegenstand spielende Gewandtheit moderner Journalisten sich zeigt. Bemerkenswerth ist auch, daß trotz der weit strafferen Anziehung der Zügel des Regiments in Bern der junge Haller mit tieferem Ernste auch die politischen Gebrechen Berns schon bei seinem ersten Auftreten energisch berührte, während die satyrischen Jugendarbeiten Bodmers und seiner Freunde wesentlich nur die gesellschaftlichen Zustände ihrer engeren Heimath vor das Forum ihrer nicht gerade tief einschneidenden Kritik ziehen. Haller schrieb für Männer, der junge Bodmer, wie er selbst bekannte, hauptsächlich für das „Frauenzimmer".

Es liegt in der Natur unserer Aufgabe, daß wir die rein literarischen Verdienste Bodmers und seines gleichstrebenden

Freundes Breitinger einfach dem Literarhistoriker überlassen und uns damit begnügen, als Bodmers wesentliches Verdienst nach dieser Seite zu bezeichnen, daß er die Grundquelle der Poesie, die Phantasie, wieder in ihre Rechte einsetzte, während Gottsched die Poesie zu einer bloßen Verstandesoperation erniedrigt hatte, durch welche es Jedem möglich war, nach gewissen Rezepten mustergiltige Gedichte zu fabriziren. Ein ferneres wesentliches Verdienst von Bodmer war es auch, daß er der Erste war, welcher der einseitigen Bewunderung und geistlosen Nachahmung der klassischen Poesie der Franzosen gegenüber auf jene ächten Goldadern der Poesie hinwies, die in den altenglischen Volksliedern und Milton verborgen lagen, die er durch Uebersetzungen zugänglich zu machen versuchte, wozu später die deutsche Poesie des Mittelalters kam. Seine eigenen Dichtungen [48] sind dagegen von so geringem poetischem Gehalte, daß sie ein näheres Eingehen nicht verdienen, wozu noch kommt, „daß (nach einer Bemerkung Wieland's) [149] von dem Schönen und Vortrefflichen in Bodmer's poetischen Werken vielleicht das Wenigste ihm eigenthümlich gehörte und ihm bloß das Verdienst der Verpflanzung auf unseren Boden blieb, was zur damaligen Zeit auch etwas werth war". Wieland bemerkt ferner: „Man kann unmöglich vom schriftstellerischen Eigenthumsrechte laxeren Begriff haben, als Bodmer hatte, der den Grundsatz: „„wo ich etwas Schönes finde, ist es mein,"" im allerweitesten Umfang in Ausübung brachte, und die Sünde des Plagiats sein Gewissen wenig anfechten ließ. Soll ich recht aufrichtig und ehrlich reden, so muß ich sagen, daß der gute Alte als Dichter wie ein Nachtrabe stahl". Diese Bemerkung Wieland's hat um so mehr Gewicht, als er bekanntlich im regsten Verkehre mit Bodmer lebte und die längste Zeit seines Zürcheraufenthaltes in Bodmers Haus wohnte.

Finden sich somit die rein literarischen Verdienste Bodmer's heutzutag sehr reduzirt, so bietet die vielseitige, reichbegabte Natur

dieſes Mannes eine andere Seite dar, die noch viel zu wenig hervorgehoben worden iſt und ebenfalls, wie bei Haller und Grob, die dankbarſte Erinnerung verdient. Bodmer war nicht nur ein großer Gelehrter und ſcharfſinniger Kritiker, ſondern auch ein warmherziger Patriot, und dieſe Seite ſeines Charakterbildes iſt es, welche in dieſen Blättern beleuchtet werden ſoll.

Bodmer beſaß allerdings eine große Empfänglichkeit für das natürliche und künſtleriſch Schöne, ein Talent, das er ſchon in früher Jugend beurkundete, freilich in einer Weiſe, die, wie das nachfolgende Beiſpiel zeigt, ebenſo ſehr von ſeinem empfänglichen Sinn, wie von der Mangelhaftigkeit ſeiner dichteriſchen Darſtellungsgabe Zeugniß ablegt. Das Gedicht [150] ſtammt aus dem Jahre 1720, aus einer Zeit, da der 22jährige Jüngling ſchon lebhaft mit ſeinen Freunden über die projektirte Herausgabe der Malerdiskurſe korreſpondirte und lautet:

„Die Luſt, die Blumen abzubrechen,
Die mit der Farb' und dem Geruch'
Mein krank Gemüthe lebhaft machen;
Das Waſſer, das von einem Stein
Mit einem lauten Rauſchen fällt,
Iſt, wo ich bin, mein liebſtes Gut.
Der Vögel luſtige Muſike,
Die Bäch, die lauter rein Kriſtall,
Ein Holz, begrünte Schäferheiden,
Die Echo, die vor Liebe ſingt:
Das iſt Materi, die capabel
Mich wach zu halten und erfreut."

Bezeichnend für Bodmer iſt auch, daß er in jungen Jahren nicht viel dichtete und daß ſeine Hauptleiſtung nach dieſer Seite die Ueberſetzung Milton's war, daß dagegen die ſatyriſche Ader ſchon ſehr früh und ſehr ſtark in ihm ſich regte, eine Anlage, die ſich häufig bei Jünglingen zeigt, in deren Natur bei allem idealen Streben das reflektirende, verſtändige Element überwiegt. Der gleiche Idealismus, der ſie für das Große in Begeiſterung

setzt, kehrt leicht das Urtheil über das Bestehende mit seinen unausbleiblichen Mängeln in Satyre um.

Die ersten bedeutenden eigenen Schöpfungen Bodmers, welche ebenfalls rein satyrischer Natur sind, knüpfen sich an die ihm und seinen Freunden in Nachahmung von Addison's »Spectator« und Steele's »Tatler« in den Jahren 1721 bis 1723 herausgegebene moralisch-satyrische Wochenschrift: „Die Discourse der Maler.[151] Wie Haller's Satyren ihre Entstehung und Veröffentlichung der Anregung eines Freundeskreises verdanken, so waren diese Malerdiskurse das gemeinschaftliche Werk Bodmer's und seiner Freunde, von denen in erster Linie Breitinger, Heinrich Meister, Doktor Laurenz Zellweger und Professor Zollikofer genannt werden müssen, in zweiter Linie die bernischen Professoren Altmann und Lauffer, die jedoch schon im Herbste 1721 von den Malern sich trennten, eine eigene literarische Gesellschaft in Bern gründeten und ebenfalls eine ähnliche Wochenschrift herausgaben. Als Hauptarbeiter wirkte jedoch an den Malerdiskursen, deren erster Band den Herausgebern des »Spectator« gewidmet war, unser Bodmer, da von den 94 Nummern, aus denen die ganze Sammlung besteht, 46 von ihm allein herrühren, wozu noch 13 weitere gezählt werden müssen, die Bodmer gemeinschaftlich mit Breitinger verfaßte. Jeder dieser Sittenmaler hatte einen eigenen Namen, so daß die Arbeiten Bodmer's mit „Rubens" und „Holbein", diejenigen Breitinger's, Zellweger's und Lauffer's mit den Namen: „Hannibal Carracci, Michel Angelo und Albrecht Dürer" unterzeichnet sind.[152]

Diese Diskurse enthalten nun einen nicht sehr mannigfaltigen Inhalt und behandeln zum größten Theil moralische, auch öfters religiöse und philosophische Fragen, obwohl die Mitarbeiter anfänglich das Ziel hoch genug gesteckt hatten. So bezeichnete Bodmer schon im zweiten Blatte als Absicht dieser Sittenmaler „die Ignoranz und das Laster vogelfrei zu machen und die Tugend

und die Politesse mit ihren Begleiterinnen, der Glückseligkeit und der Ruhe aus dem Exil zurückzuholen". Und einer der Mitarbeiter, Heinrich Meister, machte sogar den Vorschlag, in diesen Diskursen „mit einer weisen Complaisance die Tugenden des Vaterlands, den Eifer vor die reine Religion und vor die Freiheit, den Fleiß der Kaufmannschaft, die Modestie der Kleider 2c. zu relevіren und dapfer die eitlen Mißbräuch, die ander Orten einreißen, zu verspotten und zu bestreiten, z. B. die Komedien, die Kutschen, die französischen Moden, den Libertinism und dergleichen und sich kurz als ehrliche Patrioten zu beweisen" 2c. Meister gibt dann noch den guten Rath, nach dem Beispiel Steele's lateinische Motto's anzubringen, und meint dabei sehr schlau: „Wenn die lieben Mädgen schon darüber ein wenig ungeduldig werden, so muß man sie gewöhnen, daß sie die, so ein wenig Latein verstehen, um die Explication fragen, und also unter beiden Geschlechtern eine genauere Bekanntschaft und mehr discours raisonnés in den Gesellschaften pflanzen." [153]

Aber Meister sah zugleich schon vor der Publikation der Wochenschrift ein bekanntes Schreckengespenst über den Häuptern der jungen Kritiker schweben, die Censur, welche sich denn auch bald genug in ihrer ganzen lächerlichen Wichtigkeit breit machte. So wurden die zwölf ersten der Censur eingesandten Aufsätze von derselben so arg verstümmelt, daß nur sieben von ihnen und auch diese in sehr reduzirter Weise in den Diskursen erscheinen konnten. Die geistlichen Richter wußten nichts mit diesen Versuchen anzufangen, als daß sie dieselben als Neuerungen für Kirche und Staat auszuschelten begannen, daß sie die gefährlichsten Folgen prophezeiten, die seltsamsten Muthmaßungen über irgend einen vermeint verborgenen Sinn der unbefangensten Worte aussprachen und mit dem weitgesuchtesten Argwohn inquirirten. Sie litten nicht, daß Gott „Meister der Existenz" genannt wurde. In einem Stücke, in dem von der Tugend gesprochen

wurde, ſollte man beifügen: „die aus dem Glauben kommt“. In einem anderen verbot man, den Gott Merkur „großer Merkur“ zu nennen. Die Feldmaus in der bekannten Fabel durfte endlich der Stadtmaus nicht „Adieu“ ſagen, ſondern nur: „gehab dich wohl.“

Kein Wunder, daß Bodmer ſchon in der erſten Zeit in den Stoßſeufzer ausbrach: „Wahrhaftig, unſere Herren Zürcher ſind rechte ſpaniſche Inquiſitoren, und ich glaube nicht, daß jemals unter reformirten Chriſten ſo heftige Zeloten geweſen. Sie meſſen ihre Normam fidei bloß mit der Ruthe, womit ſie die armen Schüler muſtern“.

Wurde doch die Cenſur noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Zürich ſo ſtreng gehandhabt, daß eine 1760 in Deutſchland erſchienene Abhandlung über die „unwandelbare Religion“ ſo ſcharf verboten wurde, daß die Buchhändler kein einziges Exemplar derſelben kommen zu laſſen wagten. Auch Wieland's Agathon, deſſen erſten Band der Dichter ſchon 1760 im fertigen Manuſcripte der Orell'ſchen Buchhandlung zum Druck zugeſandt hatte, traf das gleiche Schickſal, ſo daß dieſes ſeiner Zeit berühmte Werk des gefeierten Schriftſtellers erſt in den Jahren 1766 und 1767 in Leipzig erſchien. [154]

Auf kurze Zeit wirkten die ſchon im erſten Abſchnitte erwähnten Zuckerſtöcke zwar etwas beruhigend auf die Cenſoren ein. Doch mit dem Verſchwinden des Zuckers ſcheint auch der Glaube an die Loyalität der jungen Sittenmaler vergangen zu ſein, da nach kurzer Friſt die Anzeige erfolgte, daß einige Aufſätze, betitelt: „Geſpräche aus dem Reiche der Todten“ von den Cenſoren deßhalb unterdrückt wurden: „Weil unſere lieben Mitbürger dadurch könnten verführt werden, die Fiction des Verfaſſers von der Hölle für eine Wahrheit zu nehmen und hingegen das, was auf der Kanzel davon gepredigt wird, in Zweifel zu ziehen“. Zwei andere Blätter machten den Cenſoren außerdem beſonderen

Verdruß. Das eine, welches „vom Pedanten" handelte, wurde nämlich von einem der Censoren auf sich selbst bezogen, während der gleiche Censor das andere „vom Spiel" als eine Anspielung auf seine Frau betrachtete. Einer der Censoren fügte außerdem den tadelnden Bemerkungen seiner Collegen den salomonischen Ausspruch bei: „Diese Discoursen gefallen mir nit wohl, aber vorstehende Censur gefallet mir wohl". — Konnten in gewissen Fällen die Censoren trotz dem besten Willen nichts auffinden, was zu streichen gewesen wäre, so mußte wenigstens eine hämische Bemerkung fallen. Dann hieß es bald: „man wolle es nit hindern, wiewohl es eine entbehrliche Sach", bald: „ohne große Erbauung; man könnte geistlichere Dinge schreiben!" Bei Anlaß eines Aufsatzes „über Gespenster" wurde außerdem strengstens anbefohlen, Alles wegzulassen, was auf den erwähnten, dem fanatischen Antistes Klinger gespielten und so grausam bestraften Schabernak Bezug haben konnte.

Unter solchen drückenden Umständen war die schon vor dem Erscheinen der Diskurse beabsichtigte Besprechung politischer Uebelstände nicht wohl ausführbar, und nur sehr selten erschienen Aufsätze politischen Inhalts, wie derjenige Bodmer's: „Ueber den Vorzug der Republiken als der natürlichsten aller Regierungen", in welchem Bodmer unter Anderem den Satz aufstellte: „von denen Geschäften, die das ganze Land antreffen, von Kriegs- und Friedenshandlungen, von Auflagen und Steuern hat jedweder Bürger (das Recht) zu deliberiren und zu sprechen".

Interessant und charakteristisch hinsichtlich Bodmer's schriftstellerischen Charakter ist auch sein Aufsatz: „vom Geschichtschreiber", in dem er eine gewisse Klasse damaliger sogenannter Historiker als bloße Kopisten bezeichnet, deren Haupteigenschaften darin beständen: „daß sie lesen und schreiben können, gern sitzen und neugierig seien".

Die weitaus größte Zahl dieser Aufsätze behandelt, wie das

auch bei ihren englischen Vorbildern der Fall ist, in satyrischer Weise allgemein menschliche Schwächen und Thorheiten, wie die Modesucht und das Schminken, die Pedanterie, die Klatscherei der Weiber, von denen jedoch viele Schilderungen enthalten, welche die Lebensart und Sitten der Zeit mit ihren Badenfahrten, reichen Brautgeschenken ꝛc. ꝛc. scharf charakterisiren. Wie es schon in der Natur dieses Stoffes liegt, wird in diesen Sittenschilderungen die Hauptrolle immer von „dem Frauenzimmer" gespielt, das dabei nichts weniger als gelind wegkommt. So heißt es an irgend einer Stelle, daß die Frauen, der Erziehung gemäß, welche sie zu jener Zeit erhielten, zu nichts Weiterem bestimmt zu sein scheinen, als „zu waschen, zu flicken, die Gestalt einer Puppe zu beurtheilen, ihren künftigen Männern Geld zu zählen und bei ihnen zu schlafen". Von den Damen wird ferner gesagt, sie tragen einen spitzigen, gothischen Thurm von Leinwand auf dem Kopf: Haar, Stirne, Wangen, Mund und Kinn seien darin eingekerkert, nur Augen und Nase schauen heraus. Andere trügen auf dem Kopf einen Busch in der Höhe eines Schuhes, welche Hauptzierde mit einem Thurm verglichen wird, dessen Hahn doppelt so hoch sei, als der Helm.[155] Eine andere vollständige Modeschilderung aus dem Jahre 1722 sagt:[156] „Ich sah Wandala gestern durch meine Gasse spaziren. Ihr Kopfschmuck war eine Kappe, auf welche so viele Ellen Band gebaut waren, daß sie wie ein spitzer Thurm zum Himmel stiegen. Broccard, Damast, Atlas stritten um die Wette, welches ihr am besten stehe. Ein Paar der kostbarsten Handschuhe mit Goldfranzen, subtile Schuhe mit Blumen und Laubwerk durchwirkt; die Finger voll Demanten, Jaspis und Saphiren; die Ohren mit den größten Perlen beladen, Alles das erweckte meine Curiosität, zu schauen, was unter diesem theuern Putz verborgen? Ein wohl gewachsener Leib, ein Antlitz voll Lebhaftigkeit, ein süßer Mund, feuerreiche Auge und — eine leere Seele."

Von den körperlichen und geiſtigen Toilettemitteln der Modedämchen jener Zeit berichtet Bodmer des Weitern: „die verſchiedenen Sorten von Gerüchen und Säften, welche Wandala ſich angeſchafft hat, die Haut rein friſch und weiß zu behalten, bilden eine kleine Apotheke. Ich ſah in ihrem Zimmer Zibet, Balſam, ungariſch Waſſer, Violpulver, Citronenſaft, Maienthau, Jungfernmilch und andere Charlatans-Waare.

„Ja für ihr Antlitz wird auch Kühmiſt ausgebrannt."
Opitz.

„Die Mutter hielt ihr einen Meiſter der franzöſiſchen Sprache, einen Sänger, einen Virtuoſen, einen Schneider, einen Tanzmeiſter und das Töchterchen hatte ſeine größte Freude, die ungereimten Tänze der Franzoſen zu lernen; es ließ es ſich ſauer werden, ihre närriſchen Stellungen wohl nachzuahmen."

Aber auch die männliche Tracht, beſonders in ihren geckenhaften Auswüchſen, kommt nicht ungerügt weg, indem Bodmer folgende Schilderung derſelben gibt:[157] „Ein Mann trägt etwas in der Hand, das beſtimmt ſcheint, einen Glarnerziger zu bedecken; er ſetzt das Ding auf einen Buſch von Haaren, die nicht auf ſeinem Schädel gewachſen ſind. Um ſeinen Hals hängt die Figur eines in mehr als hundert Falten gekrausten Mühlſteins, der ihn hindert, ſeinen eigenen Körper zu beſchauen, wenn er aufrecht ſteht. An ſeinem Rock hangen Flügel, welche ihn am Laufen hindern. Dieſer Rock iſt ſeine vierte Decke und über dieſe hat er noch einen Mantel geworfen."

Noch viel plaſtiſcher iſt jedoch die folgende, geiſtreiche Schilderung eines Modegecken jener Zeit, die von Dr. Zellweger herrühren ſoll:[158] „In eine Generalverſammlung der Teufel trat ein wohlaufgeputzter, mit Schönpflästerchen überſäeter, parfümirter und vom Kopf bis zur Schwanzſpitze gekrauster und poudrirter junger Teufel, machte rechts und links, hinter ſich und vor ſich ſeine Reverenzen, wußte den Schweif ſo meiſterlich zu regiren,

die krausen Locken so artig mit den Händen hin- und herzuwerfen, zu rechter Zeit eine Prise zu nehmen und Andern zu präsentiren, auch den Ton seiner Stimme so einzurichten, daß er selbst bei den galantesten Menschen für einen Diable de bel air passiren könnte"....

Auf die Anfrage Lucifers, wer er wäre, woher er komme und was ihn zu einer solchen neuen Mode veranlaßt habe, erzählt der junge Modenteufel, er sei von seinem Vater „in Qualität eines Curiosität-Teufels" auf die Welt geschickt worden und habe dort gefunden, „daß er sich in keine Gesellschaft, sonderlich bei Frauenzimmern einlassen könne, wenn er sich nicht auf die beschriebene Weise aufzuführen wisse. Er sei zu diesem Ende nach Paris gegangen und habe sich bei einem vornehmen Compliment-meister in die Information begeben. Nach diesem habe er die Praxis der Theorie wollen beifügen und sei fast durch das ganze civilisirte Europa gereist, da er auch wahrgenommen, daß das Hauptmodell aller Höflichkeit in Frankreich gesucht werde und nur nach Unterschied der Climatum und der Capricen einige Aenderung erleide. Endlich sei er in ein Land gekommen, welches in dem Ruf gestanden, daß dessen Einwohner mehr Ruhm von Einfalt und Aufrichtigkeit als von Complimenten machten, habe aber gefunden, daß sie die Franzosen nicht allein imitirten, sondern oftmalen überträfen, welches man sonderlich an den Hochzeiten und andern Mahlzeiten sehen könnte, da die Gäste aus Höflichkeit einander herumjagten, weil keiner der Erste an der Tafel sein wollte und die Platten einander aus der Hand rissen, weil sich keiner zuerst wolle bedienen lassen. Das Beste sei noch, daß die Anreden, mit welchen man einander bei gewissen Anlässen, als dem Neujahrs-, dem Geburts-, dem Namens- und andern Festtagen plaget und genirt, nach eigenen Formularen gemacht werden, die schier durchgehends gebraucht würden und wo auch die Perioden angezeichnet wären, bei welchen man sich nach der

Cadenz bückt. Ein luſtiges Spektakel ſei bei gewiſſen Verſammlungen, wo man einander zu gleicher Zeit die gleichen Reden ſagt und mit den gleichen Formeln antwortet. Er fügte ferner bei: er habe in einem gewiſſen Dorf geſehen, daß der Pfarrer und der Ammann einander vor einem gewiſſen Haus angetroffen, in welchem ſie beide Viſite zu machen geſonnen waren. Der Pfarrer bat den Ammann nach gemachter Frage, wie es um ihn und die Seinen ſtehe, er möchte doch der Erſte hinein gehen. Der Ammann zog den Fuß, bückte den Leib und ſchüttelte den Kopf mit den wenigen doch kräftigen Worten: es geſchieht nicht. Der Pfarrer replicirte: der Herr ſei ſo gütig, ich bitte darum; der Ammann: es geſchieht nicht. Ei der Herr mache doch keine Facons! Es geſchieht nicht. Der Herr macht mich ganz beſchämt. Ich thu es nicht. Ich bitte inſtändig. Es geſchieht bei meiner Seel nicht. Worauf der Pfarrer ſich ergab und in einem Sprung und drei Schritten die Treppen auf und in die Stube fuhr, damit er mit ſeiner Höflichkeit dem andern keinen weitern Anlaß zu fluchen geben möchte."

Die ſowohl in formeller Hinſicht, als auch durch ihren ſprudelnden Witz und treffende Satyre bedeutendſte Leiſtung iſt der zehnte Diskurs des dritten Bandes, in welchem die Schwatzhaftigkeit der Frauen in folgender köſtlicher Weiſe perſiflirt wird:[159] Anknüpfend an eine Mittheilung des Spectator über allerlei ſonderbare kleinere Geſellſchaften in England berichtet Bodmer, daß es auch in Zürich unter dem Namen „Kirchenſtände" ſolche Zuſammenkünfte gebe, die allein aus Frauenzimmern beſtehen. „Wenn der ſonntägliche Gottesdienſt vollendet iſt, ſo ſtellen ſie ſich vor den Kirchenthüren auf verſchiedene Plätze des Kirchhofes oder ſie nehmen die wichtigſten Päſſe ein, die von denſelben in die übrigen Theile der Stadt führen"... (Bodmer gibt nun fünfunddreißig ſolcher Kirchenſtändchen an.) ... „Eine jedwede von dieſen Weiber-Coterien hat ihren eigenen Platz, auf welchem

ſie Fuß hält und ich habe wahrgenommen, daß eine jede den ihren ſo ordentlich und ſicher weiß, daß ſie nicht um einen Gaſſenſtein irrt. Eine Coterie ſchließt ſich hier in der Form eines Zirkels zuſammen, dort ſtehet eine andere in einem Quadrate, aber die meiſten laufen in einer unregelmäßigen gothiſchen Form zuſammen. Sie folgen darin den demokratiſchen Kantonen, daß auch ſie ihre Gemeinden unter freiem Himmel halten und geben dadurch die Freiheit und Offenherzigkeit ihrer Vereine zu erkennen, deren Berathungsgegenſtände die allgemeinen Angelegenheiten der Stadt bilden. Sie haben keinen Präſidenten, ſondern diejenige eröffnet allezeit den Rath, welcher die Zunge am beſten gelöst iſt. Eine jede ſagt heraus, was ſie weiß und iſt die Coterie nicht über ſechs Perſonen ſtark, ſo reden gewöhnlich alle Sechs zu gleicher Zeit. Ihr Patriotismus iſt auch ſo groß, daß ſie nicht nöthig haben, dieſe ihre Verbindungen durch viele Geſetze zu befeſtigen. Die Verhandlungen werden gemeiniglich durch Fragen folgender Art eröffnet: „„Warum ſeid ihr vor acht Tagen nicht zum Ständli gekommen? Hat euch etwas Luſtiges geträumt? Wo ſeid ihr geſtern geweſen, als ich euch mit dem jungen Fiſchart geſehen?““ Eine neue Mode von Mützen und Büſchen iſt ein Gegenſtand, der wichtig genug iſt, eine ganze Seſſion zu unterhalten. Wichtige Berathungsgegenſtände bilden auch goldene Ketten mit daran hangenden Kleinodien, das Zeug und die Farbe ihrer Röcke ꝛc. Die Frage von den Spitzen iſt von mancher dieſer Coterien in zwei Zuſammenkünften nicht erſchöpft worden.... Eine Brautſchaft wird in einem ſolchen Cirkel mit einer größeren Sorgfalt beſchloſſen, als oft die Verlobten ſelbſt gehabt haben und man kuppelt hier Perſonen zuſammen, die einander niemals geſehen haben. Die Liebe des Nächſten iſt überhaupt unter ihnen ſo groß, daß ſie lieber den Angelegenheiten anderer Leute, als ihren eigenen nachfragen. Sie haben zugleich einen ſolchen Eifer für ihr Intereſſe, daß ſie ſich ſelbſt vom Froſt im herben Winter

nicht trennen laſſen.... Oft zetteln ſich zwiſchen zwei Coterien feindliche Jalouſien an, welche die Damen nicht ermangeln, ihren Amanten einzuſpinnen, die hernach von denſelben an der Gegenpartei auf bittere Weiſe gerächt werden. So ſind zwei Coterien, die ihre Stände in der Mitte des Fraumünſterhofes neben einander haben, in einem unverſöhnlichen Streit begriffen, weil der Buhle einer Dame der einen Coterie mit einer von der andern gewechſelt hat. Die Blicke, welche ſie einander zuſchicken, wenn ſie gegen einander wie zu Felde ſtehen, ſind dann recht fürchterlich anzuſehen ꝛc."

Solche Proben in ſolcher Zeit durften den jungen Bodmer ſchon zu dem ſtolzen Worte berechtigen: „Ich möchte gern den Geſchmack der Deutſchen verbeſſern, wenn ich könnte. Ich wollte daneben auch, daß die Franzoſen von den Deutſchen vortheilhafter urtheilen und nicht länger Urſache hätten, ihnen den bel esprit abzuſprechen, ſonderbar auch den Schweizern nicht."

Die Lebensdauer dieſer Diskurſe war aber, wie ſchon erwähnt, eine ſehr kurze, woran theils die fortgeſetzten Chikanen der Cenſur, dann aber auch die Lauheit der Mitarbeiter und des Publikums Schuld tragen mochten, ſo daß die Wochenſchrift mit dem zwanzigſten Diskurs des vierten Bandes, der mit dem Motto verſehen war:

„Ich ziehe meinen Kopf als wie die Schnecke ein",

ſchon im Anfang des Jahres 1723 geſchloſſen wurde. Doch fand das Unternehmen der jungen Männer noch die nachträgliche Anerkennung des Philoſophen Wolf und des Dichters Brockes, die beide damals auf der Höhe ihres Ruhmes ſtanden.

Die literariſche Hauptthat der nächſten Jahre bildete der von Bodmer und Breitinger mit ſo großem Erfolg geführte Kampf mit Gottſched, der ſich an einer mißbeliebigen Rezenſion des Letztern über Hallers Gedichte angeſponnen hatte,[100] was jedoch Bodmer nicht hinderte, ſeine Bürgerpflicht im Vaterlande zu

erfüllen. 1737 wurde er in den großen Rath gewählt; seine Schüchternheit soll ihn aber gehindert haben, als Redner aufzutreten. Dagegen erhielt er, als Professor der Geschichte, den Auftrag, eine Schweizergeschichte vom Beginn des 18. Jahrhunderts an zu schreiben. Nachdem aber Bodmer die Geschichte der ersten Jahre dieses Zeitraumes geschrieben und sein Manuscript der Zensurbehörde eingegeben hatte, enthob ihn dieselbe dieses Auftrages, ohne ihm sein Manuscript zurückzugeben. Bodmer mag sich auch in dieser Arbeit als ein zu freimüthiger und selbständiger Charakter gezeigt haben, um die Thatsachen nach dem Geschmacke der Regierung modeln zu können.

Wir können hier von Bodmer, dem wir bald an wichtiger Stelle wieder begegnen werden, nicht scheiden, ohne noch einen hauptsächlichen Charakterzug desselben, der besonders für die Entstehung der helvetischen Gesellschaft von Bedeutung war, zu bezeichnen. So große Wirkungen seine literarischen Arbeiten ausübten, so anregend wirkte er durch persönlichen Umgang mit strebenden Jünglingen. Schon 1727 trat unter seinen und Breitingers Auspizien eine „helvetische Gesellschaft" in Zürich zusammen, die besondern Fleiß auf die Pflege der vaterländischen Geschichte verwendete und deren Arbeiten in der werthvollen „helvetischen Bibliothek" zu Tage traten,[101] in welcher unter Anderm der Zürcherische Richtebrief, Thüring Frikards Twingherrenstreit, Küchenmeisters Chronik und die zürcherischen geschwornen Briefe zum erstenmal veröffentlicht wurden. 1744 entstand ferner in Zürich eine „deutsche Gesellschaft", die von den Brüdern Hans Kaspar und Salomon Hirzel, zwei Brüdern Ulrich, J. H. Schultheß (später Klopstocks Schwager), Schinz, Landolt, Bullinger und J. C. Heß, wohl alle Bodmers Schüler, gestiftet wurde. Diese jungen Männer erbaten sich Bodmer als Patron ihrer Verbindung, der sich ihrer denn auch lebhaft annahm und später zwei derselben, Hans Kaspar Hirzel und Schultheß, welche die

thätigſten ſeiner Schüler waren, in literariſchen Miſſionen nach Deutſchland verwendete, wodurch Bodmer gleichſam in perſönliche Verbindung mit den tüchtigſten deutſchen Schriftſtellern jener Tage treten konnte, unter denen ſich auch der junge Leſſing befand, der Mitglied eines von Schultheß in Berlin geſtifteten literariſchen Klubs war. Die nächſten Früchte dieſer Beſtrebungen waren aber vorwiegend literariſcher Natur, abgeſehen davon, daß ſie die längeren Beſuche Klopſtocks und Wielands in der Schweiz zur Folge hatten. Aber auch für die Entſtehung der Helvetiſchen Geſellſchaft ſollte dieß Verhältniß Bodmers zu ſeinen jüngern Freunden, beſonders zu dem feurig ſtrebſamen, begeiſterten Dr. Hans Kaſpar Hirzel von großer Bedeutung werden.

8. Geistige Regungen auf katholischer Seite.

Während in den reformirten Aristokratien, besonders in dem geistig so tief und lebhaft bewegten Zürich ein allgemeiner geistiger Aufschwung stattfand und auch außer den gelehrten und staatsmännischen Kreisen, den bisherigen hauptsächlichen Pflegern von Kunst und Wissenschaft, in Schrift und Rede ein frisches, neues Geistesleben aufzublühen begann; während ferner dieß junge wissens- und dichtensfreudige Geschlecht, wie es seine Genossen in Zürich, Basel, St. Gallen, Appenzell Außerrhoden, Bern zählte und hie und da noch einen einzelnen, versprengten, einsamen Posten besaß, in einem über die ganze reformirte Schweiz verbreiteten Gelehrtenbund sich vereinigte, der durch eine äußerst lebhafte Korrespondenz immer fester sich zusammenschloß, Licht und Leben in immer weitere Kreise verbreitend, sah es dagegen in der katholischen Schweiz und zwar in den Aristokratien Freiburg und Solothurn, wie in den katholischen Demokratien noch sehr trüb und dunkel aus, wohl nirgends dunkler und unerquicklicher, als in jenem Kanton, wo neben und gemeinschaftlich mit dem jede selbständige geistige Entwicklung im Keime lähmenden Einfluß des Jesuitismus und, mit ihm eng verbunden, die hochmüthigste, brutalste Aristokratie der Schweiz wirthschaftete, in Freiburg. Schon etwas mildere Luft wehte in Solothurn, wo neben dem zum größten Theile lebenslustigen, genußsüchtigen und käuflichen Patriziat der Ambassadorenresidenz altschweizerische Vaterlandsliebe, Ernst der Gesinnung und lebhafte Empfänglichkeit für geistige Interessen in manchen Köpfen vorhanden war. Nirgends hauste aber das ansteckende, goldgelbe Fieber der franzö-

fischen Bestechungspolitik ärger und fand zahlreichere und willigere Opfer, als unter dem in seiner Mehrzahl leichtlebigen solothurnischen Patriziate. Stiegen doch die Jahrgelder, Pensionen, remboursements, Gratifikationen und wie sonst die unsaubern Manoeuvres genannt wurden, die zu Gunsten theils der Obrigkeit, theils einzelner Personen stattfanden, in Solothurn allein auf die große Summe von mehr als 80,000 Livres jährlich. Auf solchem faulen Boden konnten allerdings die frischen, keuschen Blüthen von Kunst und Wissenschaft nicht gesund gedeihen.

Die größte geistige Regsamkeit auf dieser Seite zeigte sich jedoch in Luzern, das gewissermaßen unter den katholischen Aristokratien eine Stellung einnahm, wie Zürich unter den reformirten. Wie die Luzerner-Aristokratie das mildeste Regiment führte, in Folge dessen das Volksleben der bäuerlichen Unterthanen weitaus am meisten Kraft und Originalität beibehalten hatte — die Erinnerung an die vielen Volksfeste der Entlibucher, unter welchen die Hirsmontags- und Schwingfeste die erste Stelle einnahmen, mag hier genügen —, so herrschte auch in Luzern noch ein verhältnißmäßig viel frischeres und fröhlicheres Leben, als anderswo und der heitere Bruder Fritschi hielt noch im 18. wie im 15. Jahrhunderte seinen festlichen Fastnachtsumzug.

Mit diesem frischern Geisteszug hängt es denn auch zusammen, daß in Luzern ein viel regeres politisches Bewußtsein den Umtrieben des Jesuitismus gegenüber sich entwickelte, als anderwärts und daß das Luzerner Patriziat den Uebergriffen der Kurie gegenüber eine sehr entschiedene Haltung zeigte. Und hier sind es vorzugsweise zwei Männer, die beiden Balthasar, die mit reichem, gründlichem Wissen eine in jener Zeit seltene Energie des Charakters verbanden. Wohl begann schon im Anfang des 18. Jahrhunderts der Stern des Jesuitismus zu erbleichen, selbst in Oesterreich, wo mit dem Tode Leopolds I. und während der kurzen Regierungszeit Josephs I. (1705—1711) Konflikte

mit Rom entstanden, die zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen und sogar zu einer Banndrohung führten, welche letztere aber ohne Wirkung blieb. Auch unter Karl VI. (1711—1740), der Rom gegenüber wieder sehr willfährig sich zeigte, konnten die Jesuiten ihre ehmalige mächtige Stellung nicht mehr zurückerobern, die sie vom Ende des 16. Jahrhunderts an seit der Thronbesteigung Rudolfs II. (1576) eingenommen hatten. Auch unter Karl VI. wurden die Klöster scharf überwacht und die Uebergriffe der römischen Kirche kräftig zurückgewiesen.

Schon in den Jahren 1721—1724 hatte die Regierung von Luzern bei kleineren Anlässen ihre Neigung gezeigt, der Anmaßung der Kirche Schranken zu setzen. In den Jahren 1725 und 1726 trat jedoch in Luzern ein Ereigniß ein, das eben so sehr als ein Vorläufer jener oppositionellen Bewegung des aufgeklärten Absolutismus des 18. Jahrhunderts, der Hierarchie und den Jesuiten entgegen betrachtet werden darf, wie der Sonderbundskrieg ein Vorläufer der allgemeinen Freiheitsbewegung der europäischen Völker von 1848 war. Wir meinen den bekannten Udligenschwilerhandel, in welchem die wichtige Frage auftauchte, ob katholische Geistliche in ihrer Eigenschaft als Staatsbürger und bei nicht kirchlichen Vergehen unter dem einheimischen oder als Kirchendiener unter dem fremden Richter stehen sollten, der in Fällen von Widersetzlichkeit gegen die Staatsgesetze und Behörden dieselben gegen die Staatsgewalt zu schützen und vor Strafe zu bewahren vermöge. Dem vehementen Auftreten der päpstlichen Repräsentanten gegenüber, die sogar mit dem Kirchenbann drohten, hielt sich die Regierung von Luzern mannhaft und bewirkte sogar gegen allfällige Bestechungsversuche, denen vielleicht manche verarmte Patrizier unterlegen wären, den Rathsbeschluß, das alte staatliche Recht aufrecht zu erhalten und jeden Dawiderhandelnden vor Gericht zu ziehen. Auch die Bürgerschaft von Luzern erließ

ein kräftiges Vertrauensvotum an die Regierung, die ihrerseits Zürich und Bern zum eidgenössischen Aufsehen mahnte.

Aber auch auf Seite der übrigen katholischen Stände machte dieser Streithandel großes Aufsehen, und schon am 15. November 1725 fand an der Treib, Brunnen gegenüber, eine Konferenz von Abgeordneten der drei Urkantone und von Zug statt, welche Luzern schriftlich ihre Vermittlung anerboten.[162] Von besonderer Wichtigkeit war aber die vom 14. bis 18. Mai 1726 in Luzern stattfindende Konferenz der acht katholischen Orte, die aus Anlaß des Udligenschwiler-Handels zusammenberufen worden war und vor welcher die Repräsentanten Luzerns erklärten: „daß ihr Stand an folgenden zwei Punkten unentwegt, was auch je für Drangsale über ihn kommen würden, festhalte:

1) daß der Stand Luzern berechtigt sei, jeden Geistlichen vor sich zu berufen, und daß dieser schuldig sei, vor ihm zu erscheinen und das landesherrliche Wort ehrerbietig anzuhören;

2) daß er einen auf solche Berufung ungehorsam ausbleibenden oder sonst aufrührerischen, unruhigen und injurioſen oder den landesherrlichen hohen Rechten eingreifenden oder unter was andrem gerechten Titel diffidaten und unvertrauten Geistlichen aus dem Lande schaffen könne".

Von diesen zwei Sätzen, „den Grundsäulen und Vestenen", werde Luzern um so weniger „sich schellen noch trennen lassen", da jeder „von Gott allein abhangende Fürst, Herr und Stand dieser Befugsame berechtigt sei". Die luzernische Gesandtschaft sprach noch den Wunsch aus, die andern Orte möchten diesen Handel als einen auch sie betreffenden ansehen, da es sich um eine von der oberherrlichen Hoheit unzertrennliche Sache handle, welche man sich nicht „liederlich aus Handen reißen lassen dürfe". Die übrigen Gesandten konnten sich noch nicht zur vollen Theilnahme an der energischen Haltung Luzerns entschließen, machten in ihren Gegenvorstellungen auch darauf aufmerksam, „wie all-

bereit das Schiff schon weit vom Lande sei", stellten vermittelnde Vorschläge und beschlossen, den Papst in einem ehrerbietigen Schreiben zu ersuchen, er möchte „Luzern in Gnaden ansehen."[162] Auch an der im Juli d. J. stattfindenden gemeineidgenössischen Tagsatzung kam die Sache in einer eigens zu ihrer Behandlung angesetzten Konferenz der katholischen Abgeordneten zur Sprache. Nachdem die Gesandten sich dahin ausgesprochen hatten, die Antwort von Rom auf ihr Schreiben abwarten, zugleich aber auch den Entwurf zu einem „nervösern und kräftigern" Schreiben der Versammlung vorlegen zu wollen, im Fall das erste die gewünschte Wirkung nicht haben sollte, erhoben sich die Repräsentanten Luzerns und erklärten durch den Mund ihres ersten Gesandten: „daß sie, im Hinblick darauf, daß man weder gemeinsame Sache machen, noch vor Ankunft der Antwort eine neue kräftige Recharge an Rom wolle abgehen lassen, einen Expressen nach Haus senden werden, damit ihre Obrigkeit nach eigener Konvenienz ihre Gerechtsame und ihr Ansehen aufrecht erhalte, und nicht die ganze Welt sage, nun sehe man, daß Luzern mehr gethan habe, als es befugt gewesen sei".[164] Nachdem die luzernischen Abgeordneten auf diese Erklärung hin den Saal verließen, vereinigten sich die übrigen Gesandten „im Hinblick auf die weitaussehenden Folgen" dahin, ein neues kräftiger lautendes Schreiben an den Papst zu erlassen, welches „Luzerns Anliegen und Begehren womöglich angemessen sei". Da auch dies zweite Schreiben an den Papst nicht den gewünschten Erfolg hatte, fand im November wieder eine Konferenz von sechs katholischen Orten mit katholisch Glarus in Luzern statt, bei welcher die Deputirten nun auch ihrerseits die entschiedene Erklärung abgaben, daß auch sie das Recht der Vorberufung und in schweren Fällen selbst das Recht der Ausweisung wie Luzern in Anspruch nähmen, worauf noch der Beschluß gefaßt wurde, ein drittes in diesem Sinne zu haltendes Schreiben an den Papst zu erlassen. Auf

diesen Beschluß hin sprach Luzern die Hoffnung auf baldige Erledigung dieses Geschäftes aus, und daß „dieses veräftete Holz einmal spalten werde", da man wisse, „daß auch der König von Frankreich durch seinen Minister Kardinal Polignac, der Kaiser durch den Kardinal Cienfuegos den Papst dahin zu vermögen suchen, mit den Extremitäten einzuhalten und die weltliche Obrigkeit in ihren Souveränetätsrechten ungekränkt zu lassen". [165]

Durch Vermittlung Frankreichs und des Kaisers wurde der Streit denn auch wirklich dahin ausgeglichen, daß der strafbare Pfarrer entsetzt blieb und seine Gemeinde ermächtigt wurde, einen anderen Pfarrer wählen zu dürfen. Die angebotene päpstliche Absolution wurde dagegen vom Rathe von Luzern mit der Bemerkung abgelehnt, daß „der Rath dieselbe nicht zu bedürfen glaube".

Auf solchem gereinigten Boden sproßte nun rasch eine in sehr entschiedenem Geiste gehaltene Literatur auf, welche kräftig für die Rechte des Staates den Anmaßungen der Kurie gegenüber in die Schranken trat. Schon 1726 erschien die anonym herausgegebene Schrift »Lucerna lucens«, [166] in welcher in satyrischer Weise die Kunstgriffe des römischen Hofes, die Weltlichen zu beunruhigen und zu unterdrücken, aufgedeckt und aus der heiligen Schrift, den Kirchenvätern und den in der Schweiz üblichen Rechten nachgewiesen wurde, daß der weltlichen Obrigkeit das Recht zustehe, Geistliche vor ihr Gericht zu ziehen und sie zu strafen. Die Einführung dieser Schrift wurde noch vor Beendigung des Handels zwar verboten, die Sache triumphirte jedoch.

Nach kaum 20 Jahren rief das zuchtlose Benehmen zweier spanischer Mönche gegenüber einer Entlibucherin einen neuen Konflikt hervor, in welchem die Regierung wiederholt den im Udligenschwiler-Handel eingenommenen Standpunkt behauptete.

Für uns gewinnt diese Angelegenheit noch ein höheres Interesse, da sie ein Mitglied des kleinen Rathes von Luzern, den Patrizier Franz Urs von Balthasar veranlaßte, mehrere Streitschriften herauszugeben, die jedoch nur als Manuscript zirkulirten und in denen er nachwies, daß die Regierung von Luzern, wenn sie vor den Anfechtungen der Nuntiatur nur einmal zurückweiche und dieselbe auch nur einen Fuß breit Boden gewinnen lasse, später aller hergebrachten Freiheiten und Rechte verlustig gehen müsse.

Solche Zustände und Erscheinungen erklären die Entstehung von Charaktergestalten unserer Zeit wie derjenigen eines Kasimir Pfyffer und anderer Gesinnungsgenossen im Kampfe gegen den Ultramontanismus, als ächte Nachkommen jenes thatkräftigen Patriziats.

Diese kräftige Haltung wirkte auch in die Nachbarschaft hinüber, und als innerlich nahe verwandt mit den berichteten Vorgängen erscheint ein 1758 gegen den Antrag des Statthalters Augustin Joseph von Reding gefaßter Beschluß der Landesgemeinde von Schwyz. Obwohl Reding, dessen Absicht dahin ging, die Jesuiten in's Land berufen zu lassen, zur Stiftung der Kirche und des Kollegiums sein eigenes Haus Wiesen Güter und 80,000 Gulden Kapital anbot, wurde dieser Antrag von der Landesgemeinde abgelehnt und unter Androhung der schärfsten Strafen Jedem verboten, künftighin solche Vorschläge zu bringen, ein Reflex jener allgemein jesuitenfeindlichen Stimmung, welcher die Ausweisung der Jesuiten aus manchen europäischen Staaten und schließlich sogar die bekannte Aufhebung des Ordens durch Clemens XIV. folgte.

In diese Zeit zwischen 1758 und 1777 fällt nun eine literarische Erscheinung, welche als der prägnanteste Ausdruck dieser allgemein verbreiteten Regung staatlicher Selbständigkeit im Verhältnisse zu den hierarchischen Tendenzen, wie sie in der Schweiz

Boden zu fassen suchten, angesehen werden muß. Im Jahre 1768 erschien nämlich anonym die von dem luzernischen Seckelmeister Felix Balthasar (dem Sohne des uns schon bekannten Franz Urs Balthasar) verfaßte, in Zürich gedruckte Schrift: »De Helvetiorum Juribus circa Sacra«,[167] deren Erscheinen allgemeines und außerordentliches Aufsehen erregte, da sie eben so sehr durch gründliche, urkundliche Kenntniß der Geschichte und Rechtsverhältnisse, wie durch ihren Freimuth und den Geist männlicher Entschlossenheit sich auszeichnete. Der Gegenstand war im Grunde der gleiche, wie in den Denkschriften des älteren Balthasar, nur war derselbe hier viel umfassender und in einer solchen Weise behandelt, daß diese Schrift ein eigentliches Programm der Politik der schweizerischen Regierungen in ihrem Kampfe gegen den Ultramontanismus ward. Obgleich die Schrift schon im Februar 1769 vom Ketzergerichte in Rom verdammt wurde, blieben die nach Unterdrückung derselben hinzielenden Bestrebungen des Bischofs von Konstanz vergeblich und die Schrift wurde sogar ins Französische und Italienische übersetzt.

An der Hand von Tagsatzungsbeschlüssen, früheren päpstlichen Erklärungen, geschichtlichen Thatsachen, alten Verträgen ꝛc. wurde hier die Macht der Kirche rein auf geistliche Angelegenheiten eingegränzt und alles, was nicht mit dem Dogma und Kultus zusammenhängt, der weltlichen Obrigkeit untergeordnet. Zugleich unterwarf Balthasar auch die Intriguen der römischen Kurie, der päpstlichen Legaten und Nuntien einer scharfen Kritik und wies die mannhafte Haltung katholischer Schweizerregierungen den vielfachen hierarchischen Uebergriffen gegenüber in pikanten Beispielen mit unverholenem Behagen nach, wobei auch der Udligenschwiler-Handel gebührende Erwähnung fand. Mit gerechtem Stolze berichtet Balthasar und Andere, daß die Schweiz der Einführung der Jesuiten siegreich sich entgegenstemmte und erzählt

die hübsche Geschichte,[168] daß ein Abgeordneter der katholischen Kantone den Abgesandten des Bischofs von Konstanz, der sich in einer der vielen Streitigkeiten alle Mühe gab, in langen Tiraden beweisen zu wollen, der Papst sei die einzige Obrigkeit für die Geistlichen, mit der lakonischen Antwort abfertigte: „Ich finde bei allem dem keinen Grund einer Ausnahme, keinen Grund, sage ich."

Am Schlusse seiner denkwürdigen Schrift erläßt Balthasar noch folgende ernste Mahnung:[169]

„Laßt uns behaupten, die geist- und weltliche Politik erfordere, eine jede Nation bei ihren Gebräuchen und Souveränetätsrechten verbleiben zu lassen. Und eben darum mag wahr sein, was man sagt, Rom habe vormals seinen in die Eidsgenossenschaft abgeordneten Legaten immer zum Voraus empfohlen: »bisogna lasciar gli Svizzeri negli loro usi ed abusi.« das ist, man muß in Gottes Namen die Schweizer bei ihren Gebräuchen und Mißbräuchen verbleiben lassen. Und in der That, das wird das beste Mittel sein, zu verhüten, daß man nicht auch gegenseitig Anlaß nehme, allerhand Mißbräuche in nähere Betrachtung zu ziehen und nach den Umständen abzuthun oder zu verbessern".

Mit dieser Schrift des jüngeren Balthasar schließen wir die Reihe jener literarischen Erscheinungen, in denen die Zustände unseres Vaterlandes während der wichtigsten Periode des aristokratischen Regiments einer eben so vielseitigen als scharfen Kritik unterworfen wurden, um auf jene schon in der Einleitung angeführte Schrift überzugehen, in welcher alle Klagen Hoffnungen und Bestrebungen patriotisch gesinnter Männer wie in einem Brennpunkte sich sammelten, der aber bald zu einem geistigen Mittelpunkte sich umgestaltete, von dem aus der tiefgesunkene Geist der Nation zu neuen kühnen Flügen sich erheben sollte.

thätigſten ſeiner Schüler waren, in literariſchen Miſſionen nach Deutſchland verwendete, wodurch Bodmer gleichſam in perſönliche Verbindung mit den tüchtigſten deutſchen Schriftſtellern jener Tage treten konnte, unter denen ſich auch der junge Leſſing befand, der Mitglied eines von Schultheß in Berlin geſtifteten literariſchen Klubs war. Die nächſten Früchte dieſer Beſtrebungen waren aber vorwiegend literariſcher Natur, abgeſehen davon, daß ſie die längeren Beſuche Klopſtocks und Wielands in der Schweiz zur Folge hatten. Aber auch für die Entſtehung der Helvetiſchen Geſellſchaft ſollte dieß Verhältniß Bodmers zu ſeinen jüngern Freunden, beſonders zu dem feurig ſtrebſamen, begeiſterten Dr. Hans Kaſpar Hirzel von großer Bedeutung werden.

Zweites Buch.

Die helvetiſche Geſellſchaft des achtzehnten Jahrhunderts.

1. Patriotische Träume.

Im Spätsommer des Jahres 1758 erschien eine Flugschrift unter dem Titel:

„Patriotische Träume eines Eidgenossen von einem Mittel, die veraltete Eidgenoßschaft wieder zu verjüngen. Freistadt, bei Wilhelm Tells Erben."

Diese anonym in Basel erschienene Schrift ist ein literarisches Zeugniß jener Zeit, in welchem sowohl die Klage über die Gesunkenheit der öffentlichen Zustände, als der in manchen Herzen stürmisch gährende Drang nach einer gründlichen Verbesserung derselben den vollständigsten und gewaltigsten Ausdruck fand. Hier handelte es sich nicht mehr um diesen oder jenen faulen Punkt, der vereinzelt von den verschiedensten Seiten her schon seine Kritik gefunden hatte, sondern um eine energische Zusammenfassung der Grundübel der Zeit, wie um den Vorschlag einer radikalen Heilung derselben, freilich nicht auf gewaltsamem Wege, sondern durch das friedliche Mittel einer gesunden nationalen Bildung, ein Standpunkt der, wie wir sehen werden, auch der maßgebende bei der Gründung der Helvetischen Gesellschaft ward. Der Eindruck, welchen diese Schrift schon in den ersten Tagen ihres Erscheinens in allen reformfreundlichen Kreisen machte, war ein überwältigender und der Inhalt dieser Schrift bildete lange Zeit den Hauptgegenstand der Korrespondenz des schon erwähnten Freundeskreises, von welchem der „Traum" massenhaft angekauft und vertheilt wurde. Die bedeutendste Wirkung dieser Schrift war jedoch, daß sie, wie wir unten sehen werden, den unmittelbaren Anstoß zur Stiftung der Helvetischen Gesellschaft gab.

Als Verfasser dieser „Träume" bekannte sich in engern Kreisen, was schon den Zeitgenossen bekannt war, einer der angesehensten Eidgenossen jener Zeit, der von uns schon erwähnte greise Franz Urs Balthasar, Mitglied des kleinen Rathes (d. h. der Regierung) von Luzern. Balthasar hatte den Bildungsgang der katholischen Patrizier jener Zeit an Jesuitenschulen und in auswärtigem Kriegsdienste gründlich mitgemacht und kehrte dann in die Heimat zurück, wo er bald nach seiner Ankunft sein erstes staatsmännisches Probestück im Udligenschwilerhandel glänzend ablegte. Balthasar durchlief alle Stufen der luzernischen Beamtenhierarchie und erwarb sich außerdem als Mitglied des Ennetbirgischen Syndikats den an dieser Stelle so überaus seltenen Ruf eines aufgeklärten und unbestechlichen Rechtsprechers.[1]

Was nun die schriftstellerische Thätigkeit Balthasars betrifft, so erwähnt Leu[2] eilf verschiedene Schriften, die aus seiner Feder flossen, von denen aber keine auch nur entfernt die Bedeutung erlangte, wie der „Patriotische Traum", den Balthasar in seinem sechsundfünfzigsten Jahre schrieb (1744). Da aber Balthasar diese Schrift wie alle seine übrigen Arbeiten „bloß zu seinem eigenen und einiger Freunde Vergnügen aufgesetzt und nie zum Druck bestimmt" hatte, wie Haller erzählt,[3] so würde sie wohl noch lange Zeit, vielleicht immer im Verborgenen geblieben sein, wenn nicht einer der edelsten und gebildetsten Schweizer jener Zeit, Rathschreiber Isaak Iselin von Basel, der zugleich einer der rastlosesten Vorkämpfer für politische und humane Bildung war, sie dem Dunkel entrissen hätte. Balthasar hatte nämlich das Manuscript seinem Freunde, dem bernischen Landvogt Engel, zugeschickt, der dasselbe in seiner Freude über den kernigen Inhalt dem ihm nah befreundeten Iselin anvertraute. Iselin, auf's Tiefste ergriffen von dem Ideenreichthum und der hochpatriotischen Gesinnung, die aus jeder Zeile sprach, ließ das Manuscript sofort drucken und versandte die Exemplare an seine Freunde,

unter denen Bodmer dann die Verbreitung in noch weitere Kreise übernahm.[4] Es ist sehr bezeichnend für die damaligen Zustände, daß der Druckort (Basel) auf dem Titelblatte nicht genannt werden durfte, wie es anderseits ein ebenso charakteristischer Zug ist, daß als Verleger „Wilhelm Tells Erben" angeführt wurden, eine Firma, die nur in Oppositionsartikeln Geschäfte zu machen pflegt.

Der entschieden oppositionelle Charakter dieser Schrift tritt denn auch an verschiedenen Stellen sehr deutlich hervor, nirgends kräftiger als in jenen Zeilen, in denen Balthasar von den finanziellen Opfern spricht, die zur Durchführung seiner Reformvorschläge nöthig waren, wobei Balthasar in die bittere Klage ausbricht:[5] „Wenn wir die Bewandtnuß gegenwärtiger Umstände mit Aufmerksamkeit betrachten wollen, wie weit wir vom Land gestoßen und die Republik gleich einem Schiff fortgerissen und dem Abgrund zugeführt wird, jedermann dem Ruder zueilen sollte, um dem Schiffe eine andere Lenkung beizubringen, wenn man nicht mit Willen und Vorsatz dasselbe dahin leitet, daß es an den Schroffen und Felsen der Uneinigkeit, des Mißtrauens, des Eigennutzes und der Parteilichkeit anpralle, strande und in Trümmer gehe; sollte Niemand sich weigern, etwas von des Staates Einkünften, ja von seinen eigenen aufzuopfern, um das Vaterland vor dem Umsturz zu bewahren.

„Man kann ja fast mit Händen fühlen, daß wir dem Ende unserer Freiheit und dem völligen Verfall ganz nahe sind. Wir sehen die alte Tapferkeit versunken, die Ehre der Nation verflogen, die Armuth eingedrungen, um so mehr, als Pracht, Uebermuth und Verschwendung sich emporschwingen; das gute Einverständniß in den Tagsatzungen verkehrt sich in Zurückhaltung und Zerrüttung; so viel Köpfe so viel verschiedene Meinungen von keinem Zusammenhang. Nur die guten Gesinnungen Weniger thun dem Geiste des Eigennutzes Einhalt; die Gerechtigkeit selbst

muß sich oft geschändet sehen und zwar öfters von Solchen, welche als Väter des Vaterlandes ihr starke Hand bieten sollten."

Der wesentliche Inhalt und die Tendenz dieser Schrift beruht auf dem Vorschlage einer Erziehungsanstalt für junge Patrizier, in welcher sie zu tüchtigen Bürgern und Staatsmännern herangezogen werden sollten. Jeder Kanton sollte zehn junge Leute stellen, die einen dreijährigen Unterricht durchzumachen hätten. Die Einschränkung auf patrizische Jugend betont Balthasar nachdrücklich in den Worten:[6] „Verstehe auch dieses nur von solchen Kindern, deren Eltern in Ehren und Aemtern sitzen oder die von solchen abstammen und Hoffnung haben, auch zu den Ehrenstellen zu gelangen." Und erst nachträglich schleicht sich noch der Zusatz ein: „oder endlich auch solche, die eine besondere Fähigkeit von sich blicken lassen, daß sie dem Vaterland nutzliche Dienste zu leisten könnten angeführt werden". Man sieht, daß Balthasar hier von der gleichen gesunden Ansicht wie die englische Aristokratie ausging, die sich nicht scheute, tüchtige Bürger in ihre Reihen aufzunehmen.

Als erstes Motiv zur Begründung seines Vorschlages führt Balthasar die schlechte Erziehung der jungen Patrizier an, welche er folgendermaßen schildert:[7] „Wir sehen täglich, wie bei aller Sorgfalt die Väter in der Vorbildung ihrer Söhne sich betrogen finden; maßen nur allzuoft anstatt eines wohlgesitteten, ehrbaren, gelehrten jungen Menschen ein Idiot, ein Sprachverderber, ein mit ausländischen Lastern angefüllter Bursche, ein Saufbruder, ein Galantisirer, ein Großsprecher und Aufschneider gebildet worden, dessen ganze Kunst darin besteht, jenes Gut zu verschwenden, so in dem Lauf eines ganzen Jahrhunderts durch seine Voreltern mit saurer Müh, Arbeit und Sparsamkeit wie von sorgfältigen Ameisen zusammen getragen worden; und bleibt ihm nichts als: Hans über Meer, Hans wieder nach Haus. Dies sind mehrentheils die Früchte, so die Jugend in fremden Ländern sammelt,

nebst dem daß, was der junge Hänsel gelernt, der alte Hans nicht mehr lassen noch sich davon entwöhnen kann, welches die Thüre ist, dadurch Pracht, Hoffart, Schwelgerei und Ausgelassenheit in das Land schleichen, sich festsetzen und nicht mehr auszubannen sind, welche denn einen großen Theil der Burger, ja ganze Städte in den Bettel und das Elend jagen."

Vortrefflich geißelt Balthasar die zwecklose Vielwisserei, welche der Unterricht jener Zeit anstrebte, in folgenden Worten: „Was nützet uns, wenn wir lediglich in aller Zierlichkeit hersagen können, wie viel Gold Peru, wie viel Silber Potosi Spanien eintrage; wenn wir wissen, wie zahlreich die französischen Kriegsheere, wie viel Herzogthümer in Deutschland, wie weitschichtig Moskau, wie stark die Ottomanen, wie volkreich China, wie streitbar Persien, wie mit einem Wort die ganze Welt beschaffen; wenn hingegen uns unbekannt bleibt, in welchen Dingen die wahre Kraft, Saft und Macht der Eidsgenossenschaft besteht, wenn wir Fremdlinge in unserm Vaterland, dessen Geschichte und Staatskunde sind und wenn wir von Allem außert von dem was uns am nächsten berührt häufige Proben einer großen Belesenheit und eines trefflichen Gedächtnisses an den Tag legen." Diese Bemerkung paßt noch ganz vortrefflich auf unsere Tage, in welchen der studirenden Jugend alles mögliche Wissen eingetrichtert wird, nur nicht die Kenntniß der Geschichte und Zustände des Vaterlandes.

Indem nun Balthasar als hauptsächlichen Unterrichtsgegenstand an einer solchen Anstalt die Staatswissenschaften bezeichnet und überhaupt nichts Anderes in den Unterrichtsplan aufnehmen will „als was der Wohlfahrt des Vaterlandes ersprießlich", schlägt er mehrere Lehrfächer vor, die hier der Reihe nach angeführt werden sollen, theils um der Bedeutung willen, welche der jeweilige Gegenstand an sich ansprechen darf, theils wegen der Bemerkungen, welche Balthasar an sie anknüpft und besonders

auch um der Streiflichter willen, welche dabei auf die öffentlichen Zustände jener Zeit fallen.[8]

Als ersten Unterrichtsgegenstand fordert Balthasar die Kenntniß der eidgenössischen Bünde. „Es würde ihnen fest als ein Grundsatz einzuschärfen sein, diese Bünde genau zu beobachten; ferner daß an deren Aufrechthaltung einzig und allein das Heil, die Wohlfahrt, der Bestand aller schweizerischen Staaten unmittelbar abhange; daß die Orte gleich einer Kette von so vielen Gliedern und Ringen, wenn man eines nach dem andern lasse ablösen, also auch die Stände nicht mehr einen Leib, sondern nur einzelne schwache Glieder ausmachen werden. Man müßte ihnen nachdrücklich einprägen, sich von diesem Hauptsatz niemals zu entfernen noch abwendig machen zu lassen, unter was Schein, Vorwand, Einstreuung, Nutzen, Versprechen, Regio, Religio, ja was immer erdacht und erklügelt werden mag, denn einmal gefehlt immer gefehlt; weil ein Ort für das andere, ein Mann für den andern stehen, leben und sterben soll." Es läßt sich begreifen, wie bei der herrschenden Zersplitterung und selbstsüchtigen Abschließung der damaligen Kantone in ihre Sonderinteressen diese patriotischen Worte, welche in so energischer Weise noch nie ausgesprochen worden waren, den wärmsten Beifall vaterlandsliebender Männer finden mußten.

Neben der Kenntniß der eidgenössischen verlangt Balthasar auch diejenige der auswärtigen Bünde, wobei er jedoch eifrig vor der Abschließung von Offensivbündnissen warnt, so wie er dabei warm an's Herz legt, aufmerksam darüber zu wachen, „daß, wann fremde Fürsten den Inhalt, Sinn und Verstand der Bünde zu überschreiten suchten, selbigen der gebührende Einhalt gethan und dergleichen Unternehmen bestmöglich behindert werden mögen, wenn schon einträglich scheinende Kriegsdienste, Gnadengelder oder andere den Eigennutz lockende Vortheile ein Anderes anrathen sollten".

Mit aller Energie spricht sich Balthasar gegen den fremden Söldnerdienst aus und gegen die Abhängigkeit vom Ausland, in welche die schweizerischen Regierungen durch das herrschende Bestechungssystem geriethen. So sagt er: „Man kann dergleichen Sachen (Entscheidung über fremde Bündnisse) gar nicht in die Willkür der in Kriegsdiensten stehenden Offiziers setzen; denn diesen ist gemeinlich nichts als ihre eigene Beförderung angelegen. Sie ergeben sich einer freien ungezäumten Lebensart; sie schätzen der Fürsten Gnade weit höher, als das Wohlsein des Vaterlandes. Ja, wenn man sie nicht überzeugt, daß die Strafe dem Verbrechen auf dem Fuße nachfolgt und sie also mit Ernst in den Schranken der Gebühr hält, kann man gewiß versichert sein, sich in kurzer Zeit in Jammer und Elend versunken zu sehen." Balthasar's Streben geht überhaupt dahin, den Abschluß von Bündnissen und Militärkapitulationen mit fremden Mächten möglichst zu verhindern und zu beschränken, indem er verlangt, daß die Jugend mit allen diesen Bündnissen vertraut gemacht werde, und daß ernstlich untersucht werden solle, „ob sie alle mögen neben einander unanstößig bestehen, oder ob eines das andere durchlöchere. Ob die Eidgenossenschaft so reich an Volk, daß aus den Freiwilligen so viele Kriegsdienste mit Ehren und Nutzen des Staats können erzwungen werden? Ob aus den Traktaten könne erzwungen werden, daß die Schweizer offensive dienen müssen, als welches den verdammlichen Anlaß gibt, daß um einen liederlichen Sold ein Eid- und Bundsgenoß, ein Nachbar, ein Bruder den andern, anstatt sein Leben für ihn auszusetzen, mit Mord und Tod verderben darf und muß".

Als weiteren Gegenstand dieses politischen Unterrichts bezeichnet Balthasar die Kenntniß der „besonderen und inneren Beschaffenheit jedes Staats, ferner einiger Abschiede, durch welche insonders tapfermüthige Entschlüsse zur Rettung der Ehre oder

des Wohlseins des Vaterlandes, den die Defensionalia und was sonst noch für heilsame Verordnungen berathschlagt worden."

Besonders wichtig und sehr bezeichnend für die Rechtszustände wie für den Nepotismus jener Zeit ist der folgende Punkt: „In dem letzten Jahr sollte ihnen dann ein vollständiger Unterricht ertheilt werden, wie man in richterlichen und Raths-Versammlungen ehrerbietige doch unerschrockene Vorträge thun müsse; wie die Prozesse nach jeden Orts-Rechten zu beurtheilen... Ihnen sollte deutlich beigebracht werden, wie es nicht nur darum zu thun sei, daß man sich mittelst Glück, Verwandtschaft und Kredit zu ansehnlichen, wichtigen und einträglichen Aemtern eindringe, sondern daß man auch mit genugsamem Eifer, Kräften, Tüchtigkeit und Fähigkeiten begabt sei, selbige gehörig zum Wohl des Vaterlandes und zum Trost der anvertrauten Angehörigen zu versehen; maßen der große Gott dereinst strenge Rechenschaft fordern wird, wenn durch Trägheit, Untüchtigkeit oder Vernachlässigung, es sei dem gemeinen Wesen insgesammt oder denen, welche es angeht insbesonderer Nachtheil oder Bedrängniß zuwachset; wenn solche Personen die Anliegen und Beschwerden der Wittwen, Waisen, Armen, Bedrängten nicht beherzigen, Alles auf die lange Bank schieben, sie vernachlässigen und ihr Recht nicht vertheidigen noch retten. Denn Gott hat sie als Väter solcher armen, nothleidenden Personen gesetzt. Er wird genau erforschen, ob sie ohne Ansehn der Person dem Armen wie dem Reichen, dem Geringen wie dem Vornehmen Recht haben angedeihen lassen oder aber ob Miet und Gaben, ob Versprechungen und zeitliche Absichten, ob Kredit und Menschenfurcht das Triebrad ihrer Handlungen gewesen. Er wird ergründen, ob in Austheilung der Ehrenstellen und einträglicher Aemter Gelehrsamkeit, Verdienste und gerechte oder unlautere Absichten und Menschengunst die Oberhand gewonnen und in Betrachtung gezogen

worden und endlich ob man dasjenige gewissenhaft gehalten, wozu man durch theure Eide sich gegen ihn verpflichtet".

Auch über das Benehmen der Oberen gegenüber ihren Unterthanen findet Balthasar eine ernste Mahnung am Platze und er sagt hierüber: „Neben dem soll dieser Jugend auch ein freundliches und liebreiches Betragen und Umgang mit Jedermann eingepflanzt werden. Solches erwirbt den obrigkeitlichen Personen die völlige Liebe ihrer Unterthanen, es erfüllet dieser Herz mit Freude und mit einem kindlichen Zutrauen gegen ihre Vorgesetzte, sonderlich da sie vergwissert sein können, es werden dergleichen Untergebene zu allen Zeiten Lieb' und Leid mit ihnen tragen, ja ihr Leib und Leben, Gut und Blut für sie auszusetzen sich nicht weigern; da hingegen ein sprödes, zurückhaltendes, oft hartes und all zu herrschsüchtiges Betragen sie zwar in Furcht setzt, zugleich aber ein Mißtrauen und Abneigung gebiert, wenn sie nur mit Zittern und Schrecken ihrem Obern sich nähern können, wenn sie ihn um Hilfe, Schutz und Rath bitten wollen, ja wohl oft sein hohes, majestätisches und verächtliches Gesicht sie zum Voraus einer unbeliebigen Antwort versichert". Wie wohlbegründet diese Mahnung und wie prophetisch diese Worte Balthasar's waren, das zeigt in höchst eindringlicher Weise die Geschichte des Untergangs der alten Schweiz.

Besondere Berücksichtigung, auch von Seite der Staatsmänner von heute, verdient es, daß Balthasar als ein Hauptbedingungsmittel vor Allem die Kenntniß der Schweizergeschichte, wie auch der allgemeinen Geschichte betont. In hochberedeter Weise schildert er zugleich den wohlthätigen Einfluß eines lebendigen, geistvollen Geschichtsunterrichtes und bemerkt dazu: „Auf diesen Grundsatz hin bauend, würden diese jungen Leute hell wie in einem Spiegel sehen, daß man schnödes Geld und Verehrungen, große Versprechen, eitle und ehrgeizige Erhöhungen und dergleichen reizende Versuchungen herzhaft verachten und von der Hand weisen solle,

so ihren Glanz und Schimmer durch ganz Europa zu unserem ewigen Ruhm ausbreiten würde.....

„....Alle in dieser Staatsschule Erzogenen würden einander von Jugend an kennen lernen; auf Tugend gegründete Freundschaft erlöscht niemals. Der Rathsglieder gute Gesinnung unter sich würde sich aber auch auf die Orte selbst erstrecken und also die erste und edelste eidgenössige Absicht der Bünde, für einander zu leben und zu sterben, eines des andern Nutzen zu fördern und Schaden zu wenden, würde wiederum zum Leben erweckt und die erstarrte Liebe und Einigkeit wieder erwärmt in einem aufrichtigen Freundschaftseifer auflodern. Eine solche Einigkeit unter den Eidgenossen wird alsbald uns wieder auch bei auswärtigen Fürsten die alte Achtung erneuern und uns ihnen schätzbar machen, die uns jetzt als kleine Theile eines sonst nicht zu verachtenden Ganzen mit Nachlässigkeit und Geringschätzung behandeln und auch der Umgang der Herren Botschafter würde sodann freundlich und liebreich, nicht mehr drohend und vorschreibend sich erzeigen".

Das war ein großes zukunftsreiches Wort in kleiner selbstsüchtiger Zeit, um so wirksamer bei Allen, die eine Regeneration des herrschenden Geschlechtes, und damit, wie sie hofften, des ganzen Vaterlandes, anstrebten, als es von solchem Manne verkündigt wurde. Wie tief auf dieser Seite Balthasar's „Rede an die Nation" empfunden wurde, wie mächtig der Gedanke und der Wunsch, seine Ideen zu verwirklichen, sofort von verschiedenen Seiten her sich zu regen begann, davon zeugt die Thatsache, daß bald, sehr bald nach dem Erscheinen der „Patriotischen Träume" Wieland, der sich damals in Zürich aufhielt, [19] und Bodmer [11] zwei in gleichem Geiste gehaltene Flugschriften herausgaben, in denen sie sich bemühten, die Idee Balthasar's selbständig zu verarbeiten und theilweis zu ergänzen, wie auch die helvetische Gesellschaft Balthasar's Plan völlig adoptirte

und ihn an die Spitze ihres dritten Heftes stellte, welches die Abhandlungen der Zusammenkunft von 1765 enthält. Zunächst sollten jedoch Balthasar's eben so große als fruchtbare Ideen freilich nur „Träume" bleiben. Die herrschende Aristokratie war im Ganzen so verdorben und jedes kräftigen, innern Aufschwungs unfähig, daß sie den großen Plan Balthasar's mit vornehmem Achselzucken ablehnte. War sie ja nach den offiziellen Ansichten der Inbegriff aller Weisheit, Güte und Vortrefflichkeit. Leider zeigten sich auch jene Worte als durchaus wohlbegründet und richtig, welche in dem wohl von Iselin geschriebenen Vorworte enthalten sind, und die folgende schlimme Ahnung aussprechen: „Wir leben in einer Zeit und in einem Lande, wo ein jeder seichte Kopf und auch oft ein Jeder, der nichts weiteres gelernt hat, als fünf und vier macht neun, nehmt zwei davon, bleibt sieben, sich die Freiheit herausnimmt, Alles was gut und gemeinnützig ist, für chimärische Einfälle, platonische Republiken und abgeschmacktes Schulgeschwätze auszugeben, und wo das seinen eigenen Vortheil mißkennende Publikum solchen Leuten mehr Gehör gibt, als jenen Wahrheiten, welche die Weltweisen und die ächten Staatsmänner aller Zeiten und aller Völker für unbestreitbar ansehen und angesehen haben". Doch läßt der Herausgeber dessenungeachtet sich nicht entmuthigen, sondern setzt seine Hoffnung „auf die vielen großen und edlen Seelen, welche unser theuerstes gemeines Vaterland in seinem Schooße noch hegt, die der Freiheit noch würdig und von jener gemeinen Art zu denken weit entfernt sind".

Wohl fanden in den letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts einige Reformen, besonders in Zürich und Bern statt, doch nichts Gemeinsames, energisch Durchgreifendes, und auch das was gethan wurde, kam viel zu spät und hatte keinen weiteren, wichtigen politischen Erfolg, als den rein negativen, daß zwischen dem Patriziate des alten Regime und dem neueren,

gebildeteren, freisinnigeren Geschlecht eine tiefe Kluft sich öffnete, eine Zwiespältigkeit der Ansichten sich ergab, die zu dem im Ganzen sehr ruhmlosen Untergange des patrizischen Regiments nicht wenig beitrug. Für die neuen Menschen auch unter dem Patriziate brauchte es einen neuen Staat. Diesen neuen Staat oder besser, die zu einem solchen Umschwunge erforderliche geistige Bewegung herbeigeführt zu haben, war wesentlich das halbbewußte, halb unfreiwillige Werk der helvetischen Gesellschaft.

Wir haben im Verlaufe dieser Darstellung schon verschiedene literarische Gesellschaften kennen gelernt, die auch politische und historische Fragen in den Bereich ihrer Verhandlungen zogen. Die einen wollten aber nichts weiter als gelehrte Gesellschaften sein, während die Sittenmaler mit einer eben so bescheidenen als kurzlebigen Kritik der bestehenden Zustände sich begnügten. Weit einschneidender und bedeutender waren jene Schriften, die von einzelnen Männern, wie von dem Verfasser der „Heutelia", von Grob, Dr. Scheuchzer, Haller, Muralt ausgingen. Alle diese Schriften waren von großer Wirkung auf die Zeitgenossen und trugen wesentlich dazu bei, daß in einzelnen Kreisen allmälig ein politisches Urtheil, eine kräftige patriotische Gesinnung sich neu zu bilden begann. Alle diese zerstreuten Lichter, die Klagen und Hoffnungen der Patrioten von Graviseth an bis auf Haller und Bodmer zog Balthasar in seinem Traume zu einem energischen Gesammtproteste zusammen und stellte zugleich ein Programm für die patriotischen Bestrebungen der Zukunft auf, in welcher Eigenschaft seine Schrift denn auch von einer neu aus bescheidener Grundlage sich entwickelnden Gesellschaft aufgenommen wurde, die der unmittelbare Vorläufer und geistige Haupturheber unserer politischen Umgestaltung ist, wie sie stürmisch und verworren beim Ende des 18. Jahrhunderts, besonnen und sicher, wenn auch gehindert durch manche Schwankungen und Gegen-

ſtöße in unſerem Jahrhundert ſich vollzog. Um jedoch den Boden, aus welchem dieſe Geſellſchaft hervorſproßte, ganz zu kennen, müſſen wir vorerſt noch eine andere, ſehr intereſſante und charakteriſtiſche Erſcheinung jener Zeit ins Auge faſſen.

2. Die patriotischen Freunde.

Wohl gab es auch in jener trüben Zeit, da jedes kräftige politische Bewußtsein, jedes Streben aufopferungsfähigen Gemeinsinns erloschen zu sein schien, in den patrizischen Kreisen Männer, die in dem warmen, aufrichtigen Wunsche einer Reform der damaligen Zustände sich begegneten. Allein der von den Regierungen und ihren Censurbehörden ausgeübte Druck auf jede Regung eines freien, rückhaltlosen politischen Urtheils erlaubte weder ein offenes Bekenntniß des bestehenden Uebels noch eine offene Wirksamkeit zur Durchführung der als durchaus nothwendig erkannten Reformen. Dagegen standen die meisten Männer, welche dieser Reformrichtung angehörten und besonders die bedeutendsten unter ihnen, wie schon berührt, in einem intim freundschaftlichen Verhältnisse und führten einen sehr lebhaften Briefwechsel. War doch dieser Austausch ihrer Gedanken und Empfindungen in Briefen der einzige Weg, auf dem sie dem Wunsche ihres Herzens über die faule, thatenlose Zeit Luft machen konnten. Auch hier begegnen wir als geistigem Mittelpunkte dieses Kreises wieder Bodmer, der zugleich der Bücherlieferant seiner Freunde war. Der rastlos-thätige, hochpatriotische Charakter des Mannes zeigt sich auch in dieser Richtung in außerordentlicher Weise. Besonders lebhaft war der Briefwechsel zwischen Bodmer, seinem Schüler Dr. Hirzel, Breitinger, Dr. Laurenz Zellweger, Isaak Iselin und Franz Urs Balthasar, welcher Schaar noch manche Sterne zweiter Größe, wie Professor Lauser in Bern, die beiden St. Galler Pfarrer Wegelin und der unselige Stadtschreiber Zörnlin u. a. m. sich anschließen. In diesen Briefen gibt denn

auch das geistige Leben der Zeit in aller Frische und Unmittelbarkeit sich kund, weit vollständiger und treuer, als in unserer Literatur jener Zeit. Besonders interessant in dieser Hinsicht ist die Korrespondenz zwischen Bodmer und dem kaustischen Dr. Laurenz Zellweger, der 1692 geboren wurde. Sein Vater, der als Kaufmann in Lyon angesiedelt war und nur mit Mühe den Dragonaden Ludwig's XIV. entfliehen konnte, errichtete bei seiner Rückkehr die erste appenzellische Leinwandhandlung und starb 1751 im 92. Jahre. Sein Sohn Laurenz genoß seine Jugendbildung in Zürich, wo Dr. Scheuchzer ihn besonders zum Studium der Naturwissenschaften anregte, worauf er sich nach Leyden begab, um seine Studien unter Boerhave fortzusetzen, mit dem er später in unausgesetztem Briefwechsel stand. Nach einer Reise durch Frankreich und Deutschland siedelte er sich in seiner Heimath an, der erste Arzt, welcher nur Rezepte verschrieb, die Medikamente aber in der Hofapotheke des Klosters St. Gallen anfertigen ließ. Neben seinem ärztlichen Berufe widmete sich Zellweger mit ausdauernder Neigung dem Studium philosophischer, historischer und naturwissenschaftlicher Schriften der Gegenwart wie des klassischen Alterthums, eine Thätigkeit, welche den Haupt-Inhalt seiner ausgedehnten Korrespondenz, besonders mit Bodmer bildete. Zellweger, der verschiedene ehrenvolle politische Stellen bekleidete, wurde auch in den bekannten appenzellischen Landhandel von 1732 verwickelt, in welchem er seinem Vater, damals Landammann von Außerrhoden, fest zur Seite stand, weßhalb er auch mit ihm und anderen Häuptern der Partei, der sogenannten Linden, von allen Stellen entsetzt und mit schweren Geldstrafen gebüßt wurde, was eine Erbitterung in ihm hervorrief, die noch in seinen letzten schriftlichen Aeußerungen zittert. Nach anderer Seite begrüßte er doch die unfreiwillige Buße mit Freude, da er von nun an ungestört seinen wissenschaftlichen Neigungen sich hingeben konnte. Die Zeit von 1732 bis 1764 ist denn

auch die eigentliche Blüthezeit seiner Korrespondenz, die ihn als einen eben so gelehrten, wie scharfsinnigen und witzigen Mann beurkundet. So nannte er den französischen Botschafter d'Entraigues nur den Marquis d'Intrigues und bemerkte einst Bodmer nicht ohne Bitterkeit, die Appenzeller wechselten leichter die Regierungen als die Hemden. Vortrefflich ist auch die Schilderung des Volksunterrichtes jener Zeit, die Zellweger in einem Schreiben an Bodmer vom 24. Jänner 1723 entwirft,[12] der wir folgende Stelle entnehmen:

„Im Appenzellerland werden den Kindern neben Schreiben und Lesen die Prinzipia der Religion und Devotion inculcirt, und wann sie sonsten nicht fort wollen, mit der Ruthe eingejagt. Sie lernen dannzumal ein gewisses Wesen zu nennen und zu fürchten, welches man Gott nennt, und das sie weder in seinem Wesen (!) noch in seinen Eigenschaften zu erkennen fähig sind. Man gewöhnt sie, dieses Wesen bei gewissen dazu bestimmten Zeiten und Anlässen anzubeten, um Hilf anzurufen und ihm zu danken ꝛc. Man lehrt sie auch ein anderes Wesen fürchten, welches man Teufel nennt und dem man, obwohl nicht mit Worten, aber in der That eben so treffliche Eigenschaften und eben so viel oder noch mehr Gewalt sonderlich im Geistlichen zuschreibt, wie jenem, obschon man dieses sonst mit den abscheulichsten Farben abmalet"....

Dagegen leidet Zellweger's Korrespondenz, besonders in der späteren Zeit, auch sehr an den Mängeln jener Zeit, wie in jenem merkwürdigen Briefe vom 31. März 1763, in welcher diese sarkastische Natur der herrschenden Sentimentalität ihr Opfer bringt. Zellweger berichtete Bodmer darin den Abschiedsbesuch, welchen der Aesthetiker Sulzer, sein und Bodmer's gemeinschaftlicher Freund, ihm einige Tage vorher vor seiner Rückkehr nach Deutschland gemacht hatte, bei welchem Besuche alle Anwesenden in Thränen ausgebrochen waren. Zellweger erwähnt

nun, daß Sulzer ihm versprochen habe, Bodmer werde ihm in diesem Jahre noch einmal in Trogen besuchen, was ihn zu den folgenden Aeußerungen bewegt: [13]

„Herr Heß hat Herrn Zuberbühler gesagt, daß eine Hauptursache Ihrer Unentschlossenheit, nach Trogen noch einmal zu kommen, in der Voraussicht liege, daß der Abschied eine zu große Gemüthsbewegung bewirken würde. Ich würde ohne Zweifel weinen, ich würde Ihr Antlitz mit meinen Thränen überschwemmen; Sie würden aus Mitleiden wohl auch weinen, unsere Thränen würden sich vermischen. Diese kostbaren Thränen der Zärtlichkeit und der Freundschaft würden verdienen, in zwei Thränenurnen gesammelt und aufbewahrt zu werden, um sie mit unseren Körpern ins Grab zu senken. Es fehlt nicht viel, daß ich sogar jetzt schon zu weinen anfange" ꝛc.

Daneben fehlt es in diesen Korrespondenzen als natürliches Gegenstück zu diesen sentimentalen Thränenergüssen gelegentlich auch nicht an tüchtigen Derbheiten. [14] Ueberall gibt sich jedoch in Zellweger's Briefen ein energischer, ächt patriotischer Sinn und in manchen derselben seine innerste Entrüstung über die Gesunkenheit der gesellschaftlichen und öffentlichen Zustände zu erkennen, so namentlich in der folgenden [15] Stelle eines Briefes an Bodmer vom 29. August 1763:

„....Um unsere Schweiz im Großen zu nehmen, so scheint mir, daß die Korruption allgemein geworden ist. Wir sind auf dem graden Wege zum Untergange. Die Republiken des Alterthums bieten uns ein deutliches Beispiel, wir kennen ihr Schicksal, wir sehen den abschüssigen Weg und lassen uns nicht von ihm ablenken, sondern werfen uns lachend in den gleichen Abgrund. Wir Greise können vielleicht dem Ende dieser Laufbahn noch entwischen, denn mit Gottes Willen wird noch immer einige Zeit verziehen, bis die Katastrophe hereinbricht. Möchten doch die Schinznacher-Gesellschaft ein Mittel finden, um den Uebeln,

die uns bedrohen, zur rechten Zeit noch vorzubeugen und die Mißbräuche zu verbessern, in denen wir nach allen Richtungen stecken."

Von Dr. Zellweger sind auch noch viele historisch-politische und ethnographische Arbeiten im Manuscripte vorhanden, wie auch mehrere naturwissenschaftliche Abhandlungen, die er besonders für die naturwissenschaftliche Gesellschaft in Zürich schrieb, deren Mitglied er war. Bemerkenswerth ist noch von Zellweger, daß weitaus der größte Theil seiner Korrespondenz in französischer Sprache geschrieben ist, die er meisterhaft handhabte. Sein Lieblingsschriftsteller und Styl-Ideal war Montaigne, dem Zellweger sowohl seiner Lebensanschauung wie seinem Witze nach geistig sehr nahe steht.

Auch auf Zellweger machte die ihm von Bodmer zugeschickte Schrift Balthasars einen außerordentlichen Eindruck. Doch schon in seinem ersten Worte, welches Zellweger über den Reformplan Balthasars fallen ließ, äußerte er seinen Zweifel an der Möglichkeit der Durchführung in folgender, bezeichnender Weise:[16]

„Ueber das Projekt einer politischen Akademie oder Seminar kann ich Ihnen noch nichts sagen, da ich das Luzernerstück immer noch nicht besitze, das ich mit Ungeduld erwarte*) und über das wir, wenn es Ihnen beliebt, des Langen und Breiten sprechen wollen, obwohl vielleicht unnützerweise, denn ich habe von den meisten unserer Schweizer keine hinreichend gute Meinung, um zu glauben, daß sie zu einem Unternehmen Hand bieten würden, welches für die Gesammtheit der Kantone von Nutzen wäre. „„Jeder für sich"" ist jetzt ihre Lieblingsdevise; „„jeder für sich"" ist ebenfalls der Wahlspruch der einzelnen Kantone und ihrer Landvögte. Was diese Letztern betrifft, so befürchte ich sehr, daß ihre übermäßigen Erpressungen und ihre Habgier für die ganze

*) Dieses Mißverständniß ist schon oben berührt.

Schweiz gefährliche Revolutionen erzeugen werden, „„daß durch der Landvögt Tyrannei d' Eidgnoßschaft wieder zerhey"". Der Luxus einerseits und die in einigen Kantonen eingeführten Mißbräuche, die Stellen um übermäßige Taxen zu erkaufen, sind nicht die geringste Ursache dieser Unordnungen. Es lebe unser König!"

Dieser König, den Zellweger anderswo auch »notre bon et grand roi« nennt, ist natürlich Niemand anders als Friedrich II., für welchen die Greise Zellweger und Bodmer eben so sehr schwärmten, wie der junge Göthe.

Von weit größerer Bedeutung und tieferem Eingehen auf den angeregten Erziehungsplan ist folgende Stelle aus einem Schreiben an Bodmer vom 12. Oktober 1758, aus welchem zugleich hervorgeht, daß Zellweger (und später auch Bodmer) lebhaft mit dem Gedanken sich beschäftigten, die Leitung des neuen Erziehungsinstituts dem in Zürich weilenden, eng mit ihnen befreundeten jungen Wieland zuzuwenden. Zellweger schreibt:[17]

„.... Ich erfahre mit Vergnügen, daß ein Berner mit Herrn Balthasar über sein Projekt der Verjüngung in Correspondenz getreten ist. Doch scheint mir Herr Balthasar zu interessirt, wenn er, um sein Seminar errichten zu können, die Restitution der eroberten Landschaften verlangt. Er sollte seine ganze Sorgfalt vor allem darauf richten, die Regierung von Luzern und durch diese die übrigen katholischen Kantone für das Projekt zu gewinnen, die es dann den reformirten Kantonen vorschlagen könnten. .... Wenn Zürich und Bern großmüthig genug wären, die Interessen der eroberten Landschaften ganz oder theilweis der Errichtung und Erhaltung des Seminars zu opfern, wenn sie für Kriegszeiten selbst einigen Vorbehalt machten, so würde ihnen eine solche edelmüthige Handlung große Ehre machen und Zürich und Bern würden damit so zu sagen die Gründer des Instituts. Dies Institut wäre für die ganze Schweiz nicht nur sehr nützlich,

ſondern eine ehrenvolle That. Ich würde den Katholiken ſelbſt die Ernennung ihrer Lehrer zugeſtehen, unter der Bedingung, daß ſie eben ſo friedliebend als gelehrt wären. Beſonders wünſchte ich aber, daß an der Spitze des Inſtituts ein Generaldirektor ſtünde, der ein prüfendes Auge auf den Unterricht und alles was damit zuſammenhinge, richtete, der weder bigot noch ungläubig wäre, die Katholiken eben ſo wohl als die Calviniſten zu dulden wüßte, der in der Religion und dem Naturrecht wohl zu Hauſe wäre, ſo wie auch in den Rechten und Sitten der Schweizer, der endlich ein überlegenes und univerſelles Genie wäre und ſogar ein Fremder, um für den Anfang jede Rivalität unter den Kantonen zu verhüten. Sie werden leicht errathen, daß ich unſern Freund Wieland im Auge habe, dem man zu dieſem Zwecke nebſt einer guten Beſoldung das Bürgerrecht in den dreizehn Kantonen gewähren müßte, wogegen er der Eidsgenoſſenſchaft oder der Tagſatzung in Frauenfeld einen Eid abzulegen hätte. Aber da habe ich wieder gar viel in die Luft geſprochen, weil ich ſehr befürchte, daß die ganze Geſchichte in Nichts zerrinnen wird. Ich ſchweige darum lieber." ...

Aber auch Bodmer hegte geringe Hoffnungen über das Zuſtandekommen des Inſtituts, was aus verſchiedenen Stellen ſeiner Briefe hervorgeht, ihn jedoch nicht hinderte, für die Realiſirung ſeines eigenen, weiter unten zu beſprechenden Planes ſich alle erdenkliche Mühe zu geben. An der Stiftung der helvetiſchen Geſellſchaft nahm Zellweger dagegen viel wärmeren Antheil als Bodmer, gehörte ihr aber nur kurze Zeit an, da er ſchon im Frühling 1764 ſtarb. Sein jüngerer Freund Hirzel gab kurze Zeit nach Zellwegers Tod ſeine Biographie heraus, der wir die folgende Schilderung entnehmen.:[17]

„Zellwegers Leib war lang und mager, bräunlich von Anſehen; in ſeiner Miene ſaß Ernſt und Nachdenken, welches, von einer ungekünſtelten Haltung begleitet und in einer Kleidung, die

ihn von dem gemeinen Manne kaum unterschied, beim ersten Augenblick schreckte. Bald aber entdeckte man etwas einnehmend Menschenliebendes in seinen Zügen, das deren Ernst milderte. Bei der ersten Bekanntschaft war er schüchtern; er redete wenig und mit kurzen Worten; aber nach und nach ward seine Sprache belebter. Aufrichtigkeit und Redlichkeit gaben Allem, was er sagte, eine unaussprechliche Anmuth. Seine Reden waren reiner Verstand, den er in freundschaftlicher Umgebung mit Scherzen würzte. Immer war er zufrieden und vergnügt und weit entfernt von der mürrischen Tadelsucht, die sonst dem hohen Alter gemein ist. Ein freundschaftlicher Umgang entflammte in ihm jugendliches Feuer. Bis auf die letzten Jahre seines Lebens bewohnte er eine niedrige föhrene Hütte (die in den Briefen der Freunde eine große Rolle spielt), die Wohnung seiner Vorältern seit undenklichen Jahren, bis er den Platz einem seiner Neffen zu Errichtung eines neuen prachtvollen Gebäudes überließ. Zellweger ließ aber das auseinandergelegte Gebäude als Denkmal der Bescheidenheit seiner Vorältern und als Mahnung an ihre Nachkommen, sich von der Einfalt ihrer Sitten nicht allzuweit zu entfernen, an einer nahgelegenen Stelle wieder aufrichten."

Wie diese Schilderung uns wesentlich mit der äußeren Erscheinung Zellwegers vertraut macht, so gibt die folgende versifizirte Grabschrift,[18] welche Zellweger 1719 während einer lebensgefährlichen Krankheit sich selber setzte, ein getreues Bild seines Charakters:

Cy git à la fleur de son age
Un philosophe nonchalent,
Amoureux sans être galant,
Et vertueux sans être sage.
Il eut peu de devotion,
Peu de soin, peu d'ambition.
Il regarda toute la vie
Comme un songe, une reverie,
Sérieux par temperament (pas toujours pourtant)

Studieux par amusement,
Il suivit la loi toujours pure
Da la bonne et douce nature.

In dem Kreiſe dieſer patriotiſchen Freunde nimmt ferner eine hervorragende und für unſer Thema beſonders wichtige Stelle ein der ſchon erwähnte Rathſchreiber von Baſel, Iſaak Iſelin (1728—1782), der ebenfalls wie ſo mancher wiſſenſchaftlich gebildete Schweizer jener Zeit ſeine juriſtiſchen Studien in Göttingen abſolvirte, wo er mit Dr. Zimmermann von Brugg und N. E. Tſcharner von Bern enge Freundſchaft ſchloß. Bei ſeiner Heimkehr nach Baſel beſchäftigte er ſich zunächſt mit der Ausarbeitung mehrerer wiſſenſchaftlicher Arbeiten, wie mit einer Bearbeitung des eidgenöſſiſchen Staatsrechts und einer philoſophiſch-politiſchen Geſchichte der Schweiz. Das hinderte aber nicht, daß Iſelin bei ſeiner Bewerbung um den Lehrſtuhl der Rechte in Baſel, welche Wahl einfältigerweiſe auch durch das Loos entſchieden wurde, durchfiel. Iſelin machte hierauf eine Reiſe nach Frankreich, wo er den bekannten Blauſtrumpf Madame de Graffigny kennen lernte, mit welcher er eine längere Korreſpondenz über deutſche Literatur unterhielt. Bald nach ſeiner Rückkehr (1754) wurde Iſelin zum Rathſchreiber ſeiner Vaterſtadt gewählt, in welcher Stellung er zeitlebens verblieb. Auch ernannte ihn der Rath von Baſel mehrmals zum zweiten Tagſatzungsabgeordneten.

Weit bedeutender als durch ſeine amtliche iſt Iſelin durch ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, die er mit der Herausgabe eines Bändchens ſehr mittelmäßiger Gedichte begann, in denen er ſich als ſklaviſchen Nachahmer Bodmers beurkundete. Weit bedeutender iſt dagegen ſeine 1755 erſchienene Schrift: „Philoſophiſche und patriotiſche Träume eines Menſchenfreundes", durch welche er mitten in die Reihe der Reformer trat. Die Mißbräuche, welche ſich in die burgerlichen Ariſtokratien ſeiner Zeit, beſonders auch in ſeine heimatliche ſtädtiſche Ariſtokratie Baſel eingeſchlichen

hatten, führten ihn zu einer entschiedenen Verwerfung dieser Staatsform, an welcher er vorzüglich das Ueberwiegen der Handelsinteressen, wie die Einführung der Aemterwahl durch das Loos heftig tadelte. Sein politisches Ideal dagegen war eine tugendhafte und gebildete, auf Erbgütern gegründete Aristokratie, d. h. die reinste und ächteste Form der Aristokratie. Für unsere schweizerischen Zustände schlug er dagegen eine Verfassungsform vor, die von unserer modernen Repräsentativ-Demokratie nicht stark abweicht.

Iselins weitere Schriften, in denen er ganz auf dem Standpunkte des Kosmopolitismus und der Philanthropie des 18. Jahrhunderts steht, gehören einer späteren Zeit an.[19]

So sehr war aber Iselin von dem Gedanken der absoluten Nothwendigkeit gründlicher Reformen erfüllt, daß er, wie wir gesehen haben, von Balthasars „Patriotischen Träumen" hoch entzückt war und sofort deren weitere Verbreitung durch die Presse veranstaltete. Der enthusiastische Philanthrop nahm sich überhaupt dem seit dem Erscheinen von Balthasars Schrift immer mächtiger werdenden Drange nach Verbesserung der bestehenden Zustände viel wärmer an, als der gealterte Bodmer, der in seinen späteren Jahren sehr vorsichtig geworden war, so sehr, daß seine Behutsamkeit zuweilen in Kleinmüthigkeit ausartete. So schrieb Bodmer am 28. Januar 1759 seinem Freunde Zellweger, von welchem er eine Handschrift vergeblich reklamirt hatte, einen ängstlichen Mahnbrief, dem wir folgende Stelle[20] entnehmen:

„Ihr tiefes Stillschweigen wegen der Handschrift von Stüßi fängt an, mir bedeutend zu werden. Ich fürchte, es möchte ihr unrichtig gegangen sein, ein feindseliger Mensch möchte sie einem eigennützigen Verleger gegeben haben, der sie unter die Presse legen könnte. Dieses würde mir großen Verdruß, vielen Unwillen und viel Unruhe von gewissen großen Leuten zuziehen. Denn wiewohl keine Falschheiten, keine unwahrscheinliche Erdich-

tungen darin enthalten ſind, ſo enthält ſie doch unangenehme Wahrheiten, die man hier und da gern verſchweigen wollte. Auch iſt das Stück gar nicht für das Publikum geſchrieben, ſondern allein für etliche wenige weiterſehende, tieferdenkende und vertraute, wohlgeſinnte Freunde, unter welchen ich billig meinen hochverehrteſten Herrn Stadtſchreiber geſetzt habe. Ich bin ein friedfertiger Menſch, der die Ruhe und Stille vorzüglich liebt, dem es ganz widrig wäre, daß ſein zunehmendes Alter mit Verantwortungen der unſchuldigſten Sachen, die den Gewaltigen das Unglück haben zu mißfallen, ſollte beunruhiget werden."

An Bodmers Hand, geleitet durch ſeinen Unterricht und ſein früheres Beiſpiel, war jedoch ein jüngeres, muthigeres, thatkräftigeres Geſchlecht herangewachſen, das ſich mit ausgebreiteten Armen in die friſche Strömung warf, welche ein unvorhergeſehenes Ereigniß in die ſtillen, todten Gründe unſers politiſchen Lebens jener Zeit ergoß. Während Bodmer von der neuen, geiſtigen Bewegung ſich in vorſichtiger Entfernung hielt, begegneten ſich andere, jüngere Männer in dem hohen Streben, die Verwirklichung ihrer Reform-Ideen anzubahnen. Während Bodmer ſich nun zurückhält, treten ſeine jüngeren Freunde in den Vordergrund, unter ihnen in erſter Linie Iſelin, ſein Freund Salomon Hirzel, und bald tritt als bewegende Seele dieſes Kreiſes der jüngere Bruder des letztern hinzu, der erſte Stadtarzt von Zürich, Dr. Hans Kaſpar Hirzel.

3. Die Entstehung und das erste Aufblühen der helvetischen Gesellschaft.

Im Jahre 1760 feierte die Hochschule Basel das Jubiläum ihres dreihundertjährigen Bestehens, ein Fest, für dessen feierliche Begehung Iselin Alles aufgeboten hatte und zu dessen Theilnahme er auch seinen gleichgesinnten Freund Salomon Hirzel, den Rathschreiber von Zürich, einlud. Hirzel stellte sich denn auch, begleitet von seinem frohsinnigen Freunde, dem Idyllendichter Salomon Geßner, rechtzeitig ein und beide fanden gastfreundliche Bewirthung in Iselins Haus, die sich noch auf mehrere Tage nach dem Schlusse des Festes ausdehnte. Am letzten Tage nun, an welchem nach dem gemeinschaftlichen Mittagsmahle die Zürcher abreisen wollten, traf der zufällig von der Frankfurtermesse heimkehrende Obmann Schinz von Zürich noch bei Iselin ein. Rasch flogen trauliche Stunden hin, einzig getrübt durch den Hinblick auf die nach den damaligen Verkehrsmitteln weite Entfernung, als plötzlich der Gedanke auftauchte, ob die Freunde sich nicht an einem dritten Orte zwischen Zürich und Basel zuweilen begegnen könnten. Mit Begeisterung wurde dieser Gedanke ergriffen und sofort dahin erweitert, daß zu einer solchen Zusammenkunft auch die Freunde aus Bern und den andern eidgenössischen Orten eingeladen werden könnten. „Die Herzen überströmten von Freude über die neue Aussicht einer freundschaftlichen Tagsatzung, wie man es damals schon nannte und unter diesem Gedanken schieden sie mit wehmüthiger Zärtlichkeit von einander.“ [21]

Was beim Abschiede mündlich besprochen, wurde nun in lebhaftem Briefwechsel eifrig fortgesetzt und schon am 29. April 1760

ſchrieb Iſelin dem Freunde Hirzel, daß er verſchiedene ſeiner Freunde zur projektirten Zuſammenkunft eingeladen habe. Auch Hirzel hielt an dem Plane unverbrüchlich feſt und Iſelins Gattin, welche an den freundſchaftlichen Geſprächen während der zehn Tage, die Hirzel und Geßner in ihrem Hauſe verlebten, lebhaften Antheil genommen hatte, erinnerte Iſelin forwährend daran. Nicht lange dauerte es, daß in dem enthuſiaſtiſchen Iſelin der Gedanke auftauchte, der beabſichtigten Zuſammenkunft eine weitere als die urſprünglich gedachte, rein freundſchaftliche Tendenz zu geben. Schon am 1. Juli dieſes Jahres ſchrieb er an Hirzel:

„Wir müſſen den Entwurf unſerer freundſchaftlichen Tagſatzung nie aus den Augen laſſen und alles Erſinnliche anwenden, denſelben in's Werk zu ſetzen; es iſt ein allzu ſchöner Gedanke, als daß er nur in der Reihe der möglichen Dinge bleiben ſollte. Wir ſollten darauf bedacht ſein, *demſelben eine gewiſſe Geſtalt und gewiſſe Abſichten zu geben, daß etwas recht Gemeinnütziges daraus würde. Unter dem Schein einer bloßen Ergötzlichkeit ſollten wir den Grund zu Verhältniſſen legen, dadurch unſerm gemeinſamen Vaterlande große ſittliche und politiſche Vortheile erworben werden könnten.* Solche Freundſchaften von rechtſchaffenen Leuten aus den meiſten Ständen der Eidgenoſſenſchaft könnten nicht anders als für die gemeine Wohlfahrt desſelben äußerſt vortheilhaft ſein, *inſonderheit wenn man das Beſte des Vaterlandes zum Grund einer Vereinigung legte und ſolche auf die Nachkommenſchaft fortzupflanzen trachtete.* Es gehen mir deßhalb allerhand Gedanken im Kopf herum; eine eidgenöſſiſche Geſellſchaft iſt der vornehmſte. Dieſe ſollten wir ſtiften und *ſie ſollte ihre ganze Abſicht auf die Einigkeit der Stände und die Tugend und Glückſeligkeit ihrer Bürger richten.* Man müßte die Sache Anfangs geheim halten und darnach Jeden, der eingeladen würde, erſuchen, mit ſeinen

schriftlichen Gedanken über die besten Mittel, einen solchen Endzweck zu erhalten, zu erscheinen." Als Versammlungsort schlug Iselin das so ziemlich in der Mitte zwischen Zürich und Basel gelegene Brugg vor und führte zugleich eine Reihe von Namen an, die zu der Zusammenkunft eingeladen werden sollten, denen wir bei Erwähnung der Stifter der Gesellschaft wieder begegnen werden. Hirzel ging im Wesentlichen vollständig und mit begeistertem Herzen auf die Vorschläge und Pläne Iselins ein; der kühlere, besonnene Zürcher konnte aber nicht umhin, bei aller Zustimmung, daß die Gesellschaft ernstere Zwecke verfolgen müsse, dem rasch auflodernden Enthusiasmus Iselins einen kleinen Dämpfer aufzusetzen. Er schrieb Iselin schon am 9. Juli unter Anderm:

„.... Ich gestehe, daß eine solche Zusammenkunft, wenn sie uns nicht alle zu rechten Herzensfreunden machte und nicht alle belebte, Tugend und Redlichkeit und gegenseitiges Vertrauen, ein jeder nach seinem Stand und an seinem Ort, zu pflanzen, auszubreiten und zu vermehren, eine überflüssige Sache wäre. Denn wenn nur Scherze müssen herumgehen und zusammen muß gelacht sein, so kann das ein Jeder zu Haus mit seinen lustigen Brüdern thun. Aber darin gehe ich von Ihrem Gedanken ab, daß ich weniger Feierlichkeit dabei wünschte als Sie... Je einfacher und ohne Schein die Sache zuerst hergeht, je nützlicher und wirksamer wird sie werden. Es wäre mir kein Geheimniß, daß auf den Frühling Leute, die sich gerne sähen, gern kennen lernen möchten, weil sie Achtung und Liebe für einander haben, an einem dritten Orte zusammen kämen. Brugg gefiele mir deßwegen, weil man am ungenirtesten wäre, mehr als in Baden oder an einem andern Ort. Dann ließe ich die Versammelten alle reden, was sie gerne wollten. Die Gleichheit der Gesinnungen, der wichtige Endzweck, der Jedem am Herzen liegt, wird sie von selbst auf

Gegenstände führen, die man gern abgehandelt hätte, und beim freundschaftlichen Gespräche, bei Tische, auf dem Spaziergang wird viel gesagt werden, was man in gesetzten Berathschlagungen nicht sagen kann. Das Feuer des freundschaftlichen Umgangs wird viele Gedanken hervortreiben, die, mit äußerlichem Gepräng vorgetragen, abgelehnt würden, und eben diese Wärme des Umgangs wird Freundschaften stiften oder ähnliche Vereinigungen, die von selbst handeln werden. So ist es in jeder menschlichen Unternehmung gewesen; je einfacher und unschuldiger die erste Anlage war, je mehr ist sie gediehen.“[22] Auch Iselin ging sofort auf die Anschauungsweise Hirzels ein, freilich in seiner enthusiastischen Art, indem er ihm u. A. schreibt: „Ich trete wegen unserer vorhabenden Tagsatzung völlig in Ihre Gedanken ein. Sie soll eine bloße Lustpartie scheinen, sie soll es auch im sokratischen Verstande sein. Aber sie soll bei den Bechern der Freude, auf Spaziergängen, in vertrauten ungezwungenen Unterredungen sich mit den wichtigsten Gegenständen beschäftigen... Wir wollen wie Solon in Versen rasen, um die Insel Solons, die verlorene Tugend und Einigkeit, wieder zu erobern. Wir wollen Allem den Schein eines witzigen Muthwillens geben, und unter dieser Bedeckung Entwürfe machen, die dem Vaterlande gewiß nützlich sein müssen.“

Auch hinsichtlich Brugg, „wo Zimmermann in seinem Hause ein paar Betten bereit hätte“, erklärte sich Iselin vollständig einverstanden, doch wurde später statt Brugg das Bad Schinznach wegen seiner anmuthigen Lage ausgewählt und zugleich der Beginn der ersten Zusammenkunft auf den 3. Mai 1761 festgesetzt. Schon verlautete, daß außer Hirzel, Iselin nnd Geßner auch Dr. Zimmermann, Hauptmann Frei von Basel, ein intimer Freund Iselins, der jüngere Balthasar und vielleicht auch Rathschreiber Valentin Meyer von Luzern, sowie einige Berner ein-

treffen würden. Noch wenige Wochen vor der beabsichtigten Zusammenkunft meldete Hirzel seinem Freunde Iselin, daß er am 3. Mai in Schinznach eintreffen und noch mehrere ungenannte Freunde mitbringen werde.

Am festgesetzten Tage, 3. Mai 1761, traf denn auch Iselin mit seinem Freunde Frei in Schinznach ein, doch von den Zürchern ließ sich keine Seele blicken, obwohl der Abend schon ziemlich vorgerückt war. Verstimmt trat Iselin aus dem Hause, ging allein durch das Wäldchen und setzte sich auf eine Bank, trauernd, daß die zürcher Freunde ihm nicht Wort hielten, als er plötzlich von fröhlichen Stimmen aufgeweckt wurde. Es waren Hirzel, Geßner und Schinz, denen noch zwei Domherren von Beroldingen und der zürcherische Freihauptmann Keller sich angeschlossen hatten. Die Freunde waren bis Baden gefahren und wollten von dort aus zu Fuß nach Schinznach wandern. Den wohlbeleibten Geßner hatte jedoch die ungewohnte Anstrengung des Marsches so sehr ermattet, daß die Gesellschaft nur langsam vorwärts kam und Geßner endlich so müde ward, daß er eine kurze Strecke vor Schinznach erklärte, wenn der verwünschte Ort nicht bald da sei, so lege er sich mitten auf die Straße und rege sich nicht, auch wenn ein Wagen über ihn wegführe. Rasch eilten die Verspäteten auf Iselin zu und umarmten ihn in herzlicher Weise, worauf Alle in den Saal gingen, wo denn auch Dr. Zimmermann und Frei von Basel sich einfanden. Der Abend, wie die beiden folgenden Tage wurden unter heiteren Gesprächen und Spaziergängen in der reizenden Umgebung zugebracht; manche Stunde saßen die Freunde auch um Frei's Bett, der unpäßlich geworden war.

Der Inhalt der Unterredungen der Freunde, wie aus den Berichten eines der Haupttheilnehmer, Salomon Hirzel, hervorgeht, war jedoch weit von den reformatorischen Plänen Iselin's entfernt und hatte einen vorwiegend freundschaftlichen Charakter.

Hirzel berichtet nämlich mehr als zwanzig Jahre später:[23] „Man unterhielt sich mit den angenehmsten Gesprächen und frohen Scherzen. Man dachte gar nicht daran, daß man hier etwas gestiftet hätte oder stiften wollte, das von Folgen sein könnte. Die freundschaftliche Wärme hatte alle anderen Entwürfe verdrängt, außer jenem, eben so sorgenfrei und ohne Geräusch im künftigen Frühling wieder an diesen reizenden Ort hinzukommen und das genossene Vergnügen mit mehreren Freunden zu theilen. Aber die einfache Lage dieser schwachen Verbindung gefiel so wohl, daß Niemand damals gedachte, daraus zu treten oder weitere Verhältnisse anzunehmen. Man vermuthete wenig Aufsehen, wie die Sache auch wenig verdiente und keinen Abschied gelobte man sich, nichts als das Wiedersehen". Auch das offizielle Referat über diese erste Zusammenkunft bringt nichts als die Namen der Theilnehmer und die kurze Bemerkung:[24] „Sie lebten unter einander vertraulich, genossen das Vergnügen der Freundschaft mehrere Tage und schieden nicht ohne einige Rührung von einander. Sie priesen das genossene Glück auch Anderen und machten sie begierig darnach." Wie harmlos der Geist dieser Gesellschaft bei ihrem ersten Zusammentreten war, ein Geist, der auch in der lebhaft fortgesetzten Korrespondenz der Freunde athmet, ergibt sich auch aus der späteren Mittheilung Salomon Hirzel's, daß einer der beiden Domherren von Beroldingen als Aufgabe der Gesellschaft bezeichnete, „einander die verschiedenen Straßen und Mittel zu entdecken, durch welche sie zu der Kenntniß und zur Liebe der Wahrheit und Tugend gelangten". Wie schwankend überhaupt die Ansichten der Gründer über den Zweck der Gesellschaft im ersten Jahre ihres Bestehens waren, ergibt sich aus dem Plane Iselin's, die Zusammenkunft mit der Zeit zu einer Art olympischer Spiele, wie er sich ausdrückt, zu gestalten. So meint er: „Es gehen mir eine Menge Gedanken im Kopf herum. Ich richte zu Baden eine Schaubühne auf,

einheimische Schauspiele da aufzuführen: unsere reichen Kaufleute müssen sich um die Wette bemühen, die besten Akteurs, die schönsten Verzierungen und andere merkwürdige und nützliche Sachen zur Schau auszustellen. Andere Tage sind anderen Vergnügungen gewidmet. Bald versammeln sich weise Patrioten und lesen ihren Mitbürgern die Arbeiten vor, die sie zum Besten des Staats gewidmet haben; bald wird in einem erhabenen Konzert das Lob der Tugend und der tugendhaften Beschützer der Freiheit und Gerechtigkeit besungen." Iselin nennt selbst diese Pläne nur Träume, meint aber doch: „Ich bin stolz auf diesen Einfall und mich dünkt, er wäre einer weiteren Ausbreitung würdig." Der ruhigere, gemessenere Hirzel beharrt jedoch darauf, den Freunden vorläufig kein weiteres Ziel zu setzen, als daß „Alle sich gegenseitig ermuntern zur Liebe des Vaterlandes, zum Eifer für das Gute, zu nützlichen Einrichtungen, zu gegenseitiger Gefälligkeit, Uebereinstimmung und Liebe". Noch fehlte der Gesellschaft ein organisirender Kopf, der den reichen Geistes-kräften, die sie schon besaß, auch die rechten Ziele zu weisen vermochte. Diesen Mann erhielt die Gesellschaft bei der Zusammenkunft von 1762 in Dr. Hans Kaspar Hirzel.

Am 15. März 1762 erschienen von den neun Freunden des Jahres 1761 [25] wieder Salomon Hirzel, Iselin, Keller, ein Beroldingen, Schinz und Dr. Zimmermann in Schinznach; zu ihnen gesellten sich aber noch acht neu Hinzugekommene, unter ihnen von Luzern her der jüngere Balthasar, der damalige Stadtschreiber, spätere Schultheiß Valentin Meyer und Gerichtsschreiber Pfyffer, die Zürcher: Pfarrer Hans Konrad Fäsi und Stadtarzt Hirzel, so wie zwei Berner, Professor Wilhelmi und Joh. Rud. Tschiffeli, der eifrige Protektor und Förderer der bernischen Landwirthschaft, und ein Deutscher, der sachsen-weimarische Legationsrath Schmid. Vor diese Versammlung trat nun Dr. Hirzel mit dem Entwurfe einer Organisation, durch welche er die Mit-

glieder in engere Verbindung zu bringen und den Zusammenkünften einen bestimmten, über den bloß freundschaftlichen Verkehr hinausgehenden Zweck zu geben beabsichtigte. Ueber den Geist, der die Versammlung beseelte, gibt die Thatsache hinlänglichen Aufschluß, daß die Gesellschaft den jungen Balthasar beauftragte, seinen Vater, den Verfasser der patriotischen Träume, dahin zu bewegen, die Ernennung zum ersten Vorsteher und Ehrenmitglied der Gesellschaft anzunehmeu,[26] ein Akt, durch den die Gesellschaft ihre Tendenz sehr bestimmt bezeichnete. In dem von Dr. Hirzel entworfenen und von ihm mit Wärme befürworteten Programm findet sich jedoch keine Spur einer direkten politischen Tendenz, indem als einziger Zweck der Gesellschaft das genauere Studium der vaterländischen Geschichte in folgenden Worten ausgesprochen wird:

„Einen so reichen Stoff nicht ferners ungenützt zu lassen, hat sich eine Gesellschaft durch die Liebe des Vaterlandes vereinigter Freunde vorgesetzet, die Gesetze und die Staatsveränderungen der Eidgenossenschaft sowohl als die Sitten und die Gelehrsamkeit ihrer Bürger in den verschiedenen Zeitaltern der Republik nach den ächten Grundsätzen der Geschichtskunde in ihr wahres Licht zu setzen und ihre Bemühungen zu dem Besten des Vaterlandes fruchtbar zu machen." Das Programm enthält dann noch die fernere Bestimmung, daß die Gesellschaft „zu diesem Ende trachten wird, aus sämmtlichen Orten sich solche Personen beizugesellen, welche ihren Absichten entsprechen werden",[27] oder, wie Salomon Hirzel 1784 sich ausdrückte: „die in der Geschichtskunde geübt waren und wegen ihrer gemeinnützigen Denkungsart sich auszeichneten". Zugleich wurde beschlossen, die Versammlung alle Jahre in der Mitte Mai „in Schinznach oder einem anderen beliebigen Orte" zu halten, wo denn „die Schriften, welche die Mitglieder bringen oder einsenden, der Gesellschaft vorgelesen und nebst anderen zu Beleuchtung

der helvetischen Geschichten dienlichen Entwürfen untersucht und erwogen werden". Durch die Annahme dieses Entwurfs, die Wahl von neuen Mitgliedern so wie Balthasar's als Ehrenpräsidenten und Dr. Hirzels als wirklichen Vorsteher und einige andere untergeordnete Beschlüsse, konstituirte sich die Gesellschaft förmlich und nahm die Bezeichnung „Helvetische Gesellschaft" an. Zugleich wurde noch die Liste der aus allen Kantonen aufzunehmenden Mitglieder festgestellt, an deren Spitze Bodmer's Name stand, so wie vier weitere Namen (unter ihnen neben drei Zürchern noch Ulysses v. Salis), ferner drei Berner (unter ihnen Landvogt Engel und Bernhard Tscharner, das Urbild von Pestalozzi's Arner), drei Luzerner, zwei Schwyzer, ein Unterwaldner, General Zurlauben, ein Glarner, ein Basler, zwei Freiburger, zwei Solothurner (Alt-Rath Glutz und Abbé Hermann), Dr. Stockar von Schaffhausen und Dr. Laurenz Zellweger von Trogen, Beide zum Bodmer'schen Freundeskreise gehörig und schließlich zwei Mühlhauser. Die 1761 Erschienenen, in diesem Jahr aber Ausgebliebenen*) wurden sofort zu Mitgliedern gewählt.

Nach der Mittheilung Salomon Hirzel's soll keine Versammlung „so innig, so herzerhebend, so traulich" gewesen sein, wie diese erste konstituirende. Die Mitglieder waren meistens von gleichem Alter, von gleicher Gesinnung. Mehrere derselben, die schon Jahrelang mit einander korrespondirt hatten, sahen sich hier zum erstenmale, während Andere, die sich bisher unbekannt waren, enge Freundschaft schlossen. Auch über den Zweck der Gesellschaft wurde in engeren und weiteren Kreisen viel gesprochen, und man vereinigte sich im Sinne des Programms dahin, keinen passenderen aufzustellen, als die Beleuchtung der Schweizergeschichte, „da man für möglich hielt, unter diesem Ge-

*) Geßner, Frei und ein Berolbingen.

sichtspunkt Alles zu bringen, was in ferneren oder näheren Rücksichten dem Vaterlande Ersprießliches vorgetragen werden möchte". 1763 wurde dann dieser im Programm aufgestellte bescheidene Standpunkt mit den Worten bestätigt: „da die Absicht der Gesellschaft darin hinlänglich bestimmt und es genug sei, durch vertrauliche Unterredungen und Betrachtungen der großen und schönen Thaten unserer Vorältern miteinander zum Guten zu ermuntern." Und noch 1765 ward mit aller Bestimmtheit im Protokoll ausgesprochen, daß der einzige Zweck der Gesellschaft „bisher gewesen und fürohin sein soll, Vertraulichkeit, freundschaftlichen Umgang und gegenseitige Liebe unter den Bürgern verschiedener eidgenössischer Staaten fortzupflanzen und sich unter einander zur Liebe der Pflicht und des Vaterlandes zu ermuntern".

Und doch liegt in diesen anspruchslosen Worten die große, weitwirkende Tendenz der Gesellschaft vollständig im Keim enthalten. Bestand ja ihre Hauptaufgabe darin, den verschwundenen Gemeinsinn wieder aufzuwecken, den fast erstorbenen öffentlichen Geist wieder zu entflammen. Die Wirkungen dieser patriotischen Geisterbeschwörung gingen allerdings viel weiter, als die Stifter ahnten; für den Anfang aber war es in jener lendenlahmen, gleichgiltigen Zeit schon eine That, daß die tüchtigsten Männer, wenn auch nur in rein freundschaftlicher Weise auf einige Tage zu keinem anderen Zwecke zusammenkamen, als um vaterländische Interessen gemeinsam zu besprechen. Mit vollem Recht brachte deßhalb einer der ersten Gründer der Gesellschaft, Obmann Schinz, in seiner Präsidialrede, die er an die Versammlung von 1768 richtete, die Entstehung der Gesellschaft mit Balthasar's Traum in unmittelbare Verbindung. Er sagte: „Die Stiftung unserer Gesellschaft ist überhaupt eine Wirkung der beweglichen und rührenden Vorstellungen, womit schon lange erleuchtete Männer den Verlust der Tugenden unserer Ahnen und die Vernach-

läſſigung der ſchweizeriſchen Verbindung und des Zutrauens, worauf doch das Gebäude unſerer Freiheit und bürgerlichen Glückſeligkeit ſich einzig ſtützet, anſchaulich und fühlbar gemacht haben. Sie iſt beſonders und näher eine Frucht der dringenden Aufforderung, die jener weiſe Greis und verehrungswürdige Patriot,*) deſſen Denkmal in unſerem Herzen aufgerichtet ſteht, in ſeiner begeiſterten Schrift mit erſchütterndem Nachdruck an alle die gerichtet hat, denen die Beibehaltung des koſtbaren Erbtheils ihrer Väter theuer iſt, daß doch ein Jeder auf Mittel bedacht ſein möchte, dem Verderben unſerer Tage zu ſteuern, die veraltete Liebe und Anmuthung unter den Eidsgenoſſen wieder zu verjüngen und die ehmaligen Staats-Tugenden wieder aufkeimen zu machen. Dieſe frommen Wünſche ſind es, die bei uns die erſte Idee veranlaßt, daß eine jährliche, nicht bloß zufällige, ſondern mit Abſicht und Endzweck veranſtaltete Zuſammenkunft von Eidgenoſſen aus allen Kantonen und Gegenden unſeres gemeinſamen Vaterlandes den Nutzen haben könnte, vermittelſt perſönlichen Umganges von etlichen Tagen dauerhafte und enge Freundſchaften zwiſchen Männern zu knüpfen, die einander durch Entwicklung ihrer Einſichten und durch Eröffnung ihres Herzens aufrichtig ſchätzen gelernt; und daß dann dieſe mehr als Privat-Freundſchaften ein ſich ſelbſt immer vervielfältigender, ſich nach und nach über die ganze Nation ausſtreuender Saamen mehrerer Bekanntſchaft und Eintracht werden könnte, woraus unzähliges obſchon nicht allemal ſogleich in die Augen fallendes Gute zu Befeſtigung unſeres wankenden Wohlſtandes erwachſen müßte".

Erfüllt von dieſen Ideen und Herzenswünſchen zogen nach

*) Franz Urs Balthaſar.

drei genußvoll verlebten Tagen die Freunde wieder in die Heimath zurück, um dort für die weitere Verbreitung der Gesellschaft zu wirken. Der in Schinznach angenommene Entwurf Hirzel's wurde gedruckt und mit Begleitschreiben an jene Männer abgesendet, die man für die Gesellschaft zu gewinnen suchte. Vor Allem war es wieder Dr. Hirzel, die bewegende und gestaltende Seele der Gesellschaft, der eine rastlose Thätigkeit entwickelte und sich alle Mühe gab, die in Schinznach ausgewählten Vertrauensmänner in herzgewinnender Weise zum Beitritt einzuladen. So schrieb er z. B. an Laurenz Zellweger schon am 3. Mai den folgenden Brief, der in liebenswürdiger Weise zeigt, welche Beweggründe den patriotischen Mann leiteten: [30]

„Es sind letzthin vierzehn eidgenössische Freunde in Schinznach beisammen gewesen. Drei Tag lang haben sie beisammen in einer recht brüderlichen Einigkeit gelebt; weder der Unterschied der Regierungsformen noch der Religion konnte den Gedanken in ihnen schwächen, daß sie zusammen nur ein Vaterland hätten, von dessen Erhaltung der Besitz ihrer Ruhe und Glückseligkeit einzig und allein abhange. Dieser Gedanke entflammte die zärtlichste Freundschaft und der Reiz derselben erweckte den patriotischen Wunsch, die seligen Gesinnungen durch die ganze Schweiz allgemein zu machen. Daher entstand die Idee von einer helvetischen Gesellschaft, deren Entwurf ich Ihnen hiermit zu übersenden die Ehre habe. Wir berathschlagten uns unter einander, wie wir am leichtesten unseren Zweck erreichen könnten. Wir fanden nöthig, die Gesellschaft zu vermehren und in allen Kantonen Leute auszusuchen, die mit uns eine gleiche Denkensart hätten, die das Glück der Freundschaft kennen und würdig schätzen, die menschenliebend wären und die sich nicht erlaubten, denen, die in den Lehrsätzen der Religion oder der Politik von uns abweichen, die Freundschaft zu versagen, wenn sie Tugend und Redlichkeit besitzen und ein Privatglück für falsch ansehen,

wenn es mit dem allgemeinen Wohl des menschlichen Geschlechts streitet; Eidsgenossen, die die allgemeine Sicherheit für die Grundsäule der besonderen Glückseligkeit der Kantone ansehen und jede politische Maxime, die gegen diese streitet, für schädlich halten.

„Ich finde diesen Charakter in Ihnen, theuerster Doktor, in seinem vollen Licht und mein Zeugniß ward mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Die helvetische Gesellschaft trug mir auf, Ihnen ihr Vorhaben bekannt zu machen und sie zu einem Mitglied aufzufordern. Sie ist es werth, liebster Eidsgenoß, daß Sie durch Ihren Beitrit dieselbe ehrwürdig machen, daß sie am Rand eines wahren philosophischen Lebens, das Sie Gott, der Wahrheit und dem Vaterlande geweihet haben, solche segnen und noch ihre letzten prophetischen Wünsche für sie gen Himmel schicken. Sie ist es werth, daß Sie die geheime Geschichte Ihrer bürgerlichen Unruhen, daran Sie als ein Held Antheil nahmen, den Archiven dieser Gesellschaft anvertrauen, bis es die Klugheit erlaubt, solche mit lehrreichen Anmerkungen zum Besten des Vaterlandes allgemein bekannt zu machen. Gönnen Sie uns also das Vergnügen, den Aristides der Appenzeller unter die Mitglieder unserer Gesellschaft zu zählen. Ich erwarte hierüber mit Ehestem Ihre Antwort, die ich sodann den übrigen Mitgliedern mittheilen werde, und ich werde nachher die Ehre haben, Ihnen die Namen der sämmtlichen Mitglieder bekannt zu machen. Leben Sie indessen glücklich und vergnügt und würdigen Ihrer Liebe

Dero

Ergebensten Diener und Verehrer

Zürich, den 3. Brachmonat 1762.

Dr. Hirzel,
Stadtarzt".

Die Einladungsschreiben fanden fast überall die beste Aufnahme, so daß Dr. Hirzel schon im September Dr. Zellweger

mit freudigem Herzen mittheilen konnte, daß zu den fünfzehn ursprünglichen Mitgliedern der Versammlung von 1761 und 1762, die er mit Namen anführte und als die eigentlichen Stifter bezeichnete, schon achtzehn neue Mitglieder zugetreten seien. Bedeutungsvoll für jene Zeit war auch die Thatsache, daß unter den Zugezogenen schon zehn Katholiken (aus den Kantonen Luzern, Solothurn und Schwyz) sich befanden, ein deutliches Zeichen, wie ernst das Streben gemeint war, eine Aufhebung der konfessionellen Spaltung durch gemeinschaftliche patriotische Uebereinstimmung anzubahnen. Mit besonderer Freude theilte auch Iselin seinem Freunde Salomon Hirzel mit, daß der alte Professor Daniel Bernoulli von Basel die nächste Versammlung zu besuchen gedenke,[31] während von anderer Seite verlautete, daß auch Bern ein ziemlich starkes Kontingent „Eingeladene und Uneingeladene" nach Schinznach senden werde. Die vielseitige Zustimmung, welche die Einladung fand, erregte sogar auf einen Augenblick bei Iselin die Befürchtung, „daß dadurch die Zusammenkunft einer vorzüglichen Anmuth beraubt und sie der Menge preisgegeben" werde, eine Besorgniß, die jedoch bald der Rücksicht wich, daß „der Nutzen für das Vaterland diesen Verlust mit einer andern Art von Freude ersetzen" werde.[32] Iselin bemerkt hiezu noch ausdrücklich: „Die Freundschaften, welche da werden gestiftet werden, müssen in allen öffentlichen Geschäften die seligsten Einflüsse haben und die Einigkeit der Staaten befestigen, oder auch, wo es nöthig ist, wieder herstellen."

Unter diesen günstigen Auspizien trat am 16. Mai 1763 die Gesellschaft in ihrer neuen Gestalt, die sie durch die Organisation Hirzels erhalten hatte, zusammen. Die Zahl der Theilnehmer stieg auf siebenundzwanzig und unter diesen befanden sich Namen wie Felix Balthasar, Professor jur. Fellenberg von Bern, Dr. Hirzel und sein Bruder Salomon, Iselin, Valentin Meyer von Luzern, Tschiffeli, Dr. Zimmermann, beide Beroldingen,

Hauptmann Frei von Basel, Salomon Geßner, Obmann Schinz von Zürich, Landvogt Tscharner von Bern, Verfasser einer kurzen Schweizergeschichte, Professor Daniel Bernoulli von Basel, Stadtschreiber Sulzer von Winterthur, d. h. Namen vom besten Klange in jener Zeit. Nach den Kantonen vertheilte sich die Zahl der Theilnehmer auf sieben Zürcher, sieben Berner, vier Luzerner, vier Basler, zwei Solothurner, einen Schaffhauser, einen Urner und einen Deutschen, von denen allen Dr. Hirzel seinem Freunde Dr. Zellweger später eine ebenso charakteristische als enthusiastische Personalschilderung entwarf.[33]

Schon der erste Abend war so sehr von freundschaftlicher und patriotischer Gesinnung belebt, daß die alten und neuen Freunde bis Mitternacht beisammen blieben und, wie Dr. Hirzel erzählt, „einander bald durch mitgetheilte Empfindungen, bald durch Verlesung geschriebener Abhandlungen oder durch Ueberlegung der Mittel, diese Gesellschaft dem Vaterland wichtiger und nützlicher zu machen, erbauten". Altrath Glutz von Solothurn erzählte bei diesem Anlasse die wohl der weitaus größten Zahl der Gäste noch ganz unbekannte aufopferungsvolle That des Schultheißen Wengi von Solothurn, worauf Geßner den Auftrag erhielt, „diese Geschichte in einer ihrer würdigen Schreibart zu erzählen".

Die Verhandlungen des Haupttages (17. Mai) wurden durch eine treffliche Rede des Vorstehers der Gesellschaft, Dr. Hirzel, eröffnet, in welcher derselbe über den Zweck und die Entstehung der Gesellschaft sprach und ihrer Wirksamkeit einen bedeutend größern Kreis anwies, als ihn die Statuten gezogen hatten. Auch Geßner hatte in einer ihm aufgetragenen Antwort auf ein Sendschreiben des ältern Balthasar an die Gesellschaft es ausgesprochen, daß „die Wissenschaften nur in sofern in unserer Gesellschaft Aufmerksamkeit verdienen, *insofern sie den moralischen und politischen Zustand der Menschen und be-*

sonders unserer Mitbürger betreffen".[35] Noch entschiedener waren aber die Worte Hirzels, der seine große Verwunderung darüber aussprach, „daß auch große Staatskundige die Stiftung unserer Republik mit dem verhaßten Namen einer Rebellion belegen und die ersten Eidgenossen als aufrührische Bauern ansehen.... Noch mehr aber verwundere ich mich, wann ich unter den Eidgenossen selbst Leute sehe, die sich großer Einsichten in der Staatswissenschaft schmeicheln, welche in dem gleichen Irrthum stecken und es deßwegen für gefährlich ansehen, den Untergebenen die Geschichtsbücher der Eidgenossenschaft in die Hände zu geben." Er bemerkte: „Der Geist der Herrschsucht muß uns nothwendig in den Augen großer Herren und mächtiger Staaten klein und verächtlich machen" und stellte dann der Gesellschaft die Verbreitung nachfolgender Ansichten als ihre hauptsächliche Aufgabe fest, wobei jedes „wann" eine bedenkliche Lücke in der von offizieller Seite für unverbesserlich gehaltenen Staatseinrichtung aufdeckte:[36] „Wann alle Macht angewendet wird, die Einwohner glücklich zu machen; wann keine andere Eifersucht herrscht, als wie ein Ort das andere in Handhabung der Gerechtigkeit, in guter Ordnung zur Beförderung der Glückseligkeit eines jeden Angehörigen und der Bevölkerung des Landes, in wahrer eidgenössischer Freundschaft und Eifer, einander zur Beschützung beizuspringen und die entstandenen Unglücksfälle durch mildthätige Beisteuern erleichtern zu helfen; wann alle Eidgenossen die gesammte Eidgenossenschaft für ihr einiges Vaterland ansehen, wovon seine Vaterstadt nur einen Theil ausmacht; wann man nach diesem Grundsatz die Vortheile und Glückseligkeit eines jeden besondern Orts als einen Zusatz der Glückseligkeit seines Geburtsortes ansiehet und dadurch, wie es würklich ist, seine Sicherheit und Stärke vermehrt glaubt; wann wir auf diese Weise in die Absichten und Grundsätze der ersten Stifter der Eidgenossenschaft, dieser tugendhaften und weisen Helden, eintreten, so werden wir

in den Augen aller vernünftigen Menschen ehrwürdig scheinen und die mächtigsten Fürsten der Welt werden sich unserer Freundschaft rühmen.

„Diese Grundsätze allgemeiner auszubreiten und die ehmalige Vertraulichkeit und Freundschaft der alten Eidgenossen wieder anzufrischen, hat die Stiftung dieser Gesellschaft zur Absicht."

Von großer Wirkung war auch jene Stelle, in welcher Dr. Hirzel sich in begeisterter Weise über das Verhältniß der Entstehung der helvetischen Gesellschaft zu Balthasars „Traum" aussprach und den tiefen Eindruck offen bekannte, den jene Schrift, welche eine so herbe Kritik der bestehenden Zustände enthielt, auf ihn und seine Freunde gemacht hatte. Er sagte:

„.... Mir blutete das Herz bei dem Anblick dieses vortrefflichen Werkchens. Ich verehrte die Vorsehung unsers Gottes, der in einem katholischen Kanton einen Weisen begeistert, solche Vorschläge zu thun, in welcher ich ehrfurchtsvolle Spuren einer außerordentlichen Vorsorge für unser liebes Helvetien entdeckte. Mein Bodmer, dieser theure Vater, dem ich meine Einsichten, meine patriotischen Empfindungen und meine Glückseligkeit meistens zu verdanken habe, kann Zeuge sein von dem Entzücken meiner Seele, welches mich damals belebte. Er selbst empfand nicht weniger die bezaubernden Wirkungen dieses „Traums", welcher ihm von ferne die Glückseligkeit des Vaterlandes in dem hellsten Lichte zeigte. Er half mir alle möglichen Mittel ausdenken, wie dieser Traum könnte in Wahrheit verwandelt werden. Wir wollten nach und nach in allen Kantonen Gesellschaften errichten, welche die Beförderung der Staatswissenschaft zur Absicht hätten...."

Hirzel schildert nun die Berufung nach Schinznach durch Iselin und seinen Bruder Salomon und fährt fort:

„... Mit einemmal sah ich mich im völligen Besitz aller meiner Wünsche. Die Zahl der Glieder einer solchen Gesellschaft

durfte nur vermehrt und aus allen Orten ergänzt werden, so war der „Patriotische Traum" erfüllt. Die wahren eidgenössischen Empfindungen mußten nothwendig allgemeiner werden; in den Herzen der Mitglieder, die das Glück der Eidgenössischen Freundschaft und Liebe hier kennen zu lernen Anlaß hätten, würde nothwendig die Begierde entstehen, dieses Glück auf ihre Kinder fortzupflanzen, sie würden nach und nach solche in eine vereinigte Schule, in die Hände würdiger Aufseher und Lehrer übergeben, welche in ihren zarten Gemüthern den eingestreuten Samen der vaterländischen Tugenden zur Zeitigung bringen würden."

Zur Andacht steigerte sich aber die gehobene Stimmung der Versammlung, als Felix Balthasar derselben die von seinem Vater niedergeschriebenen und der helvetischen Gesellschaft gewidmeten „letzten Wünsche eines helvetischen Patrioten"[37] vorlas, in welcher Denkschrift Balthasar kräftig betonte, daß die seitherigen Verbesserungen in den politischen Einrichtungen „meistentheils nur die äußerliche Hülle des helvetischen Wesens, nicht aber das Innere des Staatsgebäudes betreffen, als welches noch sehr weit von der systematischen Harmonie, die es haben sollte und könnte, entfernt sei". Mit Freude begrüßte er deßhalb die helvetische Gesellschaft im Ganzen und ihre hervorragendsten Mitglieder im Einzelnen, deren Tendenz er in der Aufgabe erkannte, „sich über die Krankheiten des Vaterlandes zu besprechen und dem Weg und den Mitteln nachzudenken, wie etwa dieselben mit der Zeit zu heilen und vor allen weitern Anfällen geschirmt werden möchte", um dann am Schlusse die folgenden Segensworte über die Versammlung auszusprechen, welche nach einer spätern Mittheilung Dr. Hirzels an Laurenz Zellweger allen Zuhörern Thränen entlockten:[38]

„O, wenn mich jetzt die Kraft des Herrn wie Ezechiel hinrisse und mich auf einen Hügel, Schinznach gegenüber, trüge

und in meinen Ohren der Befehl ertönte: „Du Menschenkind, rede, prophezeie, was wird aus dieser Versammlung werden", so würde ich in Demuth antworten: „Herr, das weißt du allein! Mir ist weiter nichts bekannt, als daß reine Absichten von Ehre und Tugend, von Liebe für den Wohlstand des Vaterlandes ihre Herzen durchströmt, sie versammelt und vereinigt hat. Darum, o Herr, flehe ich dich an, sie doch mit Heil und Frieden zu segnen, damit die bereits erstarrten Gebeine mit dem frischen Fleisch der Liebe und Eintracht überzogen, die Ueberzogenen näher zusammen gefügt und belebt und ein ganzes Heer von freudig vereinigten Eidsgenossen nur für einen Mann könne gezählt werden; für einen Mann zur Zeit der Noth, für einen Mann zur Zeit des Friedens, wie du, o Herr, sie jetzt versammelt siehst.... Segne die funkelnden Lichter des Witzes und der Gelehrsamkeit, damit ihre Strahlen sich immer mehr ausbreiten und das Vaterland beleuchten und verherrlichen: also daß die durch eine edle Wetteiferung entflammten Nachahmer in allen Arten der Wissenschaften ihre Denkkraft so hoch schwingen, daß sie gleich den Griechen und Römern für seltene und wahre Muster der gelehrten Welt können angepriesen werden und dadurch den benachbarten Völkern immer mehr in die Augen leuchte, daß die Schweizer nicht allein mit dem Degen in der Faust, sondern auch mit dem Federkiel ihnen die Spitze bieten dürfen! Lasse doch immer mehrere Männer von Weisheit und Tugend an das Ruder der Regierung gelangen, damit durch ihren Rath, Hülfe und Beistand das Staatsgebäude verbessert, mit den wahren Grundsäulen gestützt und so der Eidsgenossenschaft eine Festigkeit ertheilt werde, die sie unzertrennlich und somit auch unüberwindlich macht."

Aber schon in dieser ersten auf der Grundlage des 1762 festgestellten Programms gehaltenen Versammlung sollte der Versucher an die patriotischen Freunde herantreten in der Person

des damaligen französischen Gesandten d'Entraigues (Zellwegers Marquis d'Intrigues), der diese Zusammenkünfte schon ausspionirt hatte und nun mit der Gesellschaft in direkte Verbindung zu treten versuchte. Er sandte nämlich ein Schreiben an die Gesellschaft, in welchem er derselben die Herausgabe einer neuen gelehrten Zeitung in Paris ankündigte, sich als Vermittler zwischen diesem Journal und der Gesellschaft anbot und einige (im Protokoll unerwähnt gebliebene) Fragen an die Gesellschaft richtete. Diese wies den höflichen Vorschlag an eine Kommission, auf deren Antrag derselbe aber abgelehnt wurde, wenn auch ebenfalls in sehr höflicher Weise. Die Gesellschaft bemerkte jedoch dem Marquis, „daß diese neue (Journal-) Unternehmung eigentlich nicht in die Absichten hiesiger Gesellschaft einschlage, da es bei dieser mehr um Vertraulichkeit, Vaterlandsliebe und **wahre Gesinnungen**, als um Gelehrtheit zu thun sei". So scheiterte dieser oft gemachte aber nicht immer von Erfolg begleitete Versuch der französischen Diplomaten, einflußreichen Männern eine Korrespondenz anzubieten, bei unsern ehrlichen Patrioten eben so vollständig, wie dieß bei einem spätern Versuche mit einem einzelnen Mitgliede derselben der Fall war.[39] Dieser stillschweigende Protest gegen die französische Intimität war jedoch eine entschiedene That in jener Zeit, da so viele schweizerische Staatsmänner im engsten Verkehr mit Frankreich und in dessen Sold standen. Die Männer hatten gezeigt, daß es ihnen mit ihrer patriotischen Gesinnung Ernst war.

Eine weitere Leistung, die Vorlage zweier Erziehungsreformpläne Bodmers und Dr. Zellwegers werden wir an anderem Orte berühren und bemerken hier nur noch, daß die Versammlung zur Berathung dieser und anderer Fragen eine aus Fellenberg, Iselin, Valentin Meyer und Schinz zusammengesetze Kommission ernannte, zum beständigen Sekretär Salomon Hirzel und zum Präsidenten für 1764 einen der Stifter der Gesellschaft, Isaak

Iselin, wählte. Außerdem gab die Gesellschaft ihre Anhänglichkeit an den alten Balthasar speziell noch dadurch zu erkennen, daß sie ihm den Titel eines Vaters und Vorstehers der Gesellschaft beilegte.

Damit schloß diese erste Versammlung der nun fest organisirten Gesellschaft, welche schon bei diesem ersten Auftreten so kräftige Zeichen ihrer patriotischen Gesinnung wie ihrer politischen Tendenz gegeben hatte, und in gehobener Stimmung zogen die Freunde heim mit dem feierlichen Versprechen, sich im nächsten Jahre zur selben Zeit wieder zu sehen. Welch' tiefen Eindruck aber diese ernsten und heitern Erlebnisse auf sie gemacht hatten und welche freudige Hoffnungen für die Zukunft sie belebten, davon gibt ihre Korrespondenz reiche Auskunft. So schrieb Dr. Hirzel an Dr. Zellweger:[40] „Man trennte sich mit Wehmuth von einander und ging mit dem Entschluß heim, durch gute Handlungen sich bei Haus die Zeit zu versüßen, bis wir im Maien des folgenden Jahres wiederum die seligsten Freuden genießen könnten. Mein Vater! mein Freund! Der Erfolg dieser Versammlung hat wirklich alle Hoffnung übertroffen und es läßt mir keinen Zweifel übrig, daß diese Gesellschaft nicht endlich ihren gesegneten Zweck erreichen und durch ihre Bemühung eine wahre eidgenössische Liebe und Vertraulichkeit sich allgemein ausbreiten werde." Ein anderes Mitglied, das sich zwar in den Versammlungen nie hören ließ, dieselben auch nur spärlich besuchte, aber doch von warmer Theilnahme für ihre Bestrebungen beseelt war, Stadtschreiber Sulzer von Winterthur, schrieb sogar:[41]

„Vor drei Wochen bin ich in Schinznach zu einem Eidsgenossen gemacht worden. Aber Ihnen zu sagen, was ich da gesehen und gehört, erfordert allein einen Brief. Es ist ein besonderes Glück, daß ich diese Zusammenkunft nicht verabsäumt, denn die Gesellschaft ist jetzt auf fünfzig Personen geschlossen und es sind nur noch drei vakante Plätze vor, die für

Uri und einige zugewandte Orte, aus denen Niemand darin iſt, aufbehalten ſind. Dermalen waren anweſend ſiebenundzwanzig Mitglieder, alles Männer von der vortrefflichſten Denkungsart und von deren ungeheuchelter Freundſchaft gegen einander ſich die Eidsgenoſſenſchaft viel verſprechen kann. . . ."

Daß gar der enthuſiaſtiſche Iſelin, den Tſcharner und Tſchiffeli außerdem von Schinznach weg in Baſel beſucht hatten, überglücklich war, verſteht ſich von ſelbſt und mit überſtrömendem Herzen ſchrieb er an Hirzel:[42] „Ich habe es angelobt und will es halten; ich will täglich feuriger nach Weisheit und Tugend ſtreben!" Aber auch der ruhige Hirzel bekannte:[43] „Niemals hätte ich geglaubt, daß eine ſolche Menge ſo liebreich und vertraulich, wie von einem Geiſte beſeelt, in der anmuthigſten Harmonie leben könnte. Ich will mich fürohin vor der Menge nicht mehr ſcheuen, wenn ich immer mehrere Freunde des Guten, wahre Eiferer für das Vaterland kennen lerne und ihre Liebe erhalten kann. Dieſe Zuſammenkunft hat Wunder gethan; auch Leute, die ſonſt zur Vertraulichkeit nicht aufgelegt waren, hatte die allgemeine Geſinnung hingeriſſen und erwärmt."

Obgleich aus dieſer Stimmung die günſtigſten Ausſichten für die Verſammlung von 1764 ſich ergeben mußten, ward dieſelbe doch nur ziemlich ſchwach beſucht, da nur eilf Mitglieder und drei Gäſte eintrafen, unter ihnen Fäſi, Glutz, Abbé Hermann, die beiden Hirzel, Iſelin, Keller, Obmann Schinz, Sulzer und Dr. Zimmermann. Von den Bernern und Luzernern erſchien kein Einziger. Die Urſache davon lag in einer allgemeinen Aufregung, welche die in Luzern ausgebrochene und von Meyer niedergeſchlagene Verſchwörung, Unruhen in den Ländern und die von Frankreich willkürlich vorgenommenen Aenderungen an der Kapitulation erzeugt hatten, was Alles in eine Zeit fiel, da die Regierungen ein ſcharfes, mißtrauiſches Auge auf die Geſellſchaft zu richten begannen. Einige Mitglieder hatten ſogar vor-

geschlagen, die Versammlung für dießmal auszusetzen; doch hielt man schließlich für besser, ihr in der Stille den Fortgang zu gestatten.

Die Versammlung wurde mit der Trauernachricht von dem Tode des ältern Balthasar eröffnet, dessen Andenken Valentin Meyer durch eine der Gesellschaft zugesandte Biographie und Charakteristik des edeln Greisen feierte, die in die Verhandlungen aufgenommen wurden.

Wie die Segensworte Balthasars der Versammlung von 1763 eine höhere Weihe verliehen hatten, so war dieß auch 1764 von Seite eines andern patriotischen Greisen, des alten Dr. Laurenz Zellweger, der Fall, der in der nämlichen Stunde starb, als sein Neffe Johannes Zellweger jene Abschiedsworte vorlas, welche der würdige Greis an die Gesellschaft gerichtet hatte, ein Ereigniß, das die Herzen der Versammelten eben so tief bewegte, wie das Anhören von Balthasars politischem Testamente. Auch in diesem letzten, auf dem Sterbebette mitten unter quälenden Schmerzen verfaßten Schreiben beurkundete Zellweger die Frische seines Geistes und seine warme Vaterlandsliebe, indem er mit gewohnter Schärfe und Bestimmtheit und mit sehr seltener Anwendung einer feinironischen Verschleierung seiner Gedanken die Uebelstände der Zeit nochmals einer scharfen Kritik unterwarf. So leitete er sein politisches Testament durch die Aufzählung jener Ursachen ein, welche die hellenischen Republiken ihrem Untergange entgegengeführt hatten, in einer Darstellungsweise, welche so viel mehr auf die Schweiz als auf Hellas gemünzt war, daß er sogar seine eigenen Schicksale im Appenzeller Landhandel von 1732 mit ziemlich gewaltsamer Parallelisirung in sein Gemälde einreihte.[44] So bemerkt Zellweger über die öffentlichen Zustände:[55]

„... So bald aber das Mißtrauen, die Herrsch- und Habsucht, der Luxus, der Müßiggang, der Leichtsinn, die Verachtung der alten Fundamentalgesetze, Rechte und Gebräuche und eine

gänzliche Verdorbenheit der Sitten eingerissen, so sind die Republiken unter sich selbst in Uneinigkeit und eine nach der andern in Verfall gerathen und zuletzt alle von fremden Mächten unterjocht worden. Einige haben lieber, wiewohl zu ihrem eigenen Schaden, eine fremde Macht um Hülfe anschreien als sich Mitverbundenen unterwerfen wollen (Anspielung auf Genf und die katholischen Kantone in der Restitutionsfrage), wodurch denn beide Theile, diese durch ihre unbesonnene Herrschsucht und jene durch aufgebrachten Widerwillen und Desperation in's Elend gestürzt worden. Andere haben sich durch ihre von fremden Potentaten bestochenen Redner und Demagogen zur Unterwürfigkeit verleiten lassen; noch andere sind durch Kriegesmacht bezwungen worden. So viel Unheil hat die Uneinigkeit der Stände und die Verdorbenheit der Sitten des Volkes zuwege bringen mögen."

Nachdem Zellweger einige Hauptgebrechen der Zeit, das allgemeine Mißtrauen der Stände gegen einander, die Herrschsucht und Habsucht der regierenden Kaste, die Kluft, welche die Eidgenossen um ihrer Konfessionen willen getrennt hielt, in ironischer Weise aufführte, schleuderte er gegen den eingerissenen Luxus folgende Philippika:

„.... Der Luxus, der den Republiken so schädliche Luxus ist leider nur allzustark in unser geliebtes Vaterland eingerissen und will sich wie eine ansteckende Seuche aus den Städten auch in die Dörfer und auf die Berge ausbreiten, ein Uebel oder eine Eigenschaft, welche aus Hochmuth oder aus einer besondern Eigenliebe und Selbstgefälligkeit herzufließen scheint, aber nur eine Frucht der Leichtsinnigkeit und Niederträchtigkeit ist. Denn, anstatt daß Männer sich eine Ehre und freudiges Vergnügen machen sollten, dem Vaterland und ihren Mitbürgern nützliche Dienste geleistet zu haben und sich befleißen, denselben noch mehrere zu leisten, so belustigen sie sich hingegen an eitelm Pracht und bedünken sich groß zu sein, wenn sie mit Kutschen und

Pferden, kostbarem Hausgeräth, niedlichen Speisen und fremden Getränken prangen und in Gesellschaften in von Gold und Silber schimmernden Kleidern prangen können, da es denn wohl geschehen mag, daß mancher um seines Aufputzes willen hoch geachtet wird, und diese Hochachtung, wenn er dabei Verstand und Geschicklichkeit zeiget, behält, ein Anderer aber sie verliert, so bald man den Esel unter der Leuenhaut entdeckt....."

Auch schweizerische Staatsmänner jener Zeit werden mit der folgenden Stelle bedacht:

„....Man nimmt auch wahr, daß geizige und andere sonst wohlangesehene Männer, die sich der alten Simplizität schämen, ihr Vermögen aber nicht zureichen mag, die zu der im Schwang gehenden Pracht erforderlichen Unkosten zu bestreiten, sich, wenn sie in Aemtern stehen, zu Konkussionen in Landvogteien, zu Malversationen bei anderen Amtsverwaltungen, zur Venalität der Justiz ꝛc. verleiten lassen, man auch bei Aemterbesetzungen solche manchmal lieber den meistbietenden als den verständigsten tugendhaftesten und verdientesten Männern zutheilt; sich auch etwan Regenten und Volksanführer, wie oben von Athen gemeldet, durch fremdes Geld bestechen lassen und also so viel an ihnen steht des Vaterlandes Interesse und ihre eigene Ehre und Gewissen einem fremden Fürsten oder Herrn aufopfern.... Eine Verbesserung der Jugend ist aber durch ihre Auferziehung von ihren allbereit verderbten und unverbesserlichen Eltern nicht zu erwarten...."

Nachdem Zellweger unmittelbar darauf in den schon im einleitenden Abschnitte angeführten Verzweiflungsruf ausbrach, erhob sich der gesunkene Muth des Mannes im Hinblick auf die Bestrebungen der helvetischen Gesellschaft, denen er heiße Segenswünsche spendet, wie auch an dem großen Erziehungsplane Balthasar's, von dem er aussagt:

„....Es wäre also zu wünschen, daß man diesen patriotischen

Traum realisirte; er könnte meines Erachtens auch wohl realisirt werden, wenn man Muth und Herzhaftigkeit genug und die erforderliche Freigebigkeit besäße, einen Fond zu Bestreitung der Unkosten zusammenzuschießen".

Zellweger richtet dabei folgende Apostrophe an den sterbenden Balthasar, wobei er zugleich seine wie Balthasar's Bestrebungen segnend auf die helvetische Gesellschaft überträgt:

„....Dich aber, o Balthasar, großer Patriot, dich hoffe ich bald, bald in jenen seligen Gefilden anzutreffen, wo kein Heuchler mehr täuscht, kein Gewalthaber mehr quält, kein Calumniant mehr beunruhigt, keine falsche Politik mehr ärgert, wo lauter Licht Wahrheit Tugendliebe und wahre Seelenruhe herrschen. Da wollen wir unsere Wünsche vereinigen und den höchsten Herrn im Himmel anrufen und bitten, daß er diese ansehnliche helvetische Gesellschaft mit seiner Gnadenhand unterstütze und alle ihre zur Ehre und zum Wohlsein des Vaterlandes und zum Unterricht seiner Einwohner abzielenden Bemühungen mit seinem kräftigen Gedeihen begleite."

Zur steten Erinnerung an Zellweger wurde dem Verhandlungshefte von 1764 noch eine von Dr. Hirzel verfaßte Biographie und Charakteristik des appenzellischen Patrioten angehängt.

Die Eröffnungsrede von Iselin, der dabei nach eigenem Bekenntnisse von „einer süßen Schwärmerei dahingerissen" wurde, und dessen „Herz in einer edlen Freude schwamm", war von weit geringerer Bedeutung, als die vorjährige von Dr. Hirzel und die übrigen Arbeiten dieses Jahres. Bemerkenswerth ist nur, daß Iselin die Bestimmung der helvetischen Gesellschaft dahin beschränkte, eine „edle verehrungswürdige Zusammenverschwörung" zu sein, deren Aufgabe wesentlich darin bestehe, „die Rechte der Tugend und Menschlichkeit im eigenen Herzen triumphiren zu machen, ein bewunderungswürdiger Kampf wider

mächtigere Tyrannen, als die, welche eure Altvordere vertrieben haben, wider die Vorurtheile, wider die Leidenschaften".

Eine wesentliche Erweiterung erhielt jedoch die Gesellschaft dadurch, daß sie das Institut der beständigen Gäste schuf, deren Zahl jedoch nicht über vierundzwanzig ansteigen sollte.

Auch diese Versammlung der Gesellschaft, über welcher nun die Segensworte zweier hochsinnigen Greise schwebten, ließ bei den Theilnehmern tiefe Eindrücke zurück, wie auch das erst im Frühjahr 1765 herausgegebene Heft der Verhandlungen mit Wärme aufgenommen wurde. Mit vollem Recht bemerkte Stadtschreiber Sulzer seinem Freunde, dem Aesthetiker Sulzer, hierüber in einem vom 12. Februar datirten Briefe: "

„Die Abhandlungen von 1764 athmen alle den wahren patriotisme, die Vaterlands- und Tugendliebe, die menschenfreundlichste Gesinnung". Am besten gefällt ihm der von Dr. Hirzel verfaßte Aufsatz über Dr. Zellweger. „Die Schilderung eines der besten und liebenswürdigsten Menschen, der zugleich ein großer Geist war, setzte mich in die süßeste Wehmuth. Ein gemischtes Gefühl von Bewunderung, von Verehrung und dem Verlust eines solchen Mannes brach bei mir in Thränen aus, und ich bedauerte, daß ich Zellweger niemals persönlich gekannt hatte". Der Styl in der von Meyer verfaßten Gedächtnißschrift auf Balthasar schien ihm dagegen „allzugezwungen, undeutsch und hart. Er fängt in dem Ton eines Dithyramben-Poeten an". Dies fand er aber erklärlich, denn: „Die schönen Wissenschaften sind nur erst kurz nach Luzern verpflanzt worden und können da noch keine so lieblichen Früchte tragen wie in Zürich, wo sie schon lange von den geschicktesten Händen gewartet worden."

Den Culminationspunkt der ersten Blüthezeit der Gesellschaft bildete jedoch die Versammlung von 1765, welche zugleich die weitaus zahlreichste in der ersten Periode der Gesellschaft war, da sie von fünfundvierzig Mitgliedern besucht wurde, unter

denen die Zürcher Salomon Geßner, beide Hirzel, Hauptmann Keller, der junge Lavater, Stadtschreiber Sulzer von Winterthur, der spätere Professor Füßli, die Berner v. Graffenried, Kilchberger, Nikolaus Emanuel Tscharner (Pestalozzi's Arner), Tschiffeli und zwei von Wattenwyl, Bibliothekar Sinner und Dr. Zimmermann, die Luzerner Felix Balthasar, Valentin Meyer, zwei Pfyffer, die Basler Iselin und Professor Bernoulli, ferner Landsfähndrich Heer und Landammann Tschudi von Glarus, der in diplomatischen Geschäften vielfach verwendete Stadtschreiber Hofer von Mühlhausen, Ulysses von Salis, Hofrath Schmid, Dr. Stockar von Schaffhausen, Hauptmann Johannes Zellweger und viele andere tüchtige und verdienstvolle Männer sich befanden. Einen Hauptreiz gewann ferner diese Zusammenkunft durch die Gegenwart zweier Gäste, welche die äußersten Spitzen der damaligen bürgerlichen Gesellschaft repräsentirten, des würtembergischen Fürsten Herzog Ludwig Eugen und des zürcherischen Bauers Jakob Gujer, genannt Kleinjogg, den Dr. Hirzel mitgebracht hatte, ohne daß jedoch das Protokoll der Gesellschaft von diesem letzteren Besuche, auf den wir wiederholt zurückkommen werden, Notiz nahm. Wieder wurde die Zahl der Mitglieder erweitert und auf siebenzig festgesetzt und zum Präsidenten des Jahres 1766 der bernische Patrizier v. Wattenwyl Landvogt von Nidau gewählt. Von Bedeutung für den Geist und Charakter der Gesellschaft war auch der Beschluß, sowohl Balthasar's „Träume" als Bodmer's „Entwurf einer helvetischen Tischgesellschaft" in das Verhandlungsheft aufzunehmen.

Von eigenthümlicher Bedeutung war auch die Versammlung von 1766, in welcher viele neue Mitglieder aufgenommen wurden, unter ihnen der Berner Karl von Bonstetten, eine der interessantesten Erscheinungen dieser Uebergangsperiode und Professor

Planta, der Gründer der Erziehungsanstalt von Haldenstein-Marschlins.

An diese Versammlung knüpft sich auch die Entstehung einer der interessantesten literarischen Erscheinungen jener Tage, in der das patriotische Pathos jener Männer einen eben so originellen als kräftigen poetischen Ausdruck erhielt, der bekannten Schweizerlieder Lavater's, auf die wir ebenfalls an geeigneter Stelle zurückkommen werden.

Erwähnung verdient noch, daß in dieser Versammlung Salomon Hirzel die Anlegung einer Sammlung historischer Urkunden in einer längeren Auseinandersetzung anregte, in welcher er den Werth und die große Bedeutung der Urkunden für eine richtige Erkenntniß unserer älteren Geschichte mit beredeten Worten schilderte und zugleich die Richtigkeit seiner Behauptungen an verschiedenen Beispielen gründlich nachwies.

Mit dieser Versammlung schließen wir die erste Periode, die frische Blüthezeit der Gesellschaft, über deren bisher heiteren ungetrübten Horizont schwere Wetterwolken aufzuziehen begannen. Ehe wir jedoch auf die Darstellung des äußeren und inneren Kampfes übergehen, den die patriotische Gesinnung dieser Männer siegreich durchführte, versuchen wir es, einen prüfenden Blick auf ihre Leistungen zu werfen und jene vielfach anregende Thätigkeit der Gesellschaft auf den verschiedensten Gebieten zu schildern, durch welche sie die intellektuelle Ursache unserer politischen Regeneration geworden ist. Wir beginnen diese Reihe mit der Darstellung jener Bestrebungen, welche unmittelbar an die Beweggründe der Entstehung der Gesellschaft sich anschließen, mit ihren Erziehungs-Reformplänen, anknüpfend an Balthasar's patriotischen Traum.

4. Pädagogische Bestrebungen der helvetischen Gesellschaft.

Es muß auffallen, daß der Name Bodmer's, der mit den hauptsächlichen Stiftern und bedeutendsten Mitgliedern der Gesellschaft in sehr freundschaftlichen Beziehungen stand und sich lebhaft für die Gesellschaft interessirte,[47] den die Gesellschaft sogar zu ihren Stiftern zählte, nirgends auf den Verzeichnissen der bei den Versammlungen anwesenden Mitglieder erscheint, obwohl Bodmer's Intimus Breitinger wiederholt an denselben Theil nahm. Ein Grund dieses persönlichen Ausbleibens mag wohl in dem ziemlich vorgerückten Alter des (1698 gebornen) Bodmer liegen, was jedoch bei dem rüstigen Manne und der geringen Entfernung des Bades Schinznach von Zürich nicht als ein unübersteigliches Hinderniß angesehen werden darf.

Um die vollständige Lösung dieses Räthsels zu finden, müssen wir uns in das Jahr 1758 zurückversetzen, da Balthasar's patriotischer Traum erschien und seine Idee einer Reform des Lebens durch eine bessere Erziehung des jungen Patriziats auch von Bodmer mit Begeisterung ergriffen wurde. Ohne zu Balthasar's Vorschlägen wesentlich Neues hinzuzufügen, bemächtigte sich Bodmer derselben mit etwas gewaltthätigem Eifer und vertheilte unter seine Freunde den mehrerwähnten „rohen Entwurf einer helvetischen Tischgesellschaft", ein Projekt, das im Grunde nichts anderes war, als Balthasar's Jugendseminar und sich von demselben nur dadurch unterschied, daß Bodmer ein aus den jungen Leuten zu bestellendes Ehrengericht für Disziplinarfehler aufstellen und auch körperliche Arbeiten einführen wollte,

wobei jedoch der dreijährige Kurs Balthasar's auf einige Monate reduzirt wurde. Zugleich beabsichtigte Bodmer sein Institut durch Privataktien zu erstellen und sprach später die bestimmte Erwartung aus, daß die helvetische Gesellschaft das Werk übernehmen werde. Auch der junge Wieland, der damalige Liebling Bodmer's, ließ sich, wohl auf Bodmer's Anregung, zu einer ähnlichen Schrift herbei, in welcher besonders die Ausführbarkeit des Planes lebhaft betont wurde. Das Projekt fand jedoch keinen Anklang und Wieland ging schon 1760 wieder nach Deutschland zurück.

Bodmer war aber weit davon entfernt, seinen Plan aufzugeben und längere Zeit vor der festen Konstituirung der helvetischen Gesellschaft bildete derselbe den wesentlichen Inhalt seiner Korrespondenz mit den Freunden. So schrieb er schon Ende Dezember 1761 an Laurenz Zellweger:[48]

„Sie wissen sich noch wohl zu erinnern, was ich für einen Entwurf eines helvetischen Seminarii gemacht habe, zu welchem die reicheren reformirten Stände den Grund legen und das halbe Gebäude aufführen sollten, in der Grafschaft Baden; wenn die Hälfte im Stande wäre, nicht nur das Gebäude, sondern auch die Information herzustellen und man die gute Einrichtung in der That vor Augen sähe, sollte man die katholischen Kantone eingeladen haben, den anderen Theil in paritate Informationi zu bauen und zu übernehmen. Um aber sie zu soulagiren und sich in gute Gunst bei ihnen zu setzen, sollte man diesem Institute die Einkünfte der Grafschaft Baden zugeeignet haben. Also sollte Baden nicht restituirt und doch auch nicht behalten, sondern ad usus publicus Helvetiorum gleichsam sequestrirt worden sein. Ein Contubernium sollte unter den jungen Leuten aller Kantone angestellt worden sein, welches Bekanntschaft und Freundschaft bis in das männliche

Alter gepflanzt hätte. Aber das sind bei unseren großen politicis suaviludia und somnia platonica.«

So wie die helvetische Gesellschaft sich fest organisirt hatte, gab Bodmer seinen Plan durch Vermittlung seines jüngeren Freundes Dr. Hirzel der Gesellschaft ein, welcher derselben auch mit einem ähnlichen von Dr. Zellweger entworfenen von Hirzel am 17. Mai 1763 vorgelegt und von ihr einer Kommission zur Prüfung übergeben wurde, in der Iselin und Professor Fellenberg sich befanden. Nach dem Antrage dieser Kommission[49] wurde dann sowohl Bodmer's als Dr. Zellweger's Projekt „zwar in ihrer Natur und Absicht sehr vortheilhaft befunden. Doch — setzt der offizielle Bericht hinzu — so gern man deren Erfüllung wünschte, hat man sie noch bis auf bequemere Zeiten für solche Unternehmungen ausgesetzt; unterdessen aber Herrn Stadtarzt Hirzel aufgetragen, beiden verehrungswürdigen Männern dafür zu danken und ihren weisen Rath und Aufmunterung ferner zu erbeten."

1764 las Dr. Hirzel der Gesellschaft das Abschiedswort Zellweger's vor, in welchem derselbe neuerdings die Gesellschaft aufforderte, den — wie Zellweger und der Redaktor der Verhandlungen, Salomon Hirzel, ganz richtig die Sachlage bezeichneten — von Balthasar entworfenen, von Bodmer neubearbeiteten Plan einer eidgenössischen Pflanzschule in Erwägung zu ziehen, wobei Zellweger in seiner resoluten Weise hinzusetzte:[50] „Diese patriotischen Träume könnten gar wohl realisirt werden, wenn man Muth und Herzhaftigkeit genug und auch die erforderliche Freigebigkeit besäße, einen Fond zu Bestreitung der Unkosten zusammzuschießen."

Die Gesellschaft setzte hiefür wieder eine Kommission von vier Mitgliedern nieder und faßte dann, wohl wegen der in jenem Jahre so kleinen Zahl der Theilnehmer, auf deren Antrag den verschiebenden Beschluß: „Diese Angelegenheit sei viel zu

betrachtungswürdig, als daß die Gesellschaft unterlassen könnte, das Mögliche zu thun; sie werde deßhalb allen Mitgliedern besondere Betrachtungen hierüber zu bedenken anheim geben". Auch Dr. Hirzel sprach sich indessen in seiner den Verhandlungen von 1764 angehängten Biographie Zellweger's [51] dahin aus, daß die Mitglieder der Gesellschaft sich noch insbesondere entschlossen hätten, nach den Vorschlägen Balthasar's, Zellweger's „und des uns Gott gebe noch lange zurückgelassenen Bodmer an der Errichtung einer gemeineidsgenössischen Schule zu arbeiten".

In der Zwischenzeit bis zur Zusammenkunft von 1765 wurde nun das Projekt in der Korrespondenz der Freunde lebhaft behandelt und Manche von ihnen sprachen sich mit aller Entschiedenheit für sofortige Anhandnahme durch die helvetische Gesellschaft aus. So schrieb Johannes Zellweger, der Neffe Laurenz Zellweger's und treue Erbe seiner patriotischen Gesinnung, an Dr. Hirzel: [52]

„....Unser vortrefflicher Bodmer hat mir seinen neuen Plan einer helvetischen Gesellschaft gezeigt. Wäre es nicht möglich, solchen auszuführen? Er ist beglaubt, daß mit 100 Aktien jede von 100 Kronthalern man ein wohlgebautes Haus und Güter genug erkaufen könnte, die zwei Vorsteher und etwa 12—15 Knaben daraus zu unterhalten. Ich glaube auch, daß dieses möglich wäre (und das könnte der Kleinjogg am besten sagen), wann erstlich das Haus und die Güter in wohlfeilem Preis könnten erkauft werden und dann die jungen Leute alle Tag wenigstens drei à vier Stunden auf dem Feld arbeiten wollten, wann der Wein von ihrem Tisch bannisirt und sie zu Milchspeisen angewöhnt würden. Allein, ich weiß nicht gewiß, ob man 100 Aktionisten finden thäte. Wann mithin jegliches Mitglied von der Schinznachergesellschaft eine Aktie nähme, so wären circa die Hälfte verbraucht und es sollten wohl noch so viel wohlver-

mögliche und wohldenkende Leute in der ganzen Schweiz zu finden sein.... In unserm Appenzellerland wüßte ich nicht viel Actionen anzubringen; hingegen würde ich von Zürich das Mehrste erwarten, da in dieser Stadt nicht nur viele Reiche, sondern auch zu guten Einrichtungen freiwillige Geber wohnen."

In einem Schreiben vom 16. Februar bemerkt Zellweger, daß er den Entwurf Bodmers dem jüngeren Balthasar zugeschickt habe und fügt folgende Bemerkungen bei:[53] „... Ich achte es auch nicht für eine Nothwendigkeit, die jungen Leute von ihrer bisherigen Lebensart ganz zu entfernen. Allein wenn man einen nicht stärkeren Fond hätte und nebst zwei Vorstehern 12—15 Pensionaires gratis unterhalten wollte, müßte man nothwendig in den täglichen Ausgaben sehr sparsam verfahren. Dero Einschlag, ehe man das große Werk vornimmt, eine kleine Probe mit Wenigen in etwelcher Stadt zu machen, um zu erfahren, ob dieses Unternehmen dem erwarteten Effect entspreche oder nicht, gefällt mir wohl und ich möchte wünschen, daß nächstkommendes Frühjahr hierin etwas erzielt werden könnte. Aber ich stelle mir wohl vor, daß auch dieses seine Schwierigkeiten finden wird...."

Wenige Tage darauf (im Schreiben vom 25. Februar) spricht Zellweger seinem Freunde und späteren Schwager Dr. Hirzel seine Freude darüber aus, „daß unsere Solothurner-Freunde Geschmack an Herrn Bodmers Vorschlag finden", was ihm Hoffnung macht, „daß nächstkommenden Frühling hierin etwas Nützliches erzielt werden dürfte". Und noch wenige Tage vor dem Zusammentritt der Gesellschaft meldet er Hirzel, daß Balthasar ihn mit einer Antwort beehrt und ebenfalls die Hoffnung ausgesprochen habe, „daß das Contubernium helveticum zu Stande kommen dürfte".

Obgleich diese Mittheilungen zur festen Aussicht berechtigten, daß die Versammlung von 1765 einen entscheidenden Schritt in der Sache thun würde, blieb sie dennoch wieder liegen. Obwohl am ersten Tage der Zusammenkunft wenig gegen die Ausführung

dieses Erziehungsplanes eingewendet wurde, änderte sich die günstige Wendung, welche die Angelegenheit zu nehmen schien, am zweiten Tage plötzlich und mit großem Mißbehagen berichtet Salomon Hirzel:[54] „da man nichts mehr dagegen erwartete, stellte man die unterweilen gesammelten Bedenken in solcher nachdringender Stärke vor, daß sie jeden Hörer zum Erstaunen brachten". Dazu kam noch ein unerfreulicher Zwist hinsichtlich der Frage über die Aufnahme neuer Mitglieder, ein störender Zwischenfall, welcher zwar rasch beigelegt wurde, aber doch in Vielen das beschämende Bewußtsein weckte, daß auch diese „edelsten Eidsgenossen" an menschlichen Schwächen litten. In der Erziehungsfrage verständigte man sich zu dem wenig sagenden Beschlusse, Bodmer den wärmsten Dank der Versammlung auszusprechen „für die so liebreiche und geschickte Aufmunterung und Eröffnung seines klugen Entwurfes", und seinen Plan wie Balthasars „Traum" den Verhandlungen von 1765 beizudrucken. In der Sache selbst wurde aber nichts gethan, sondern man begnügte sich, dieselbe zu näherer Prüfung auf die Zusammenkunft von 1766 zu verschieben.[55]

Das war nun freilich eine Haltung, die von den Absichten vieler Mitglieder weit entfernt lag und manche bittere Klage ward darüber laut, daß man zwar mit schönen Worten nicht geize, aber zu unentschlossen zum Handeln sei. Schon im Sommer 1764 schrieb Johannes Zellweger an Dr. Hirzel:[56] „Ich habe wieder Heimweh nach Schinznach und mir geschieht zu kurz, wenn ich sterbe, ehe ich noch eine solche Versammlung gesehen habe. Jedoch wünschte ich, daß dergleichen Zusammenkünfte mehr Einfluß auf die Aktivität ihrer Glieder hätten in Absicht auf die Verbesserung der Sitten, Entfernung der Vorurtheile" 2c. Zellweger theilte ferner dem Freunde mit, daß er beabsichtige, die Verhandlungen der Gesellschaft seinen Landsleuten, auch den Bauern, zu lesen zu geben, um auch in dieser Weise für die

Verbreitung ihrer Ansichten zu wirken. Weit kräftiger sprach sich aber Zellweger nach der Zusammenkunft von 1765 aus, indem er Hirzel in einem Briefe vom 13. Juni bekannte, daß er von der Gesellschaft nicht mehr ganz so gut denken könne, wie früher. Dann setzte er hinzu: „Je mehr ich die Beschaffenheit dieser Gesellschaft, deren Endzweck so löblich und rühmlich ist und zu deren Befestigung man alles anwenden sollte, überlege, je mehr nehme ich gewahr, daß nothwendig in vielen Stücken festere Grundsätze und auch thätliche Verbesserungen müssen vorgekehrt werden, wann wir vermeiden wollen, daß diese Societät nicht nach und nach avilirt oder gar zernichtet werde. Wir müssen Alles anwenden, unser Band, welches Freundschaft gebunden hat, durch rühmliche Thaten fester zu verknüpfen."

Noch entschiedener sprach sich der praktische Mann, *) der sich mit der guten Gesinnung allein nicht begnügte, sondern ihre Verwirklichung im Leben verlangte, im folgenden an Dr. Hirzel gerichteten Briefe vom 22. Juli aus:

„.... Je mehr ich überlege, so ist eine große Reputation und nur in Worten bestehende freundschaftliche Aeußerungen nicht genug, unserer Societät einen langen Bestand zu geben. Wir müssen die große Reputation durch Thaten verdienen, sonst ist unser Ansehen nur eitel Betrug und Thorheit; Betrug, wenn wir Andere verleiten, besser von uns zu denken, als wir es in der That verdienen; Thorheit, wenn Andere thorecht genug sind, ohne unser Hinzuthun allzu vortheilhaft unüberlegter Weise von uns zu denken. ... Unsere Societät hat dieses vor vielen andern zum Voraus, daß sie eine Wahl der besten und redlichsten Eidsgenossen ist. Sie bestehet aus geschickten, vernünftigen, hochangesehenen, vertragsamen und starken Gliedern, die diese Qualitäten mit Wissenschaft, guten Sitten und dem besten Herzen, das für

*) Zellweger war Kaufmann und Fabrikant.

das Wohl des Vaterlandes ungemein besorgt ist, verknüpfen. Schöne Tugenden! Schon wann sie ein Jeder nur in seinem Vaterland (d. h. nach der Ansicht jener Zeit, wie später zu beweisen, in seinem Heimatkanton) ausübt, viel schöner aber in meinen Augen, wenn wir einander in unseren Zusammenkünften zu deren allgemeinen Ausübung den Anlaß geben, uns anreizen und aufmuntern könnten. Ich schätze mich glücklich, der geringste und der unwürdigste von dieser Gesellschaft zu sein, für die und für ein jedes Glied derselben ich von Hochachtung ganz eingenommen bin. Mir ist, ich sehe in allen eine große Begierde, Gutes zu thun. Man muß also nur diese Begierde rege machen und in etwelchen Effect setzen.... Nehmen Sie mir doch diese meine freimüthigen Gedanken nicht übel auf. Gedenken Sie, daß ich ein Appenzeller bin, der sich alle Freiheit im Reden und Schreiben anmaßt, der es aber auch wohl ertragen könne, wenn man seine Gedanken gerade über den Haufen wirft. Führen Sie mich, wie ein Vater sein Kind führt; ich will mich Ihnen gern übergeben."

Und noch in einem Briefe vom 26. August wiederholt Zellweger:

„Ich gestehe Ihnen, daß ich mit unserer Societät nicht in allen Stücken wohl zufrieden bin und daß ich befürchte, sie dürfte von ihrem Credit vieles verlieren, wenn man nicht auf gewisse Maßregeln bedacht ist. Ich weiß, daß mehrere Mitglieder nicht besser zufrieden sind, denn ich und ich habe mich erkühnt, es Ihnen als dem würdigen Stifter dieser Gesellschaft zu sagen."

Mit hohem Entzücken spricht sich dagegen Zellweger über das im folgenden Auszuge eines Briefes an Dr. Hirzel vom 23. Januar berührte Anerbieten Tschiffeli's, die Ausführung des Projekts von sich aus an Hand zu nehmen, aus: „... Sagen Sie doch bei Anlaß dem besten Patrioten, unserm großen Tschiffeli, daß ich seinen Entschuß, die Ausführung eines Helve-

tischen Contubernii zu übernehmen, mit einer rauschenden Entzückung vernommen habe. Er, Er ist würdig, diesen Plan, den ein Luzerner geträumet, ein Züricher verbessert und ein Berner in's Werk setzen soll, so geschickt als nützlich auszuführen. Er ist der erste unserer Gesellschaft, der lieber etwas Gutes thun, als nur davon reden will. Gott sei dein reicher Vergelter, fürtrefflicher Tschiffeli! Er segne dich und schenke dir ein langes Leben. Dieser Entschluß gibt unserer Societät einen neuen Gang; denn wie schimpflich wäre es nicht für uns gewesen, wenn einer außer uns diese Ausführung unternommen hätte. Ich umarme dich und küsse dich und küsse dich noch einmal, theurer Tschiffeli, wegen dem großmüthigen Entschluß. Denn diese Unternehmung liegt tausendmal besser in den Händen eines einzelnen Mannes, als in denen von Vielen. Der Plan ist allzu weitläufig für eine Societät. Aber wir dürfen nicht müßig sitzen, wir müssen ihm helfen, wir müssen ihm Geld und was wir können anerbieten und dann erwarten, ob er es annehmen will. . ."

Wie es scheint, fühlte sich Dr. Hirzel durch diese ebenso aufrichtige als überschwängliche Lobeserhebung etwas verletzt, da Zellweger ihn in einem Schreiben vom 2. Februar mit den folgenden ehrlichen Worten zu beschwichtigen versuchte: „. . . Ich habe mein Lob für Tschiffeli in meinem letzten Brief in etwas übertrieben. Er ist nicht der Erste von uns, der lieber etwas Gutes thun als etwas Gutes reden will. Viele von unserer Societät und Sie selbst, mein Theuerster, haben es gethan, aber nicht auf eine so eclatante Weise für die Societät, wie dieses Unternehmen wäre."

Während so der Drang nach kräftiger Gestaltung der Erziehungs-Ideale in den Herzen einzelner Mitglieder ungestüm gährte und die Erziehungspläne wohl die Köpfe Aller lebhaft beschäftigten, war die Zeit für die Versammlung von 1766 heran-

gerückt, in welcher Bodmers Plan wieder eifrig besprochen wurde, bei welchem Anlasse jedoch ein neues Projekt plötzlich auftauchte, das alle früheren Pläne in den Hintergrund drängte. Es war der von dem Bündner Professor Planta gegebene ausführliche Bericht über das von ihm gestiftete und von Planta und dem trefflichen Pädagogen Dr. Nesemann geleitete Erziehungsinstitut von Haldenstein,[57] ein Unternehmen, welches, angeregt durch die in Deutschland vollzogene Reform des Unterrichts, den Tendenzen der Gesellschaft in eben so unerwarteter als erfreulicher Weise entgegenkam. Da dieß Institut neben seiner großen Bedeutung hinsichtlich der von ihm herrührenden Anregungen zur Reform unseres öffentlichen Erziehungswesens sowohl wegen der von ihm ausgegangenen Staatsmänner, als auch um der Protektion willen, welche die helvetische Gesellschaft ihm angedeihen ließ, nicht nur vollständig in den Kreis der Bestrebungen der helvetischen Gesellschaft fällt, sondern ein spezielles Interesse in kulturhistorischer Hinsicht ansprechen darf, mag hier eine kurze Geschichte desselben wie seiner Beziehungen zur helvetischen Gesellschaft folgen.[58]

Schon in seinem achtzehnten Jahre hatte Planta mit dem Gedanken sich getragen, eine neue Erziehungsanstalt auf weiteren Grundlagen als die damaligen Lehranstalten zu errichten. Ein längerer Aufenthalt in England, während dessen er sich mit der Organisation verschiedener Institute vertraut machte, deren Entstehung in jene Zeit fiel, bildete seine Ansichten gründlicher aus. Planta kehrte dann nach Chur zurück, wo er einen ausgezeichneten deutsche Pädagogen, Johann Peter Nesemann aus Magdeburg, kennen lernte, der damals Hofmeister eines Neffen des Generals von Sprecher war, während Planta eine gleiche Stelle bei dem Neffen des Generals von Planta versah. Nesemann, einer der Besten aus der langen Reihe jener Deutschen, die durch reiches, segensvolles Wirken auf dem Gebiete geistiger Entwicklung im

schönsten Sinne des Wortes sich bei uns einbürgerten, verkehrte oft mit Planta, wobei die Ueberzeugung der Nothwendigkeit einer Reform des höhern Unterrichtswesens sowie der Austausch der Ansichten über die Art und Weise der Einrichtung solcher Institute gar oft den Inhalt der Gespräche beider Freunde bildete. Der gleiche Lebensberuf, der die Beiden zusammengeführt hatte, trennte sie aber wieder, da Resemann einen ihm anvertrauten Zögling nach Italien, Genf und Basel begleitete, während Planta nach Kleven sich begab. Dort entwarf Planta wieder den Plan einer neuen Erziehungsanstalt, den er mit Hülfe des damaligen Pfarrers Menn von Soglio auszuführen wünschte und wobei er schon seinen Blick auf das Schloß Haldenstein gerichtet hatte. Mit Ausnahme eines einzigen Mannes, des Hauptmanns Rudolf von Salis-Soglio, zeigte sich aber Niemand geneigt, zur Ausführung des Projektes kräftig Hand zu bieten, so daß die Sache wieder in's Stocken gerieth. Auf diese Weise gingen mehr als acht Jahre vorbei, in welcher Zeit Planta, der indessen Pfarrer in Zizers geworden war, öfters Gelegenheit hatte, den damaligen Landammann und Podesta v. Salis von Marschlins zu sehen und mit ihm über das Thema der Nothwendigkeit besserer Schulanstalten zu sprechen. Salis munterte Planta um 1760 auf, den Plan eines solchen Instituts zu entwerfen, den er selbst bei Gelegenheit des Bundestags verschiedenen Abgeordneten vorlegen und dieselben zur Theilnahme an der Ausführung zu bewegen versuchen wollte. Der ursprüngliche Plan des unermüdlichen Planta bestand nun darin, daß zehn bis zwölf Familienväter sich vereinigen, tüchtige Lehrer wählen und eine bequeme Wohnung kaufen sollten, wobei jedoch die Bestimmung zu treffen wäre, daß auch junge Leute aus anderen Familien gegen Entrichtung des Kost- und Lehrgeldes an diesem Unterricht Theil nehmen könnten. Der Anfang sollte mit sechs Lehrern und sechsunddreißig Schülern gemacht werden, wobei die Oberleitung des Instituts

in den Händen der Gründer gelegen wäre. Auch dieser neue Plan fand vielseitigen Beifall, doch wieder ohne thatkräftige Folgen. Als Haupturſache des wiederholten Mißlingens bezeichnete Planta die Rivalitäten der vielen ſelbſtändigen Hofgerichte, von denen keines das Inſtitut dem andern laſſen wollte, ſowie die Eiferſucht, welche allgemein gegen die angeſehenen und begüterten Geſchlechter gerichtet war, von denen doch eines das Inſtitut unter ſeine Protektion nehmen mußte, um den Plan überhaupt zur Ausführung bringen zu können.

Planta dachte nun daran, die Sache auf eigene Fauſt anzufangen und nur der Mangel eines paſſenden Gehülfen hielt ihn noch davon ab, ſofort ſelbſt Hand an's Werk zu legen. Da kam gerade (Oktober 1760) Profeſſor Neſemann wieder von ſeiner Reiſe zurück und beſuchte ſeinen Freund Planta, der ſofort den rechten, in jeder Weiſe zur Mithülfe geeigneten Mann in ihm erkannte und ihn auch um ſo raſcher gewann, als Neſemann durch den Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges ſich gehindert ſah, in ſeine Heimat zurückzukehren. Beide fingen nun auf gleiche Gefahr und gleichen Erfolg hin die Sache muthig an, machten Einkäufe von Wein und Getreide und im Februar 1761 kündigte Planta ſeine Pfarrei, da die Eröffnung des Inſtituts auf den 1. Mai feſtgeſetzt wurde, den gleichen Monat, in welchem die erſte Zuſammenkunft der helvetiſchen Freunde ſtattfand.

Klein war die Anzahl der Schüler, mit denen die Beiden ihr Werk begannen,[59] um ſo größer dagegen das Mißtrauen, mit welchem das Volk die neue Erſcheinung empfing, die es als eine Art Univerſität betrachtete und ſchon alle jene Rohheiten und allen Uebermuth hereinbrechen ſah, welcher damals auf deutſchen Hochſchulen im Schwange ging. Die gedrückte Stimmung, in welche die anfänglich unfreundliche Aufnahme des Inſtituts ſeine Gründer verſetzte, hob ſich jedoch raſch zu neuem friſchen Muth und ein neuer kräftiger Schwung kam in das

Unternehmen, als Baron Ulysses von Salis, Herr der Freiherrschaft Haldenstein, der Sache sich anzunehmen begann. Dieser bot den Beiden sein Schloß Haldenstein an und damit seinen Schutz gegenüber den Vorurtheilen des Volkes. Schon Mitte Juli 1761 fand die Uebersiedelung statt und rasch nahm von nun an die Zahl der Zöglinge zu,[60] wozu noch der weitere günstige Umstand kam, daß Junker Paul Perini, welcher dem Institute vier Söhne anvertraute, den beiden Unternehmern eine beträchtliche Geldsumme voraus bezahlte, wodurch sie in Stand gesetzt wurden, die nöthigen Ausgaben zu bestreiten. Ein weiteres wichtiges Ereigniß war die Ankunft einiger „Ausländer", mit welchem charakteristischen Worte damals nicht etwa Nicht-Schweizer, sondern neben ihnen auch jene Schweizer bezeichnet wurden, die nicht Bürger des gleichen Kantons waren. Diese ersten „Ausländer", welche in das Institut eintraten, waren Thurgauer, Söhne der Brüder Daller von Bischofzell und des Gerichtsherrn Gonzenbach von Hauptwil, deren Beispiel und lebhafte Empfehlungen zur Folge hatten, daß, wie der patriotische Planta sich ausdrückte, „unser Seminarium in kurzer Zeit mit eben so viel „„Fremden"" als Einheimischen angefüllt wurde", so daß im Herbste 1762 die Zahl der Zöglinge auf zweiundfünfzig angewachsen war.

Diese starke Zunahme verlangte nun aber eine entsprechende räumliche Erweiterung des Instituts, wofür die finanziellen Mittel wieder nicht vorhanden waren. Schon früher hatten zur Herbeischaffung derselben verschiedene Versuche stattgefunden, über welche der schon erwähnte Brief Bodmers an Dr. Zellweger vom 30. Dezember folgenden, in mehrfacher Hinsicht merkwürdigen Aufschluß gibt. Bodmer, mit dessen Erziehungsreform-Plänen Planta und Resemann ganz einverstanden waren und an den sie sich aus diesem Grunde durch Vermittlung ihres Protektors Salis wandten, schrieb seinem Freunde:[61]

„.... Der Herr Podesta Ulysses von Salis hat Herrn Dr. Hirzel und mir das beigelegte Institut und Loterie geschickt, damit wir ihm Billete sammeln sollten. Das Institut ist schon gut und patriotisch, aber die Loterie hat wenig Plausibles für kaufmännische Gemüther. Ich wollte selbst lieber ein Billet gratis zahlen par une espèce de charité, als auf solche liederliche Hoffnung. Ich fürchte darum, daß wir wenig Liebhaber finden und ich sende Ihnen das Projekt allein als eine Curiosität. Ich darf es hier kaum Jemand empfehlen, aus Furcht, daß man mich für einen imposteur halte. Wenn Jemand einen Zettel nimmt, so geschieht es nur mir zu Gefallen und ich muß dafür so sehr verbunden sein, als ob man ein Geschenk von zwei Duplonen gemacht hätte. Dennoch ist Herr von Salis einer der wackersten Männer in Bünden und ich wollte ihm gerne eine Gefälligkeit thun, so fern es in meinem Vermögen stünde. Es ist eben der Edelmann, der eine Lection in der Bündner- und in der Schweizerhistorie gibt und heißt Ulysses von Salis-Marschlins. Ich bitte das Projekt mit Gelegenheit wieder zurück."

Als dieser allerdings etwas abenteuerliche Plan, sowie andere Privatversuche fruchtlos blieben, wendeten sich die Beiden 1765 an die reichsten Mitglieder des in Chur versammelten Bundestags, von denen sie denn auch ein unverzinsliches Anlehen von 4200 Gulden auf acht Jahre erhielten, womit die Anschaffung des Nöthigen ermöglicht und dem Unternehmen eine selbständige Stellung verschafft wurde.

Die Tendenz des Instituts, das nach dem Vorbilde der Basedow'schen Unterrichtsmethode eingerichtet wurde, bestand nach den Worten der Gründer darin,[62] „junge Leute erstlich zum Christenthum zu bilden, hernach zu dem politischen, ökonomischen, militärischen und kaufmännischen Beruf vorzubereiten", d. h. für eine künftige Thätigkeit, welche so ziemlich ausschließlich diejenige

des Patriziats war, womit die Anſtalt von ſelbſt den Charakter der von Balthaſar ſo warm befürworteten Eziehungs-Anſtalt für junge Patrizier erhielt. Der religiöſe Standpunkt der Gründer war ein gemäßigt rationaliſtiſcher, doch mit einer eigenthümlichen Färbung, die beſonders in der folgenden Stelle ſcharf hervortritt, welche ſo ziemlich als das Glaubensbekenntniß der Mehrzahl der gebildeten Schweizer jener Zeit angeſehen werden darf. Planta ſagt hierüber:[63] „Wir halten viel auf Vernunft und Philoſophie, glauben aber dabei, daß die chriſtliche Religion etwas von einer ganz anderen Art ſei und daß die Vernunft und Philoſophie gute, nützliche, ja, daß die erſte allezeit, die andere vielmal nothwendige Hilfsmittel ſeien, die Offenbarung als die einzig wahre Quelle der Religion zu verſtehen und daß, wenn man einmal die Vernunft gebraucht hat, um durch ihre Beweiſe, daß die heilige Schrift Gottes Wort ſei, zu deſſen Ueberzeugung zu gelangen, wenn man ſie auch gebraucht hat, um zu unterſcheiden, was eigentlich die Abſicht und Meinung der heiligen Schriftſteller in jeder Stelle ſei, die Vernunft das Ihrige alsdann gethan habe und es nun einzig und allein auf Glauben und nicht auf Grübeln, auf Thun und nicht auf Disputiren ankomme.“ Und an einer anderen Stelle heißt es ausdrücklich: „Chriſtus iſt uns der Grund der Seligkeit, der Glaube das Mittel, ſeiner theilhaftig zu werden. Die Liebe iſt bei uns die Wirkung, der Beweisthum, ja die Seele des Glaubens und des ganzen Chriſtenthums, aber eine lebendige, thätige Liebe.“ Lebhaft wird dann betont, daß für die Bekenner verſchiedener chriſtlicher Konfeſſionen das Toleranzprinzip an der Anſtalt gelte.

Hinſichtlich der Lehrmethode ſpricht ſich Planta in folgender ſehr charakteriſtiſcher Weiſe aus: „Die Lehrart, der wir uns bedienen, iſt größtentheils diejenige, welche zu Halle in Sachſen,

sowohl im Pädagogio, als im Waisenhause üblich ist. Mein Herr Mitarbeiter, der auf dasiger Schule schon Lehrer war, hat sie mir auch beigebracht. Weil wir aber überdem unsere meiste Lebenszeit mit Erziehung der Jugend zugebracht haben, so haben wir auch viel Eigenes und ändern die Lehrart nach Beschaffenheit des Lernenden. Hauptsächlich bemühen wir uns, den jungen Leuten das Lernen leicht und angenehm zu machen und sie mit trockenem Auswendiglernen, vornehmlich solcher Sachen die sie nicht verstehen, zu verschonen."

Mit diesen Worten zeigt sich die reformirende Richtung der Leiter des Instituts nach zwei wichtigen Seiten. Einerseits wurde, dem bisherigen scholastisch-grammatikalischen Wuste der damaligen höheren Schulen entgegen, der Anschauungsunterricht angebahnt und zugleich, wie wir sehen werden, der Kreis der Lehrfächer sehr nach der Seite ihrer praktischen Anwendung und Bedeutung im Leben erweitert. Dann aber, was eine eben so große Errungenschaft war, strebte der Unterricht nach individueller Ausbildung des einzelnen Schülers, d. h. nach dem wichtigsten Mittel, eine Charakterbildung der Jünglinge anzubahnen, ein Streben, welches in der eben so verschiedenartigen als wirkungsvollen Thätigkeit mancher hervorragender Männer, die ihre Jugendbildung von Planta und Nesemann empfingen, seine Bewährung und reiche Erfüllung fand.

Als Unterrichtsfächer werden aufgeführt: Geschichte, Geographie, Naturlehre, Naturrecht, Logik, Mathematik, Buchhaltung, Briefschreiben, Schön- und Rechtschreiben, die lateinische, italienische, französische und deutsche nebst Anfängen der griechischen Sprache. Zur Erleichterung der Konversation in den lebenden Sprachen, diente es sehr, daß an der Anstalt junge Leute sich befanden welche als Muttersprache eine derselben sprachen. Gegen besondere Bezahlung wurde auch Unterricht in Musik, Gesang und Tanz ertheilt. Als hauptsächliches Mittel

zur Ausbildung des Charakters und zugleich als politische Bildungsschule galt jedoch eine Art demokratische Verfassung mit einer aus und von den jungen Leuten selbst nach Stimmenmehrheit gewählten Obrigkeit, bestehend aus Konsuln, einem Censor, Prätor, Aedilis, Volkstribun, Quästor, Kanzler und den Senatoren oder Assessoren. Bei dieser Wahl waren diejenigen, welche bisher ein Amt bekleideten, eine Rede zu halten verpflichtet, „deren Inhalt meistentheils die Pflichten der obrigkeitlichen Personen und der Untergebenen, die Tugenden und Laster der Jugend und auch andere nützliche Wahrheiten zum Gegenstande haben", wie Planta berichtet, wobei er noch speziell bemerkt: „Nichts als Verdienste und Tugend kann hier erhöhen, und es geschieht nicht selten, daß die Größeren und Reicheren, wenn sie keine gute Aufführung haben, einen der letzten, hingegen die Kleinen aber dabei Tugendhaften einen der ersten Plätze erhalten." Auch bei den Spielen der Jünglinge war stets ein Aufseher anwesend, der sie lehrte, „in den Gesellschaften verträglich und gefällig zu sein, Meister ihrer Leidenschaften zu werden und bei dergleichen Gelegenheiten eine aufgeräumte Gleichgültigkeit zu beobachten", eine Sache, die für das künftige patrizische Leben „von der größten Wichtigkeit" sei und nur in der Jugend erlernt werden könne.

Seinen Kulminationspunkt erreichte dieses Streben, den Sinn für menschliche und patriotische Tugend in die Gemüther der jungen Patrizier zu pflanzen, in den Vorschriften, welche für diese Republik und ihre Beamten [64] galten. So mußte „der Censor auf die Aufführung Achtung geben und alle Samstag bei der Untersuchung der Sitten die drei tugendhaftesten und die sträflichsten öffentlich nennen und zugleich Beweis davon geben. Der Aedilis Plebeius (?) machet, daß in den Gesprächen nichts Unanständiges, kein Fluchen, Schwören oder unsaubere Reden gehört werden. Des Prätors Amt ist, daß keine Belei-

digung, kein Zank oder Streitigkeit vorfalle. Der Quästor ist gesetzt, die Uebertreter der Gesetze aufzuzeichnen, welche ihm von den Lehrern oder obrigkeitlichen Personen angegeben werden, wenn Ermahnungen nichts geholfen haben oder ihr Fehler zu wichtig ist, als daß er auf der Stelle abgethan werden könnte. Auch kann ein jeder junge Herr, der sich von einem anderen beleidigt glaubt, seinen Beleidiger bei ihm aufschreiben lassen. Wer auf diese Weise aufgeschrieben ist, von dem heißt es, daß er einen Prozeß habe." Samstags wurden regelmäßig ein paar Stunden der Untersuchung dieser „Prozesse" gewidmet. Die ganze Republik saß dann in Form eines halben Mondes, während die „obrigkeitlichen Personen" sich an einen besonderen Tisch nahe bei dem Tische der Lehrer setzten. Der Quästor legte den Lehrern die Prozesse schriftlich vor, welche die große Mehrzahl derselben von sich aus erledigten, „um die Zeit zu schonen", die wichtigsten vier bis fünf Fälle aber dem Gerichte der Republik zuwiesen. „Nun — fährt Planta fort — läßt der Quästor den Aufgezeichneten vorfordern, trägt die Anklage nach den Regeln des Fori vor; der Angeklagte vertheidiget sich oder läßt sich durch einen Advokaten vertheidigen; der Konsul examinirt, hört die Zeugen ab, legt das Stillschweigen (!) auf, läßt die Parteien abtreten, trägt die Sache dem Gerichte vor, nimmt die Stimmen auf und formirt nach Ausweis der Mehrheit das Urtheil, welches er uns zur Bestätigung hinterbringet. Hat er diese, mit oder ohne Milderung, erhalten, läßt er die beiden Parteien hereinrufen, ertheilet ihnen die Sentenz und läßt sie durch den Kanzler in das Protokoll schreiben.... Fehlt einer von den obrigkeitlichen Personen, so gehöret er vor das Volk, welches ihn durch sechs dazu erwählte Richter unter unserem Präsidio richten läßt. Der Tribunus plebis ist die wichtigste Person, er wachet für die Sicherheit und die Rechte des Volkes, wohnt den obrigkeitlichen Versammlungen bei, und ob er schon.

keine Stimme hat, ſo kann doch kein Schluß gelten, wenn er ſich widerſetzt." Planta meint dann noch: „die Urſache, warum wir unſere Republik römiſch eingerichtet haben, iſt, weil unſere jungen Leute bei Leſung der römiſchen Geſchichte und der lateiniſchen Schriftſteller durch dieſen Schatten der Nachahmung beſſer in den Stand geſetzt werden, ſie zu verſtehen". So offenbarte ſich des Streben der Zeit, aus dem engen perſönlichen und Kaſten-Intereſſe zu einem höheren, patriotiſchen ſich zu erheben, auch in dieſen Großmannsſpielen der patriziſchen Jugend, während ein anderer Charakterzug des neuen Unterrichts jener Zeit, der auch in die Peſtalozziſche Methode überging, darin ſich zeigte, daß die „jungen Herren", wie die Zöglinge immer von Planta genannt werden, ſich in den Freiſtunden in allerlei mechaniſchen Arbeiten, Drechſeln, Glasſchleifen, Verfertigung von Papparbeiten u. A. übten. Später kamen noch Gartenarbeiten hinzu, ſo wie zur leiblichen Pflege der jungen Leute ein Hausarzt beſtellt wurde, mit einem eigenen Zimmer „vor die Apothek", wie Ulyſſes v. Salis berichtete, der ebenfalls in ſpäterer Zeit die „phyſikaliſche Auferziehung" der Jünglinge übernahm, wie er ſich ausdrückte. Die Kleidung der Zöglinge war eine Art Uniform, die in einem rothen Kamiſol und einem blauen Rock mit gelben Knöpfen, dem weltberühmten Wertherrock, beſtand. Auch war es den „jungen Herren" freigeſtellt, Manſchetten zu tragen und ſich friſiren zu laſſen, was aber extra bezahlt werden mußte, und zu ihrer Bedienung waren einige Kammerdiener vorhanden, ſo daß es dieſen „jungen Herren" trotz allen republikaniſch-demokratiſchen Inſtitutionen und trotz allem Naturrechte doch nicht möglich war, aus der patriziſchen Rolle zu fallen. In der That hielten auch die meiſten der bedeutenden Männer, welche aus dieſer Schule hervorgingen, an einem gemäßigten Ariſtokratismus oder Konſervatismus feſt, und nur in dem einzigen Cäſar Laharpe kamen jenes Tugendideal des abſtrakten

Republikanismus wie die eingesogenen naturrechtlichen Grundsätze auch im Leben vollständig zur Geltung.

Dies war im Wesentlichen der Plan, welchen Planta der helvetischen Gesellschaft vorlegte und ihrer Protektion empfahl, ein Plan, als dessen leicht erkennbare Grundzüge eine philosophisch-humanistische Vorbildung für das Leben in patrizischen Kreisen in Verbindung mit körperlichen und Verstandes-Uebungen nach den neuen pädagogischen Grundsätzen sich herausstellen. Der Plan fand deßhalb bei der helvetischen Gesellschaft, deren Tendenzen in der ersten Periode ihres Bestehens wesentlich auf eine Reform des Patriziats zielten, großen Beifall und veranlaßte, daß Bodmer's Projekt zu neuer reifer Ueberlegung wieder an eine Kommission gewiesen wurde. Zugleich beschloß man, Planta's Referat in die Verhandlungen einzurücken. Noch lebhafter äußerte sich aber die Theilnahme der Gesellschaft vier Jahre später, als (1770) Ulysses von Salis derselben die Verpflanzung des Instituts von Haldenstein nach Marschlins berichtete, wobei besonders das weitere Projekt Planta's, mit der bestehenden Anstalt eine Freischule für talentvolle Söhne armer Eltern zu verbinden, von der Gesellschaft „der höchsten Aufmerksamkeit, Ermunterung und Beistandes menschenliebender Gemüther und eines von Verbesserungen gährenden Jahrhunderts würdig gefunden" wurde. Das Protokoll sagt ferner: „Die Unternehmer desselben, welche bestimmt zu sein schienen, Ideen wirklich zu machen, die Anderen kaum möglich dünken, dürfen sicher auf den Eifer der helvetischen Gesellschaft zur Beförderung dieses Unternehmens Rechnung machen". Aber auch das Institut selbst wurde von der Gesellschaft als „ruhmwürdig und wichtig" erklärt, und sie bezeichnete es als ihre Pflicht, „den Freunden des Vaterlandes und einer besseren Erziehung seiner Söhne dieses Institut um so viel eher zu empfehlen, da in demselben für einen sonst vernachlässigten Theil der öffentlichen Erziehung, für die Gesundheit des Körpers,

wesentlich gesorgt wird, welches so viel zur Munterkeit des Geistes und der Fähigkeit zu allem Guten beiträgt".

Von ganz besonderer Bedeutung für diese Angelegenheit war die Versammlung von 1772, welcher Ulysses von Salis präsidirte. Planta war indeß gestorben und Salis vergaß nicht, in seiner Eröffnungsrede des Mannes liebevoll zu gedenken. Den wesentlichen Inhalt dieser Rede bildete aber eine ausführliche Darlegung des Planes und Charakters des Institutes, wobei Salis, um den Hauptgesichtspunkt zur Beurtheilung desselben festzustellen, die Selbstregierung der Zöglinge als Sporn der Ehrbegierde und Vorbereitung zu republikanischem Leben, die sokratische Lehrmethode und die religiöse Grundlage des Instituts hervorhob, wobei er noch als ganz neu eingeführte Bildungsmittel die reichen Sammlungen, die theatralischen Aufführungen und gymnastischen Uebungen der Schüler speziell erwähnte. Bezeichnend für den Charakter der Zeit ist ferner, daß durch die wiederholte Feststellung der Haupttendenz der Anstalt, republikanisch-patriotische Anregungen zu geben, zugleich ein starker kosmopolitischer Hauch weht, der bei einem Schüler wie Laharpe nicht verloren ging.

Am Schlusse des mit der größten Aufmerksamkeit angehörten Vortrages konnte sich Salis die Bemerkung nicht versagen, daß die Verwirklichung von Balthasar's Idee, eine Anstalt erstehen zu sehen, welche jungen Eidgenossen verschiedener Kantone und Konfessionen Gelegenheit biete, sich gegenseitig zu befreunden und durch „diese Erneuerung uralter Einmüthigkeit den sichersten Grundpfeiler unserer Republik wiederherzustellen" durch das von ihm beschützte Institut herbeigeführt werden könne. „Betrachtet unsere Schule als einen ersten Versuch, als das Probestück einer republikanischen Erziehung, kommt und seht, untersucht, leitet und lenkt uns!" Mit diesen Worten schloß Salis seine Rede. [65]

Die Bestrebungen Planta's und die feurigen Worte Ulysses

von Salis wurden denn auch vom besten Erfolg gekrönt; das Institut Haldenstein-Marschlins wurde die bedeutendste Erziehungs-Anstalt dieser Art in der Schweiz. Die Hälfte der Zahl ihrer Zöglinge wurde zwar immer von Graubünden aus geliefert, die andere Hälfte dagegen stellten andere Schweizerkantone, Frankreich und Holland. Viele bedeutende Männer gingen von der Anstalt aus, theils von den Gedanken der Zeit ergriffene vermittelnde Staatsmänner, wie Bürgermeister v. Reinhard von Zürich und Pictet von Genf, theils Revolutionäre wie Laharpe, an welche sich noch eine Reihe ausgezeichneter Namen der helvetischen, Mediations- und Restaurations-Periode anschließen, wie Legrand von Basel, Stockar von Schaffhausen, Lefort von Genf, Sprecher von Bernegg, Bürgermeister Tscharner von Zürich u. A. m.

Neben dem großen bündnerischen Institute bestand noch eine auf ähnlichen Grundlagen errichtete Anstalt, die ebenfalls von einem sehr thätigen Mitgliede der helvetischen Gesellschaft, dem blinden Dichter Pfeffel in Kolmar geleitet und ebenfalls von vielen jungen Schweizern, besonders aus den westlichen Kantonen besucht wurde.

Es ist begreiflich, daß neben solchen Leistungen der Plan Bodmer's immer mehr in den Hintergrund zurücktrat. Doch Bodmer's Name erschien fortwährend auf dem Verzeichnisse der abwesenden Mitglieder, so lange dasselbe geführt wurde, und noch 1771 wurde Bodmer vom damaligen Präsidenten der Gesellschaft als ein hauptsächliches Mitglied derselben erwähnt.

Mit der berichteten Theilnahme am Institute Planta's sind aber die pädagogischen Bestrebungen der Gesellschaft keineswegs erschöpft. Die Erziehungsfrage erschien noch oft auf den Traktanden und manches treffende, anregende Wort wurde bei solchen Gelegenheiten gesprochen. So 1769 in der Rede Salomon Hirzel's über die Reisen junger Schweizer; 1774 in der Präsi-

dialrede des bernischen Landvogts Tscharner (Arner) über Körperbildung, in der berühmten Präsidialrede Füßli's von 1782, in welcher besonders eine bessere Erziehung der Mädchen verlangt wurde; so wie namentlich auch in der 1786 gehaltenen höchst charakteristischen Präsidialrede des bernischen Landvogts v. Fellenberg, die trotz ihrer aristokratisch-optimistischen Haltung*) doch manch kräftiges Wort zu Gunsten einer besseren Einrichtung der Schulen auf allen Stufen enthält. So nennt er die Erziehung der Landleute einfach „schlecht" und bemerkt dazu: „Was Professor Fellenberg, Rochow und unser tiefdenkende Pestalozzi (der hier zum erstenmal in den Verhandlungen erwähnt wird, obwohl er schon 1774 in die Gesellschaft eintrat) für die Aufklärung desselben gethan und geschrieben, ist von unseren heutigen Regierungen bisher noch wenig benutzt worden, und dieser edle und zahlreichste Theil der Nation sinkt fast allenthalben immer tiefer hinab". Aber eben so „elend" sah es, nach Fellenberg's Bemerkung,[67] mit der Erziehung der Handwerker, Künstler, Kaufleute, Aerzte und Geistlichen aus, so wie „mit der Erziehung der der Magistratur sich widmenden Jugend", so weit die öffentlichen Gymnasien sie boten, wobei auch die mit sehr beschränktem Wissen begabten Hauslehrer nicht vergessen werden. Eine etwas günstigere Beurtheilung finden jene Anstalten, zu deren Einrichtung Basedow das erste Beispiel gegeben (d. h. die Institute in Marschlins und Kolmar, an welchem Letzteren auch Göthe's Ju-

*) Sagte doch Fellenberg, der gegenwärtig (1786) so überaus glücklichen Schweiz fehlt weiter nichts, als daß die Zahl großer und würdiger Staatsmänner noch vermehrt werden könne. Alles Gute komme auch von ihnen her. Fellenberg meint, die schweizerischen Regierungen hätten schon außerordentlich viele Verbesserungen eingeführt, doch bleibe immer noch Einiges zu thun übrig. Fellenberg bemerkt schließlich, keine zu großen Forderungen stellen zu wollen, hält es aber doch für möglich, daß auch die schweizerischen Regenten noch etwas besser werden könnten.[66]

gendfreund, Lerse, als Lehrer wirkte). Da aber „in allen solchen Instituten ihrer Absicht gemäß, wie Fellenberg bemerkt, nur der erste Grund zu der Erziehung der verschiedenen Arten von Weltleuten gelegt wird, muß die eigentliche Erziehung des künftigen Staatsmannes nachher anderswo besorget werden", weßhalb auf die Benutzung der höheren Lehranstalten der Heimath gewöhnlich der Besuch auswärtiger Hochschulen folge. „Aber — klagt Fellenberg — was hören auf denselben eidsgenössischen Jünglinge von eidsgenössischen Sachen? Könnten wir wohl erwarten, daß sie durch Vorlesungen über ein abstraktes sogenanntes natürliches Recht, durch ein dogmatisches Studium des römischen und kanonischen Rechtes und anderer exotischer Gesetzgebungen zu eidsgenössischen Staatsmännern gebildet werden sollten? Wird nicht zu vermuthen sein, daß die meistentheils unreifen helvetischen Jünglinge, welche dahin sich begeben, aus dem angehörten Gemische von allerhand fremden Rechten allerhand in ihrem Vaterlande unanwendbare Regeln nach Haus bringen werden?" Hier scheinen ihm „ohne Zweifel Verbesserungen von einer so dringenden Nothwendigkeit zu sein, daß die Ausfindigmachung und Bewerkstelligung derjenigen, welche man für die besten halten kann, nach meinem Begriffe, in unseren Zeiten für eine der Haupt-Staatsangelegenheiten einer jeden unserer eidsgenössischen Republiken angesehen zu werden verdienen". Mit aller Kraft dringt er deßhalb „auf die freilich nicht unausführbare aber doch unzähligen Schwierigkeiten ausgesetzte Errichtung einer allgemeinen eidsgenössischen Akademie", auf welcher alle „den Staatsgeschäften sich widmenden Jünglingen nützliche Kenntnisse" erlangt „und selbige in den mathematischen, physischen, philosophischen und politischen Studien so weit zu bringen trachten, daß sie nachher auf dem gelegten Grund fortbauen und sich ohne Bedürfniß fremder Hilfe selbst zu vervollkommnen im Stande seien". Am Schlusse seines inhaltreichen Vortrages überraschte

Fellenberg noch durch das geistreiche und zukunftahnende Wort: „Je mehr ein Staat seiner bestmöglichen Verfassung sich nähern wird, desto mehr wird man sich auch bestreben, diejenigen Eigenschaften zu erwerben, welche zu der glücklichen Verwaltung desselben erforderlich sind. Die beste Verfassung eines Staats ist deßhalb zugleich die beste Erziehungsanstalt für die seinen Geschäften sich widmenden Jünglinge."

Drollig ist noch die Thatsache, daß im gleichen Jahre 1768 der Gesellschaft von anderer Seite empfohlen wurde, die Volksbildung durch Herausgabe eines von der Gesellschaft redigirten „Nationalkalenders" zu heben, welcher zugleich das „schönste Feld wäre, das Band zwischen Volk und seiner Obrigkeit fester anzuziehen" — durch Einrückung der obrigkeitlichen Mandate.

In die Aufzählung der pädagogischen Anregungen der helvetischen Gesellschaft gehört auch noch, daß ein Mitglied derselben, Karl von Bonstetten, drei Preise für Schriften aussetzte, welche die brauchbarsten Vorschläge zur Verbesserung des allgemeinen Erziehungswesens enthalten würden, so wie daß die Gesellschaft sowohl durch ihre Verhandlungen als in den Privatgesprächen vielfache, befruchtende Anregungen auf Pestalozzi ausübte, der mit mehreren Mitgliedern derselben in freundschaftlichem Verhältnisse stand und von ihnen in seinen ersten Erziehungsexperimenten lebhaft unterstützt wurde.

Durch ihre Mitglieder übte die Gesellschaft auch einen sehr großen Einfluß auf die großen Schulreformen, welche zuerst in Zürich, dann in Bern im letzten Viertel des Jahrhunderts durchgeführt wurden, zu spät, um den verrotteten aristokratischen Staat innerlich zu kräftigen und zu regeneriren, aber noch zur rechten Zeit, um für die Tage des Umsturzes und des allgemeinen Chaos eine hübsche Anzahl tüchtig gebildeter und patriotisch gesinnter Männer bereit zu halten. Bestand doch das hauptsächliche Ver-

dienst der helvetischen Gesellschaft überhaupt nicht darin, selbst große Thaten zu vollbringen, sondern dieselben durch einen Umschwung der politischen Ansichten, durch verbreitete Bildung, durch einen neuen Aufschwung patriotischer Gesinnung geistig vorzubereiten. Je mehr wir deßhalb diese charakteristische Erscheinung in ihrem Wesen und in ihrer Bedeutung für das Ganze und für die allgemeinen Zustände zu erfassen vermögen, um so mehr wird auch dieses Ganze in einem neuen, klaren Lichte erscheinen. Gerade die Stellung der helvetischen Gesellschaft zu den Reformbestrebungen der Zeit auf pädagogischem Felde läßt sie uns in ihrem eigenthümlichen Charakter als einer einflußreichen, anregenden geistigen Macht erkennen, ein Charakter, den uns die Anregungen der Gesellschaft auf politischem Gebiete noch viel schärfer hervortreten und dieselbe als eine Erscheinung erkennen lassen, welche zur Läuterung und Verbreitung der modernen politischen Ansichten das Wesentlichste beitrug.

sowie in der Aufstellung eines politischen Idealbildes. Dieser Standpunkt macht die Gesellschaft nach zwei wesentlichen Richtungen hin bedeutungsvoll.

Einerseits mußte die Gesellschaft bei aller Loyalität ihres Denkens und Handelns den optimistischen Regenten und schroffen Aristokraten als oppositionell erscheinen. In den meisten dieser patrizischen Regenten lebte das allmächtige Gefühl einer heiligen Unantastbarkeit ihrer bevorrechteten Stellung, wie die vollständige Ueberzeugung tiefer angeborner Weisheit. Ihr Standpunkt war derjenige eines schroffen Standesegoismus, der in der selbstsüchtigen Abgeschlossenheit der alten Kantone, d. h. ihrer Regierungen gegen einander nur eine natürliche Konsequenz erlitt. Diesen herrschenden, gewohnheitsmäßigen Ansichten gegenüber die Idee des Gemeinsinnes und wahrhaft eidgenössischer Verbrüderung aufzustellen, eine Idee, welche nach den Anregungen Balthasars von der Gesellschaft als das Lebensprinzip ihres Bundes feierlich verkündet wurde, Solches war nicht nur an sich oppositioneller Natur, sondern wurde auch von den schweizerischen Regierungen in diesem Sinne verstanden und sogar zeitweilen bekämpft.

Hiezu kam aber noch als sehr charakteristische Erscheinung der große, außerordentliche Fortschritt, welchen dieß „Träumen", dieser Beginn einer neuen öffentlichen Meinung im Schooße der Gesellschaft und innerhalb der erwähnten Loyalitätsgränzen machte. Freilich darf man sich hierin durch die vielen Stellen in den Verhandlungen nicht beirren lassen, in welchen die Pflege eidgenössischer Freundschaft als alleiniger Zweck der Gesellschaft aufgestellt wurden. Der politische Zweck des Vereins war, wie wir dieß gesehen haben, schon bei den Gründern als bewußte Tendenz vorhanden und schon in der Entstehungsgeschichte mächtig.[68]

Diese Tendenz lag auch wesentlich jenen besonders von Dr. Hirzel befürworteten Bestimmungen zu Grund, welche die Gesellschaft durch Aufnahme einer immer größern Mitgliederzahl zu einer

immer weitern Ausdehnung befähigte, mit welchem Verfahren auch Iselin, der anfänglich die Gesellschaft nur auf einen kleinen Kreis vertrauter Freunde beschränkt wünschte, nach längerem Widerstreben sich schließlich aussöhnte, weil — wie er Salomon Hirzel gegenüber sich aussprach — die Gesellschaft dem Vaterlande um so mehr nützen könne. Einen fernern und den hervorragendsten Beweis für die schon von 1761 an politische Tendenz des Vereins bietet noch die vollständige Adoption von Balthasars „Traum" und Balthasars Ehrenpräsidium, das er ja keiner andern Ursache zu verdanken hatte, als seiner patriotischen Klage und seinen Reformvorschlägen, welche Stellung Balthasars zur Gesellschaft in verschiedenen Reden lebhaft hervorgehoben wurde von 1762 bis 1810. So betonte Geßner 1762 in dem im Auftrage der Gesellschaft erlassenen und von ihr anerkannten Schreiben an Balthasar ausdrücklich, daß die Freunde entschlossen seien, Alles zu thun, um seinen Segen zu verdienen und seine patriotischen Wünsche zu erfüllen. Auch in Dr. Hirzels Präsidialrede von 1763 ist dieser politische Zweck mit wiederholter Bezugnahme und mit noch kräftigerer Betonung ausgesprochen, ebenso in Dr. Zellwegers Abschiedswort und 1772 hatte sich ja Ulysses v. Salis vorzüglich angelegen sein lassen, das Institut von Haldenstein-Marschlins als eine theilweise Verwirklichung von Balthasars patriotischem Erziehungsplan hinzustellen und um dieser seiner Bestimmung willen die Protektion der Gesellschaft anzurufen.

Fortwährend blieben jedoch die Versicherungen der politischen Loyalität der Gesellschaft von ihrem Proteste gegen jeden Versuch einer gewaltsamen Aenderung des Bestehenden begleitet und diese ihre politischen Loyalitäts-Bekenntnisse wurden charakteristischer Weise niemals nachdrucksvoller abgelegt, als im letzten Dezennium des 18. Jahrhunderts, in welchem der Einfluß der französischen Revolution schon in verschiedenen Theilen unsers Vaterlandes sich

zu regen begann. So apostrophirte der Präsident von 1792, der biedere Rathsherr Meyer von Aarau, die Versammlung u. A. mit den Worten:[69]

„... Wenn in diesen schwülen Tagen bei Euch vorübergehet der Neuerungsgeist, wenn er euch mit süßer Stimme zuruft: Freunde! ihr habt hier unter dem besten Himmelsstriche einen guten Garten. Schade! daß nur so einfache Alltagsgewächse darin gepflanzet sind. Hauet um dort jene Bäume, die nur Aepfel und Birnen tragen! 2c. So antwortet diesem Irrlichte: Gehe unverweilt bei uns vorüber, du Feind unsers Wohlstandes."

Und an einer andern Stelle steigert sich diese Loyalität sogar zu folgender Ergebenheitsadresse:

„Seiet weise! Harret stille! Gedenket, daß ihr frei seid, so frei wie eure glücklichen Altväter, im rechten Verstande frei, so wie Escher die wahre Freiheit schilderte. Und wenn's noch im Freiheitsgenuß eine Glückseligkeit, in der Gerechtigkeitspflege eine Nothdurft giebt, die uns gut und gedeihlich seyn könnte, so werden unsere besten Landesväter uns dieselben zutheilen und uns immerdar geben, so viel uns Allen gemeinschaftlich gut ist."

Und noch drei Jahre später, 1795, stellte der damalige Präsident, Appellationsrath Sarrasin von Basel, in einer oratorischen Wendung die Frage an die Gesellschaft, welches ihr Zweck sei, die er sich selbst in folgender Weise beantwortete:[70]

„Ist's Politik? Da sei Gott vor! Da würden wir nicht Erholung beisammen haben, nicht die Freuden der Freundschaft und der Vertraulichkeit zusammen genießen.... Nie müsse Parteigeist noch Grübelei (welcher Art sie seien) Nahrung bei uns finden."

Sarrasin kam schließlich auf den Gedanken, der Zweck der Gesellschaft sei, Vaterlandsliebe zu pflegen, „reiner, warmer Patriotismus", eine Gesinnung, zu deren Bethätigung er jedoch der

Gesellschaft nicht viel mehr anzurathen wußte, als zusammen zu essen, zu trinken und zu spaziren.

Auch die vielfach vorhandenen aristokratischen Neigungen, der patrizische Standpunkt, auf welchem die meisten Mitglieder sich befanden und der durch alle die erwähnten Loyalitätsphrasen hindurchschimmert, brach oft mit aller Entschiedenheit hervor, zumeist in jenem edleren Sinne, daß die Mitglieder eine gründliche Verbesserung der bestehenden Zustände innerhalb der aristokratischen Staatsordnung anstrebten, ein Standpunkt, der schon dem Reformplane Balthasars deutlich zu Grunde liegt. Von großem Interesse ist in dieser Hinsicht die Präsidialrede von 1768, in welcher Obmann Schinz von Zürich, auch einer der ersten Gründer der Gesellschaft, derselben bemerkte:[71]

„Ein großer Theil aus uns ist ja mit einem höhern oder niederen Amte im Dienste seines Landes betraut. Wenn wir nun die Zusammensetzung der Theile und den ganzen Mechanismus der so complicirten Maschine unsers eidgenössischen Staats besser einzusehen und die etwa *stillstehenden Räder* sammt den Mitteln, ihre Bewegung wieder herzustellen, deutlicher zu beurtheilen im Stande sind, wie nützlich, wie heilsam werden wir das erworbene Licht in tausend Fällen bei Behandlung der gemeinen Angelegenheiten gebrauchen können, *um die Lücken der öffentlichen Nachrichten zu ergänzen*, schädliche Vorurtheile zu zerstreuen und aus redlicher Ueberzeugung die Rathschläge zu Beibehaltung der süßen Harmonie mit unseren ältesten und allergetreusten Bundesgenossen *sanft einleiten zu helfen!*" Indem Schinz diesen würdigen Standpunkt aufstellt, kann er nicht umhin, in die bittere Klage auszubrechen: „Wen wird es wohl befremden, wenn wir auch zuweilen unsere Brust erleichtern und unsern besten Freunden die Widerwärtigkeiten anvertrauen, die uns etwa bei Ausübung der Pflichten unsers Amtes aufstoßen, unsere redlichen Bestrebungen erschweren und uns *die Feind-*

ſeligkeit des bekämpften Eigennutzes, den Haß der beleidigten Gewaltſucht und Niederträchtigkeit fühlen laſſen?“

Auch im darauf folgenden Jahre 1769, als Salomon Hirzel der Geſellſchaft die guten Folgen auseinanderſetzte, welche ſorgfältig projektirte Schweizerreiſen junger Patrizier für ſie und durch ſie für das Vaterland haben müßten, bemerkte er:[73] „Was dürfen einſt die Staaten für gegenſeitige Dienſte erwarten, wenn ihre Führer ſchon von Jugend auf mit einander vertraulich und dienſtfertig ſind?“ Und Fellenberg meint in ſeiner Präſidialrede von 1786, daß „alle Theile der menſchlichen Glückſeligkeit von der jeweiligen Verwaltung derjenigen abhängen, denen die Regierung der Staaten anvertraut worden“, wobei er aber die Ausführung dieſer Regentenmiſſion, die „Beförderung ſämmtlicher Abſichten einer väterlichen Regierung“ an die Bedingung knüpft, daß die „Magiſtratsperſonen alle diejenigen Eigenſchaften und Kenntniſſe mit einander verbinden, die zu der zweckmäßigen Ausübung ihres erhabenen Berufes erforderlich ſind“, als welche Eigenſchaften er beſonders patriotiſche Geſinnung, gewiſſenhafte Verwaltung und die Fähigkeit einer fortſchreitenden Verbeſſerung der öffentlichen Einrichtungen bezeichnet, ſowie den Beſitz „jenes philoſophiſchen Geiſtes, welcher alle zur Erkenntniß der Wahrheit führenden Hülfsmittel zu benützen weiß“,[74] womit er glaubt, „keine übertriebenen Forderungen an unſere eidsgenöſſiſchen Magiſtrats-Perſonen eingerückt zu haben“.

Weniger liebenswürdig, aber um ſo charakteriſtiſcher offenbart ſich dagegen dieſer ariſtokratiſche Zug der helvetiſchen Geſellſchaft in den Reden zweier anderer Vorſtände derſelben.[75] So meinte der eine, Rathsherr Kilchſperger von Zürich, jeder Schweizer, ja „ſogar jeder Angehörige“ könne durch Erweiſung von Gaſtfreundſchaft an der Herſtellung ſchweizeriſcher Einigkeit mitwirken, und der andere, Altlandvogt von Graffenried von Bern,

legte in einer durch und durch aristokratisch gehaltenen Rede den Zweck des Stanzerverkommnisses dahin aus, daß es abgeschlossen worden sei, um jeden Stand bei seiner Regierungsform mit vereinten Kräften zu erhalten und ihn gegen jeden Angriff auf dieselbe zu schützen, an welche Auseinandersetzung er die Bemerkung knüpfte: „Dieser Grundsatz befestigt die innerliche Ruhe. Bleibt stets dabei, ihr Alle, die ihr das Wohlsein eures Vaterlandes und das Glück eurer Kinder wünscht!"

So sehr es nach diesen Reden den Anschein hat, als ob der Hauptzweck der helvetischen Gesellschaft darauf sich beschränken sollte, als eine Pflegeanstalt aristokratischer Freundschaften gesellige Dienste zu leisten, so wenig fehlt es an Kundgebungen, die auf eine große, immer wachsende Zahl von Mitgliedern hinweisen, welche den tiefern politischen Zweck der Gesellschaft, wie er schon in den Gründungsjahren bald verschleiert bald in energischer Offenheit ausgesprochen worden war, weiter auszubilden sich bestrebten. Die nächste Folge davon war, daß im Schooße der Gesellschaft tiefgreifende Gegensätze sich zu bilden begannen, mit deren Aufeinanderprallen der letzte Abschnitt dieses Buches uns vertraut machen soll.

Noch 1766, einem für die Gesellschaft sehr kritischen Jahre, hatte ihr Präsident, der bernische Patrizier von Wattenwil, die Gesetze als die oberste Macht eines Freistaats bezeichnet, dieselben aber so ziemlich mit den bestehenden Obrigkeiten identifizirt und dabei die kühne Behauptung aufgestellt, daß in allen eidgenössischen Staaten Freiheit herrsche. Der Schinznacher-Gesellschaft wußte er deßhalb keine weitere Aufgabe zu vindiziren, als diejenige, durch das Beispiel ihrer Mitglieder zu beweisen, daß die Tugend verschiedene Stände in nähere Berührung zu bringen vermöge,[76] ein Gedanke, den wohl die freundschaftliche Haltung angeregt haben mochte, welche der würtembergische Fürst dem zürcherischen Bauer gegenüber eingenommen hatte. Schon

zwei Jahre darauf bezeichnete jedoch Obmann Schinz von Zürich, der Präsident der Versammlung von 1768, die Stiftung der Gesellschaft" „als eine Wirkung der beweglichen Vorstellungen, womit schon seit langer Zeit erleuchtete Männer den Verlust der Tugenden unserer Ahnen und die Vernachlässigung der schweizerischen Verbindung und Zutrauens anschaulich und fühlbar gemacht haben", sowie „besonders und näher als eine Frucht der dringenden Aufforderung, die jener weise Greis und verehrungswürdige Patriot (Balthasar) in seiner begeisterten Schrift mit erschütterndem Nachdruck an alle die gerichtet hat, denen die Beibehaltung des kostbaren Erbtheils ihrer Väter theuer ist, daß doch ein Jeder auf Mittel bedacht sein möchte, dem Verderben unserer Tage zu steuern, die veraltete Liebe und Anmuthung unter den Eidgenossen wieder zu verjüngen und die ehemaligen Staatstugenden wieder aufkeimen zu machen". Diese frommen Wünsche, fährt er fort, hätten die erste Idee der Gründung der Gesellschaft veranlaßt, aus welcher nicht nur „Privatfreundschaften", sondern ein „nach und nach über die ganze Nation ausstreuender Samen" hervorkeimen solle. Im Verlaufe seiner Rede stellte Schinz dann der Gesellschaft die bestimmte Aufgabe, „daß die Mitglieder einander mit dem innern Zustande und der relativen Beschaffenheit unserer Städte und Orte genauer bekannt machen" und bemerkt dazu:

„Die fernere Auszeichnung und die mannichfaltigen Schattirungen, welche auch in der Grundanlage sonst ähnliche Regierungsformen wesentlich modificiren, das Parallel der herrschenden Sitten, den Schwung und das Bezeichnende des Kanton-Geistes und die wichtige Kenntniß des Charakters der Hauptpersonen, so das Steuer der Verwaltung führen, diesen Unterricht geben keine Bücher." Was aber in den Büchern nicht zu finden war, das sollte man in diesen Zusammenkünften erfahren.

Von weit größerer Entschiedenheit war jedoch die Präsidial-

rede, welche Chorherr Gugger 1773 an die Gesellschaft hielt.[78] Schon im Anfange seiner Rede sprach er sich mit aller Indignation gegen die noch immer fortdauernde Stellenjägerei und Aemtersucht in kräftigen Worten aus. Er verurtheilte das „niederträchtige Schmeicheln", um „Jemand den Vorrang abzulaufen", die Sucht, nicht dem Amt einen Mann, sondern dem Manne ein Amt zu verschaffen, die parteiische Rechtspflege, die Schenkungen, welche er „als ein Speisopfer für materielle Geister" ansieht, die „goldenen Fesseln", die am schwersten drücken, und bezeichnete den Grund, auf welchem ein freier Staat ruhe, in „jener republikanischen Gleichheit, wodurch der Eifersucht, dem Hochmuth, dem Eigennutz und der Herrschsucht als den gefährlichsten Feinden eines freien Staates die stärksten Fesseln angeworfen werden".

Auch gegen den Unterthänigkeitssinn zog Gugger tüchtig zu Feld, wobei ihm das Unglück passirte, seine Ansicht in vollständiger Naivetät an einem Beispiele zu exempliren, welches den servilen Geist jener Zeit in unnachahmlicher Weise offenbart. Wir lassen den Redner hier selbst erzählen:[79]

„Es ist in Solothurn ein alter, löblicher Brauch, daß, so oft ein neuer Schultheiß erwählt wird, die Burgerschaft unter dem Gewehr an dem darauf folgenden Maitag vor das Haus des neuerwählten Oberhauptes zieht und ihm zu Bezeugung ihrer Freude einen großen Maien oder Tannenbaum vor seinem Hause aufsteckt. Zu derselben Zeit hat der Schützenhauptmann die Ehre, im Namen der ganzen Bürgerschaft dem Schultheiß Glückwünsche abzustatten und einen Maienbusch zu präsentiren. Nun geschah es vor nicht langer Zeit, daß ein Schützenhauptmann bei einer solchen Cärimonie seine Rede also anfieng: „„Ich habe die Ehre, in aller Unterthänigkeit Ihro Gnaden einen Maienbusch zu präsentiren."" Kaum waren diese wenigen Worte ausgesprochen, so gab der neuerwählte Herr zu verstehen, daß er den Maien-

busch nicht annehmen wolle. Diese Weigerung verursachte bei den Umstehenden die gröste Bestürzung. Weder der Schützenhauptmann noch sonst Jemand begriff die Ursache dieses Mißvergnügens und eine stille Traurigkeit verdunkelte die kurz vorher so vergnügten Gesichtszüge. Einer warf dem Andern langsame und halbe Blicke zu, welche ausforschen sollten, wer doch unter ihnen den Fehler begangen hätte. Alles war still, bis endlich das neue Oberhaupt zu reden anfing und zum Schützenhauptmann sagte: „„Herr Schützenhauptmann! Ihr seid ein freier Mitbürger und Ihr kommt im Namen einer freien Burgerschaft. Das Wort unterthänig sollt Ihr nicht im Munde führen; von einer freien, nicht von einer unterthänigen Burgerschaft will ich den Maienbusch annehmen!““ So groß eben die Bestürzung war, so geschwind erweckte diese edelmüthige Erklärung wieder Freude in allen Herzen und auf allen Gesichtern. Dieser würdige Gedanke eines Ersten unter Gleichen hatte einen so erwärmenden Eindruck auf die Gemüther der Gegenwärtigen, daß ihr republikanisches Geblüt gleichsam in neuer Freiheit zu wallen anfing. Alle sahen einander freudig an und einer wünschte dem andern Glück, daß sie einen so würdigen Eidsgenossen zu ihrem Oberhaupt erwählt hatten. Der Schützenhauptmann besonders empfand ein Vergnügen, daß er gefehlet hatte.“

Der Edelmuth des Schultheißen wie seine Freiheitsliebe ging jedoch nicht so weit, den freien Bürgern wirksamen Antheil am Regiment zu verschaffen, das nach wie vor ein Vorrecht der patrizischen Familien blieb. Die freien Mitbürger waren übrigens viel zu bescheiden, um nur an Solches zu denken.

Von ganz besonderer Bedeutung wird aber Guggers Rede noch dadurch, daß er zuerst den Muth hatte, sich, wenn auch mit einiger Umschreibung, für die demokratischen Grundsätze Rousseau's auszusprechen, „der gesagt hat, der höchste

Gewalt ist immer bei dem Volke". Am Schlusse seiner Rede ermahnte Gugger freilich zur Ehrerbietigkeit gegen die Oberen, gab jedoch ziemlich deutlich zu verstehen, daß er das Gesetz als die oberste Gewalt in einer Republik ansehe.

Bezeichnend für den Entwickelungsgang der politischen Ideen in unserem Vaterlande sind auch zwei in den Jahren 1776 und 1777 gehaltene Reden. In der ersten mahnte Johannes Zellweger die Gesellschaft daran, daß „auch wir Schweizer wichtigen Staatsveränderungen entgegeneilen dürften, wenn wir den Luxus überhand nehmen lassen und uns der daher entspringenden Habsucht und Drückung des armen Landmanns nicht mit Gewalt widersetzen und suchen, mehr Aufrichtigkeit und Freundschaft in unserem lieben Vaterland zu stiften". Mit Wärme sprach er sich dabei gegen jene „Herrschaften" aus, „die ihre Untergebenen wie Hunde achten, die immer auf neue Mitteln bedacht sind, ihre Untergebenen mit neuen Steuern, Anlagen, Kopfgeldern, Zöllen, Weggeldern und anderen Beschwerden unter tausenderlei Titeln zu drücken und sich wenig bekümmern, ob der Landmann unter dem Druck seufze oder nicht, ob er reich oder arm sei, wenn nur die herrschaftliche Kasse gespickt und im Stande ist, den Aufwand des Prachts, kostbare Gebäude, Lustbarkeiten 2c. zu bestreiten".[80]

Von weit größerem Gewichte ist aber die Rede, welche Stockar von Schaffhausen 1777 an die Gesellschaft hielt, d. h. im gleichen Jahre, als die gesammte alte offizielle Schweiz zu einem allgemeinen Bündnisse mit Frankreich sich einigte. Mit herbem Tadel übergoß der Redner die souveränetätssüchtige Zersplitterung der Kantone, wobei er die an den Grundsäulen der alten schweizerischen Staatsordnung rüttelnden Gedanken aussprach:[81]

„Ich sehe nicht ein, warum wir uns verbergen sollten, was Jedermann in die Augen fällt, daß nämlich ein wichtiger Grund in unserer Staatsordnung liegt, warum es uns mehr Anstrengung kostet, diese höhere Vaterlandsliebe nicht etwa

in unserer Brust anzufachen (denn wehe dem, der sich ohne selbige bei sich zu fühlen, dieser Versammlung naht) aber doch in diejenige volle Flamme zu setzen, welche alle anderen Neigungen und Wünsche neben sich verzehrt. Wie selten sind die Anlässe, wo der Gegenstand unserer Liebe, das allgemeine Vaterland uns nur recht zu Gesichte kommt; wie weit seltener diejenigen, wo wir das Gute, so wir ihm wünschen, wirklich thun können. In viele von einander unabhängige Staaten vertheilt, bleibt das allgemeine Vaterland für uns eine unsichtbare Schönheit, die bloß mit den Augen des Verstandes kann gesehen werden. Wie würde sie uns entzücken, wenn wir sie in leiblicher Gestalt erblickten, wenn irgend eine Nationalversammlung uns diese herrliche Aussicht auf das Ganze gewährte und wir dann, von einem solchen Anblick begeistert, mit all' unserer Kraft auf dasselbe und für dasselbe wirken könnten." Bitter beklagte Stockar, daß die Einrichtung der schweizerischen Staaten es nicht erlaube, große nationale Interessen „in die Hände eines Einzigen oder Mehrerer zu legen, da wir keine gemeinschaftliche Regierung haben noch haben können und diejenigen, welche sich im Namen der Nation damit beschäftigen, nicht für sich selbst, sondern nur als Repräsentanten und Stimmführer ihrer Stände handeln dürfen". Stockar sprach deßhalb den für jene Zeit kühnen Wunsch aus: „daß doch unsere Freistaaten nicht nur wie sie wirklich sind und ewig bleiben sollen, durch Bündnisse unauflöslich verknüpft, sondern ganz in einem Staat zusammengeschmolzen sein möchten, dessen Bürger alle gleiche Rechte und Verbindlichkeiten hätten". Freilich wurde diese Idee, deren baldige Erfüllung sicher auch Stockar nicht im Entferntesten ahnte, von ihm als ein „Traum" bezeichnet. Die Worte Stockar's beweisen jedoch, daß die helvetische Gesellschaft

seit Balthasar auch im Träumen große Fortschritte gemacht hatte.

Eine sehr bedeutende Erscheinung, erfüllt von oppositionellem Geiste, war ferner die große Präsidialrede,[82] welche Professor Füßli von Zürich, der eigentliche Historiker der Gesellschaft, 1782 an dieselbe hielt. Wiewohl er ebenfalls jeden Gedanken an eine gewaltsame Aenderung der bestehenden Zustände verwarf, sprach er dagegen mit allem Feuer patriotischer Entrüstung gegen die herrschende Polizeimaßregelung, „welche den Polizeiplunder von ganz Europa in jedem Winkel zur Schau ausstellt, die kostbarsten, drückendsten Rubriken desselben alle zehn Jahre nach einem neuen System wieder unterobsich kehrt"; gegen den Beamtenstolz, „der es seiner Person höchst unanständig und seiner Würde nachtheilig findet, die Runzeln seiner feierlichen Stirne auch nur auf einen Augenblick in die Falten eines ruhigen Privatgesichts zu legen und vom Bauer am Pfluge die nämliche pünktliche Ehrenbezeugung wie in dem Audienzzimmer fordert"; gegen den auswärtigen Söldnerdienst, wogegen er zur Sicherstellung des Vaterlandes nach Außen auf eine kräftige Militärverfassung und tüchtige Vertheidigungs-Anstalten drang, wobei er die Einwendungen der großen Kosten in folgender kernhafter Weise widerlegte: „Setze man die Summe, welche sie uns zu stehen kommen, da wir doch dieselben, Tausend gegen Eins gesetzt — Gott gebe es! — niemals brauchen werden, noch so ungeheuer an. Aber, wenn dieser tausendste Fall erscheint, welche Summe wird den Abgang einer solchen Vorbetrachtung ersetzen? Berechne also eine falsche Staatskunst und ihre würdigen Priester, welche auch in unserer Eidgenossenschaft schon so manches vormals gesunde Aug mit ihren Irrwischen geblendet, was für Philanthropien, Findel- und vielleicht auch Hurenhäuser gestiftet, was für Opern- und Konzertsäle, was für Bildsäulen zweideutiger Patrioten hätten erbaut

werden können; so frag' ich hinwieder ganz kurz: Und wenn wir alle diese Siebensachen hätten und wenn sie uns alle nütze wären und uns gebräche in der Noth das, was dann das einzig Nothwendige ist: verfluchen, denk' ich, würden unsere Kinder und Enkel den Mann und anspeien sein Denkmal, der solche saubre Weisheit zuerst unter ihre Väter gebracht!...

„...Ich bin zugleich aus vielfältigen Beobachtungen fest überzeugt, daß die Beschwerden, welche darüber hie und da in unserer Eidgenossenschaft vernommen werden, bei weitem nicht von demjenigen Stand der Menschen herrühren, dem sie doch am allerverzeihlichsten wären; den Feldbauer mein ich, der jeden baar ausgelegten Gulden und noch mehr jede versäumte Stunde billig so hoch anrechnen muß; sondern daß der Same dießfälliger Unzufriedenheit, spröden Murrens und kurzsichtigen Splitterrichtens ursprünglich immer in den Städten und Hauptflecken, in Comptoirs und Handwerksbuden, in hohen und niederen Trinkgelagen aufschießt und von da mit so viel anderem Unkraut unter den Landmann geworfen wird, wo er freilich nicht selten seine bittern Früchte bringt. Denn überhaupt ist es durchgängige und sichere Erfahrung, daß dieser Letztere es sich zur freudigen Pflicht rechnet, zur Anschaffung seiner Wehr und Waffen, die er für seine höchste Zierde hält, anzuwenden was er immer entübrigen kann; daß er eigentlich dafür und zu dem Festputz des Weibes in der guten Zeit einen Ehrenpfennig bei Seite legt; daß, die Allerärmsten oder den Erztaugenichts ausgenommen, ein Mustertag ihm erwünschter als Kirmeß fällt."

Besonders die auswärtige Politik der damaligen Regenten, ihre Muthlosigkeit und Willfährigkeit ist es, die Füßli einer schneidenden Kritik unterwirft und noch heute erweckt es ein hohes Interesse für den kräftigen Geist des Mannes, wenn wir vernehmen, was er in wahrhaft klassischer Weise über die Furchtsamkeit der schweizerischen Staatsmänner seiner Zeit und über

ihr kleinliches Diplomatisiren sagte. „Wollen wir von der Leber weg reden, so brauchen wir die wahren Ursachen solchen Zitterns und Bebens nicht in Entwürfen fremder Staatskabinette, die vor uns gänzlich verborgen sind, sondern lieber vor unseren Augen zu suchen. In der offenbaren Abnahme der alten Energie unseres Nationalcharakters, welche hinwieder von der Veränderung unserer Sitten herrührt und die neben Anderem auch dieses zur Folge hat, daß heutzutage von gewissen Leuten geschwindes Nachgeben auf die erste beste Instanz des Stärkeren hin, es sei nun, daß er etwas Unzulässiges von uns verlangen oder eine gerechte Ansprache uns verweigern will, für die Summe eidsgenössischer Staatsklugheit und die einzig mögliche Gewährleistung unserer Sicherheit von Außen angesehen und dieser unselige Wahn, wie es scheint, je von einer Generation auf die künftige stets zunehmend fortgepflanzt wird."

Bemerkenswerth sind auch die folgenden Worte Füßli's über die für jene Zeit so überaus wichtige, in unser politisches und soziales Leben von damals tief eingreifende Frage eines engen Bündnisses mit einer fremden Macht, wobei der Redner wohl hauptsächlich die engen Beziehungen ins Auge gefaßt haben mag, in welcher die Schweiz zu Frankreich stand. Er sagt: „Entweder ist irgend einer von jenen Mächten, die in dem politischen System unseres Welttheils wesentlich wiegt und zieht, an der Unabhängigkeit unserer konföderirten Freistaaten aus eigener Staatsraison etwas gelegen oder nicht. Im ersten Fall wird sie diese Unabhängigkeit auch ohne unsere weitere Verkettung mit ihr gegen alle Anschläge oder Angriffe durch Unterhandlung oder thätige Hilfe zu retten bemüht sein. Im anderen Falle würde uns, denke ich, eine solche Verkettung nichts anderes nützen, als etwa dem zuschauenden Europa urkundlich zu zeigen, wie sehr wir hinters Licht geführt worden. Allein nicht nur nichts gewinnen könnten wir, sondern wir würden offenbar das Größte, unser Alles aufs

Spiel ſetzen, wenn wir jemals unſinnig genug ſein ſollten, uns all zu entſchieden an irgend eine Macht zu hängen.“

Von der äußeren geht Füßli dann zur inneren Politik über, regt den Gedanken, innere Zwiſte durch Aufſtellung eines eidgenöſſiſchen Rechtes beizulegen, an und mahnt dringend, zur alten Sitteneinfalt zurückzukehren, wobei er als wirkungsvollſtes Mittel eine verbeſſerte Jugenderziehung mit aller Wärme empfiehlt. Mit aller Energie betont er, „für unſere Söhne und Töchter immer den öffentlichen Unterricht dem häuslichen, die Erziehung im Vaterlande einer jeden in der Fremde vorzuziehen“.

Wahrhaft golden und für alle Zeiten beherzigenswerth ſind auch die folgenden Worte Füßli's, in denen er eine gründliche Reform des geſammten Unterrichtsweſens von den unterſten Stufen an befürwortet. Er ſagt: „Machen wir ſchon unſeren kleinſten Kindern aus dem Lernen eine angenehme Arbeit, aber doch eine Arbeit und kein Spiel. Dann aber laſſen wir ſie ihre Erholung nicht in unſeren Kinderſtuben, die ſelber ſchon in mehrfachem Sinn eine höchſt nachtheilige Folge der Verzärtelung unſerer Sitten ſind; auch nicht unter ſogenannter Aufſicht, welche abermals eine unüberlegte Grille falſcher Weisheit iſt; wohl aber nach gewiſſen unverbrüchlichen Hausgeſetzen, unter der Obhut des guten Vaters der Kleinen und der Großen, in jeder Jahreszeit an friſcher Luft, bei jenen eigentlichen Kinderſpielen ſuchen, von denen nur ſeit unſerem Gedenken leider bald alle Jahr wieder eins zu Grab getragen wird. Verbannen wir aus unſeren Häuſern weit den größeren Theil jener ewigen Kinderſchriften, welche meiſtens 10,000 Livres Rente künftigen Erbtheils für jeden deiner Jungen oder Mädchen vorausſetzen, wenn du ſie brauchen kannſt; noch mehr aber alle Kinderſchauſpiele — es müßten denn ſolche ſein, wo ein Tyrann, ein Bürgerfeind, ein Bauernſchinder den Vögeln zur Speiſe gegeben wird. In unſeren Kollegien, Kunſtſchulen und Gymnaſien

schränken wir ja den Unterricht immer genauer auf das Zweckmäßige und eigentlich Wissenswürdige ein. In diesen Letzteren zumal geben wir nach unseren heiligen Schriften doch weiter den Schriften der Alten die vorzügliche Ehre, welche ihnen gebührt. Denn wenn dieselben auch keinen anderen Vorzug vor allen Neueren hätten, als daß sie durch Lehre und Beispiel die freudige Aufopferung für das Vaterland und einen tödtlichen Haß gegen alles ungemeinnützige Wesen zur ersten Bedingung einer unzweideutigen Tugend machen, so sollten sie schon darum nebst der Geschichte unseres eigenen Geburtslandes der Erziehung eines Schweizers zum Staatsmann oder Gelehrten beständig zur Seite stehen". Kräftig betont Füßli noch die Einführung gymnastischer Uebungen, die, „obwohl die helvetischen Spiele bisweilen noch auf unseren Kathedern himmelhoch gepriesen oder bei einer Pfeife Tabak in unseren Zeitbüchern mit läppischem Vergnügen angestaunt werden", dennoch unter dem Vorwande möglicher Mißbräuche und unnöthigen Aufwandes bei uns nicht nur nicht nachgeahmt, „sondern bisweilen gar durch öffentliche Mandate verboten oder seltsam eingeschränkt und zu einem Nichts heruntergewürdiget werden".

Nachdem Füßli auch noch sein Anathem über die Art und Weise, wie die schweizerischen Jünglinge oft ihre Studien auf auswärtigen Hochschulen betrieben, aussprach, besonders mächtig gegen jene Hefte", worin der ganze Wust der gesetzgeberischen Widersprüche aller Nationen in ein System gebracht und den heiligsten Rechtsamen der Völker eine Verjährung vorgeschrieben wird, deren sie nicht fähig sind", ging er auf die „verkehrte Kultur" über, welche Herz und Geist der weiblichen Jugend, „zumal in unseren Städten", empfing, welchen Uebelstand er in folgender Weise schilderte: „Da wird dieses Geschäft einem Leipziger Gouverneur oder einer welschen Gouvernante

aufgetragen, die eine vollständige, ächt weibliche Bildung nimmermehr zu Stande bringen können, und wenn der erste der Weißische Kinderfreund in Person, die zweite eine leibhaftige Genlis oder Beaumont wäre. Dort lösen an der Toilette drei edler Mädchen des Morgens ein paar Pfuscher in geist- und weltlicher Wissenschaft, des Nachmittags der Tanz- und Zeichenmeister, der Kastrat und der Deutschfranzos einander alle Stunden wie Schildwachen ab." Indem Füßli, entgegen dieser falschen Privaterziehung lebhaft den Besuch zweckmäßig verbesserter öffentlicher Anstalten empfahl, legte er der Versammlung zum Schluß noch mit aller Wärme das trauliche Wort ans Herz: „Nur für das, was einem Eidsgenossen billig das Heiligste und Theuerste sein soll, für das Vaterland, seine äußere Unabhängigkeit, für seine innere Eintracht, für seine alten Sitten, für unsere Weiber und Kinder, für eure Schwestern und Bräute gehe der uuentweihte Becher herum!"

Ebenfalls von hohem Interesse ist die Rede, welche Meyer von Schauensee, ein luzernischer Patrizier, im Jahre 1794 hielt, also zu einer Zeit, da die kolossale politische Orgie der Schreckensperiode der französischen Revolution in voller Blüthe stand und Alles mit Entsetzen von ihr sich abwandte. Den Haupt-Inhalt seiner Rede bildete eine ausführliche Kritik einer der hauptsächlichen diplomatischen Geschäftsfragen und Erwerbsquellen der Aristokratie, des fremden Söldnerdienstes, dessen nachtheilige Folgen in national-ökonomischer, moralischer und politischer Beziehung er scharf hervorhob, worauf er die treffliche Ausführung dieses wichtigen, bis ins Einzelnste gründlich behandelnden Themas mit der, seine Erkenntniß der eigentlichen Mission der helvetischen Gesellschaft klar beurkundenden Aufforderung an die Versammlung schloß, die öffentliche Meinung in der Schweiz gegen diesen Söldnerdienst zu stimmen.

Noch bedeutungsvoller zur Bezeichnung des gewaltigen Fort-

schrittes, welchen die politische Bildung der neueren Zeit innerhalb der helvetischen Gesellschaft gemacht hatte und von außerordentlicher Tragweite hinsichtlich des mächtigen geistigen Einflusses, welchen die Gesellschaft durch ihre zahlreichen und angesehenen Mitglieder in den meisten Kantonen ausübte, ist die Einleitung dieser Rede, der eine Stelle aus Rousseau als Motto vorgesetzt ist und in welcher Meyer eine sehr verständige, durchaus objektiv gehaltene, nichts weniger als absolut verdammende Auffassung der französischen Revolution offenbart und damit einen politischen Scharfsinn beurkundet, der mitten in jener stürmischen Zeit doppelte Anerkennung verdient.

Meyer zeigte sich darin keineswegs blind gegen die entsetzlichen Ausschreitungen der Revolution, deren dunkle Schattenseiten er aber zugleich als natürliche Folge der vorhergehenden Korruption erkannte. Mit aller Schärfe und Kraft betonte er dagegen die großen Wirkungen der Revolution, herrührend von ihrem Grundprinzipe der bürgerlichen und politischen Gleichberechtigung aller Stände, wobei der Redner zugleich die großen Folgen dieser gewaltigen Erscheinung, welche sie für allgemeine Weltentwickelung haben sollte, mit klarem Auge voraussah. Meyer von Schauensee vindizirte deßhalb der französischen Revolution eine gleiche weltumwälzende Bedeutung, wie den größten weltgeschichtlichen Ereignissen und stellte sie auf eine gleiche Stufe mit der Völkerwanderung, den Kreuzzügen und der Reformation. Zugleich wies er mit großer Feinheit nach, wie gerade der Widerstand der Revolution so wesentlich dazu beigetragen hatte, diese Erscheinung und ihre Prinzipien bis in weiteste Kreise bekannt zu machen. Er sagt wörtlich: „Wurde nicht durch den Koalitionskrieg der Austausch der Begriffe gefördert und die Seelen der Menschen zu neuen Eindrücken empfänglicher gemacht? Hat nicht dieser Krieg Menschen mit Menschen in Kontakt gebracht und die neue Lehre in die entferntesten Gegenden der Welt mit einer Schnelligkeit

ausgebreitet, wie keine Propaganda es je hätte thun können? Hat nicht der unerwartete und eklatante Erfolg, so das Unternehmen krönt, der Sache eine Popularität gegeben, die sich fast überall auf so mannichfaltige Weise äußert?"

Sehr bemerkenswerth ist auch, daß Meyer außerdem noch wagte, von dem Einflusse zu sprechen, den die Revolution schon in jenen Tagen auf die Schweiz äußerte, und daß er sich dadurch veranlaßt fand, den Wirkungen nachzuforschen, die sie in der Zukunft auch für die Schweiz haben müsse.*) Mit einiger Behutsamkeit bemerkte er hierüber: „Ich getraue mich nicht, in diese Frage einzutreten, theils weil ich fühle, daß meine Kräfte zu schwach sind, theils auch, weil dieser Gegenstand zu umfassend ist, als daß ich es wagen dürfte, eure Zeit und Geduld zu mißbrauchen. Erlaubt mir aber, wenigstens einen Theil des Vorhangs aufzuheben, durch den ich eine Wirkung erblicke, die in Hinsicht der Folgen, die sie haben könnte, wichtig genug ist, eure Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen."

Als eine solche Wirkung bezeichnete er, zum Hauptthema seiner Rede übergehend, die Nothwendigkeit der Aufhebung des fremden Söldnerdienstes, an welche Darstellung eine scharfe Kritik der äußeren und inneren Politik der aristokratischen Regierungen jener Zeit sich anschloß.

Aus diesen Beispielen geht mit aller Bestimmtheit hervor, daß trotz aller aristokratischen Neigungen und Gewohnheiten der politische Geist der helvetischen Gesellschaft einen außerordentlichen Fortschritt gemacht hatte, dessen Rückwirkung auf die Nation

*) Schon zwei Jahre früher berichtete Konrad Escher seinem Freunde Albrecht Rengger in scherzhafter Weise: „der schwarze Pestalozzi (wie der berühmte Erziehungs-Reformator in Zürich wegen seiner dunklen Hautfarbe genannt wurde) findet, daß man seit der französischen Revolution in Zürich viel höflicher sei, und daß selbst die Nachtwächter beim Thor ihm viel freundlicher begegnen, als da noch die Bastille stand".

nicht ausblieb. Was mochte es auch bei der Aufstellung solcher wichtiger Gesichtspunkte bedeuten, wenn derartige Glaubensbekenntnisse hie und da von zahmen Loyalitätsphrasen durchkreuzt wurden, oder wenn irgend ein Mitglied die Gesellschaft bloß auf den rein idealen Wirkungskreis der Tugendpflege einschränken wollte. Der Bedeutendste unter diesen friedlichen Helvetiern, Iselin, neigte sich zudem sehr jener Richtung zu, die hauptsächlich durch die Zürcher repräsentirt wurde und beabsichtigte, die Gesellschaft zu kräftigem Eingreifen ins Leben zu bewegen. In seinen Aeußerungen kam aber Iselin nicht über den Standpunkt eines abstrakten Tugendidealismus oder eines politischen Kosmopolitismus hinaus, von der Art, daß nach seiner Ansicht ein wahrhaft freier Mann „weder der Anhänger einer Partei noch gar das Haupt einer solchen sein dürfe", wogegen, „bei jedem Ereigniß, welches die allgemeine Glückseligkeit der Menschheit befördere, sein Herz in einer edelen Freude schwimme". Nach Iselin beschränkte sich ja die Tendenz der Gesellschaft einfach dahin, „die Rechte der Tugend und der Menschlichkeit im eigenen Herzen triumphiren zu machen" und als die einzigen „Tyrannen", welche die Gesellschaft zu bekämpfen habe, wurden ja von ihm die eigenen Leidenschaften bezeichnet. Einen ähnlichen Standpunkt [84] nahm auch der Präsident von 1765, der in die politischen Kämpfe seines Heimathkantons Luzern so eng verflochtene Valentin Meyer ein, der wie Iselin als Hauptzweck der Gesellschaft die Pflege der Tugend in ausschweifend-bombastischen Phrasen anpries und ihren Mitgliedern die weiteren Aufgaben stellte, „vor Allem aus dem höchsten Wesen mit ungeheuchelter Andacht, mit Inbrunst und Unterwerfung zu dienen, ihre Menschlichkeit durch überzeugende Handlungen zu bewähren, das beschehene Unrecht zu beschmirzen" und endlich „Allen ohne Unterschied nach Standesgebühr zu begegnen, unsere Oberen, die Väter des Landes, in Ehren zu halten und deren allgemeinen Satzungen, besonderen

Landesgeboten ꝛc. ohne Widerspruch, ohne Anstand zu gehorsamen." Und auch der Präsident für 1766 Landvogt v. Wattenwil war, wie wir gesehen haben, über die Idee des Tugendbundes nicht hinausgekommen. Was mochten aber solche vereinzelte Stimmen, die zudem nicht der Ausdruck einer großen geistigen Kraft waren, den Reden eines Dr. Hirzel, Gugger, Stockar, Füßli, Meyer von Schauensee und Anderer gegenüber verfangen, Reden die sowohl durch die allgemeine geistige Gährung der Zeit wie später durch gewaltige äußere Vorgänge eine so nachhaltige umfassende und tiefwirkende Unterstützung erhielten.

Den Kulminationspunkt ihrer politischen Entwicklung erreichte die Gesellschaft in der 1793 vorgetragenen Rede eines ihrer bedeutendsten Charaktere und ihres tüchtigsten politischen Kopfes, des spätern Ministers der helvetischen Zeit, Dr. Albrecht Rengger. In dieser Rede offenbart sich Rengger so recht scharf und klar als Repräsentant des jüngeren energischeren Geschlechts in der Gesellschaft, welches mit klarem politischem Bewußtsein den aristokratischen Zuständen gegenüber stand und das Ungenügende, jede frische Entwicklung Hemmende derselben mit ebenso jugendlich feuriger Entrüstung als mit besonnen prüfendem Blicke erkannte.

Wie die Stiftung der helvetischen Gesellschaft das Werk eines Freundeskreises war, so sehen wir auch jetzt im letzten Jahrzehnt, der wichtigsten Periode der helvetischen Gesellschaft einen Freundesbund erstehen, der sich die hohe Aufgabe setzte, jene humanen und politischen Ideen, welche durch Vermittlung der helvetischen Gesellschaft inzwischen zum Gemeingut der Gebildeten in der Nation geworden waren, unter den ersten günstigen Umständen praktisch zu verwirklichen. Es ist das einzig schöne Freundeskleeblatt Rengger, Konrad Escher (später von der Linth) und Paul Usteri, das auf der Hochschule Göttingen sich gefunden und zu engem Freundschaftsbunde zusammen geschlossen hatte. Der lebhafteste unter ihnen, ein eigentlicher Feuerkopf, war Paul

Usteri, der von den Ideen der französischen Revolution so mächtig ergriffen wurde, daß er für die Verbreitung derselben Projekt um Projekt entwarf und die Herausgabe einer deutschen Uebersetzung der Schriften Sièyes' veranlaßte. So faßte Usteri schon zu Ende 1791 den Plan, unter dem Kollektivnamen „Bibliothek der freien Franken" eine Uebersicht der politischen und wissenschaftlichen Literatur Frankreichs seit der Revolution herauszugeben[85] und forderte Rengger mit einigem Ungestüm auf, an diesem Unternehmen schriftstellerisch sich zu betheiligen. Mit besonnener Ruhe machte dagegen der damals siebenundzwanzigjährige Rengger den eifrigen Freund auf die Unbestimmtheit des Planes und „die wenigstens gegenwärtige Unausführbarkeit von unserer Seite" aufmerksam, an welche leise Ablehnung er noch folgende Bemerkungen knüpfte:

„Ueberhaupt halte ich bei der gegenwärtigen Lage unserer Literatur für verdienstlicher, das Lesen ersparen zu machen, als zu vervielfachen. Ein Revolutionsjournal, d. h. eine Bibliothek über alles in allen Sprachen von der französischen Revolution Herausgekommene aufzustellen, scheint mir eine eigene und vortreffliche Idee; aber glaube mir, mein Freund, um diese Idee auch nur mittelmäßig auszuführen, müßte vorerst eine Gesellschaft von wenigstens einem Dutzend der besten Staatsgelehrten und aufgeklärtesten Staatsmänner beisammen sein und dennoch würde die Ausführung sehr unvollkommen, wenn man nicht Leute darunter hätte, die, an der Quelle sitzend, mit hellem Blicke von Anfang her alles beobachtet haben und ohne andere Leidenschaft als die der Vernunft das Beobachtete beurtheilen." Da Usteri durch diese Bemerkungen Renggers sich einerseits verletzt zeigte, anderseits aber seinen Plan noch immer nicht aufgeben wollte, schrieb ihm Rengger nochmals: „Ich bleibe dabei, daß das Unternehmen entweder gar nicht oder sehr gut, beinahe vollkommen ausgeführt werden muß und daß es so nur von einer Gesellschaft

von Männern ausgeführt werden kann, die im Gebiete der Staatswissenschaften eigentlich zu Hause sind. Wie wichtig ist es nicht in unsern Tagen, den Feinden der Vernunft und der Menschenrechte auch nicht eine Blöße zu geben und wie wichtig, den nachlallenden Haufen nicht zum Nachlallen von großen glänzenden Worten zu bewegen, die in seinen ungeschickten Händen ein schneidendes Schwert werden könnten." Das Gewicht dieser Gründe senkte denn auch bei Usteri die mit Entwürfen angefüllte Schaale, indem er dem Freunde umgehend erwiederte: „Die Bibliothek der freien Franken war ein Kind meiner Bücherprojektionskraft, das ich mit unendlicher Freude empfing und das ich wirklich einige Tage mit der Hoffnung, es groß ziehen zu können, herzlich pflegte. Ich hätte für mein Leben gern gehabt, daß auch dir das Kind gefallen und daß du ein bischen mit mir geschwärmt hättest. Dann, weiß ich, wäre das Ding zu Stande gekommen und vielleicht hätte es uns künftig wahre ächte Freude gemacht. Aber dich könnte mir auch kein Anderer jetzt ersetzen."

Auch Escher, obwohl milderen Charakters als Usteri, schwärmte damals in jugendlicher Begeisterung so sehr für die französische Revolution und ihre Prinzipien, daß sogar die August- und Septembergräuel des Jahres 1792 ihn nicht beirrten und er mit schmerzlichem Gefühl bemerkte, daß der französische Freiheitsbaum nur seinen Schatten der Schweiz zuwerfe. So lebhaft war der junge Zürcher Patrizier für die Freiheitsbewegung jener Zeit eingenommen, daß er in Zürich politisch-historische Vorträge in diesem Geiste hielt und beim Ausgange des sogenannten Stäfnerhandels (1795) die wärmste Theilnahme für die Opfer einer kleinlich-furchtsamen Politik hegte. Rengger war in seinen politischen Ueberzeugungen eben so entschieden, wie seine beiden Freunde, hatte dabei aber einen viel ruhigern unbefangeneren weitsichtigeren Blick, weßhalb er eben so oft sich veranlaßt sah,

den Feuereifer seiner Freunde zu dämpfen, als er wieder über gewisse Zeiterscheinungen ein viel schärferes kühneres Urtheil aussprach als sie, die übrigens seine geistige Ueberlegenheit willig anerkannten. Ein Blick in die Korrespondenz Renggers mit Escher mag uns sowohl über das enge Freundschaftverhältniß Beider aufklären, das bei aller Macht und Tiefe des Gefühls doch weit entfernt ist von der sentimentalen Ueberschwänglichkeit der patriotischen Freunde von 1761, wie es anderseits am unmittelbarsten mit dem Geiste vertraut macht, der in diesem jungen Geschlechte der helvetischen Gesellschaft lebte und webte.

Schon 1791 schrieb Escher an Rengger:[86] „Meine Gefühle für Menschenrechte und die Gleichheit derselben trug ich schon seit meiner Jugend im Herzen, ohne sie je ganz und systematisch mittheilen zu können, indem ich entweder so jämmerlich übermault ward, wie es hier in Zürich der Fall ist, oder damit in das Gebiet frommer Wünsche und Phantasien überwiesen wurde, wie in Göttingen bei Heyne und deinen ihn besuchenden Landsleuten. Du und einige deiner Freunde, die ich letzthin in Olten*) traf, sind die ersten Menschen, mit denen ich hierüber ganz frei, ganz vorurtheilslos sprechen konnte. Gönne mir also, lieber Abbas, das Vergnügen und den Nutzen, mich mit dir hierüber zu berathen und schenke mir zuweilen eine Stunde, um meine Begriffe zu berichtigen und besonders über die Anwendbarkeit unserer Grundsätze zu reden."

Rengger erwiedert ihm darauf:[87] „Seitdem ich selbst zu denken anfing, sah ich bald ein, daß kein Souverain von Gottes Gnaden — oder vielmehr daß Alle von Gottes Gnaden und Keiner von Rechts wegen da sei. Auf Universitäten lachte ich herzlich über die dort vorgetragene Lehre von den Staatsverträgen zwischen Volk und Souverain, deren keiner von der Geschichte erwiesen

*) Wohin die helvetische Gesellschaft seit 1780 übergesiedelt war.

wird, vielmehr alle widerlegt werden. Ich glaube daher seit lange, daß mit wenigen Ausnahmen alle Souveränetäten usurpirt seien, daß jedes Volk, sobald sich seine Mehrheit vereinigt, sein unveräußerliches Recht in Gründung einer neuen Konstitution ausüben dürfe. Aber vor der französischen Revolution (deren anarchische Entfesselung aller gährenden Elemente damals noch durch die Arbeit an der Scheinverfassung von 1791 auf kurze Zeit zurückgedrängt wurde) sah ich jede gewaltsame Staatsveränderung für so gefährlich an, daß ich glaubte, man müßte eher das Aeußerste ertragen, als eine solche unternehmen und den Anfang einer Volksrevolution machen, sei so viel, als das Schwert in die Hände eines Rasenden geben. Allein seit zwei Jahren weiß ich, daß eine Nation leicht eine Stufe von Kultur ersteigen kann, auf der sie eine glückliche Staatsveränderung mit geringen Opfern erkaufen kann."

Diese rosige Auffassung der französischen Revolution, welche in den ersten Jahren ihres Bestehens nicht nur Escher sondern alle Freunde freier Volksentwicklung mit Rengger theilten, sowie die grundsätzliche Uebereinstimmung Renggers mit seinen Prinzipien bewogen Escher, dem Freunde sofort sein politisches Glaubensbekenntniß in folgenden Worten abzulegen:[88] „Der erste Grundsatz meiner Politik war (Meiners zum Trutz), daß, wenn schon nicht alle Menschen von der Natur mit gleichen Fähigkeiten begabt sind, doch alle gleiche Rechte auf sich selbst und auf die Natur haben; so daß hiemit alle Neger, russischen und schweizerischen Leibeigenen (selbst die Kaffiker mitgerechnet[89]) mit allen Großen, Fürsten, Gerichtsherren gleich freie Leute von Natur sind und sein sollten. Dieß nun wollte mir bis dahin kein Mensch gelten lassen; mehrere Male wurde ich in Göttingen und besonders hier so derb ausgepfiffen, daß ich dies bis auf diesen Augenblick hübsch für mich behielt.... Zweitens. Kein Mensch hat das Recht, weder seine eigenen Menschenrechte noch

viel weniger die seiner Nachkommenschaft einem andern unter irgend welcher Bedingung abzutreten und Niemand kann für seine Nachkommen Traktate schließen, die diese gezwungen seien anzunehmen; forderst du den Beweis von mir, so bin ich bereit und sattelfest."

„Aus diesen zwei Sätzen — schließt Escher — wird es jedem nur etwas philosophischen Kopf leicht werden, die Rechte der Naturmenschen, die Rechte der bürgerlichen Gesellschaft und die Rechte der Bürger im Staate wie des Staates selbst herauszufolgern. Ich ging a posteriori zu Werk, fühlte, sah ein, daß die Rechte der Menschen in allen Staaten — selbst in Zürich — gekränkt werden und daß die Menschen, um im Staate zu leben, mehr von ihrer natürlichen Freiheit dahin gaben, als nöthig war. Aber es war ein langes Geschäft für mich, den festen Grund zu erreichen, um darauf meine noch hin- und herschwankenden Begriffe zu befestigen. Jetzt sind sie fest, seitdem ich mir die obigen beiden Prinzipien herausgeklaubt habe. Prüfe dieselben also streng, ob sie ganz durch und durch philosophisch ächt und zugleich hinreichend sind, auf sie das System eines Staats zu begründen, in welchem alle Menschen, alle Bürger jede in einem civilisirten Staate mögliche Freiheit genießen können."

Rengger beschränkte sich darauf, die lange theoretische Auseinandersetzung des Freundes, der wir nur die Kardinalstellen entnommen haben, durch Aufstellung des Glückseligkeitsprinzips zu stützen. Seine praktische Natur verläugnete sich aber auch hier nicht, indem er die Klausel beifügte:[90] „Es gibt Leute, die zum Schein oder auch aus wirklicher Ueberzeugung dir sagen werden, daß dieser Zweck von allgemeiner Glückseligkeit gerade durch Einführung jener Gleichheit am wenigsten erreicht werde, und in der That können sie dir Beispiele von Staaten und Gesellschaften aufführen, wo durch Anwendung unsers Grundsatzes für das allgemeine Volksglück gar nicht gut gesorgt wäre.... Diese Beispiele be-

weisen aber nichts weiteres, als was ich schon lange sowohl von Individuen als ganzen Gesellschaften glaubte, daß es nicht immer gut ist, Alles das zu thun, wozu man das Recht hat."

In die Jahre 1792 und 1793 fällt nun der Plan Renggers, einen Verein von Freunden und Geistesverwandten unter dem Namen einer „gemeinnützigen Gesellschaft" zu bilden, der sich zur Hauptaufgabe machen sollte, die Mitbürger durch Rede und Schrift über Freiheit und deren würdigen Gebrauch zu belehren, damit, wenn der Morgen der Freiheit über ihr Vaterland leuchte, sich Männer finden, die tüchtig seien, als Gesetzgeber und Beamte die Führung des Staats zu übernehmen.[91] Auch Escher nahm diesen Plan mit Begeisterung auf und motivirte ihn mit folgenden Kernworten:[92] „Weil einem wackern Bürger weit leichter in den Sinn kommt, er habe gleiche Rechte mit dem Schultheiß, als diesem, er habe nicht mehr wie der Bettler und weil unsere Obern diese Gleichheit der Menschenrechte nie werden merken wollen, bis ihnen jene, wie das Sprichwort sagt, mit dem Kolben darauf deuten, so scheint mir Bedürfniß der Zeit und besonders des Vaterlandes, den Gebrauch dieses Kolbens zu lehren, damit er nur zum Deuten, nicht zum Todtschlagen angewendet werde. Sicher ist freilich, daß, so lange keine Männer da sind, die zur Führung der gemeinen Angelegenheiten tauglich gemacht werden, nie etwas Gutes bei einer Revolution herauskommen kann." In diesen Worten liegt zugleich die Tendenz der schon berührten historisch-politischen Vorträge, welche Escher längere Zeit in Zürich hielt, offen ausgesprochen.

In diese von Ahnungen eines neuen Lebens, eines nahen Freiheitsfrühlings erfüllte Zeit fiel die Versammlung von 1793, in welcher Rengger seine Abhandlung „Ueber die politische Verketzerungssucht in unsern Tagen" hielt, eine Arbeit, die ebenso gehaltreich als in der Form vollendet war und zugleich den selbständigen und weitsichtigen politischen Standpunkt Renggers

vollständig kundgibt. Was jedoch diese Leistung besonders anziehend macht, ist jener ächt schweizerische Charakterzug der Toleranz, den schon der Titel andeutete und der für unsere gesunde politische Entwicklung von so unermeßlichem Werthe ist. Eine besonders auszuzeichnende Seite der Schrift liegt auch in der verständigen, von jeder leidenschaftlichen Trübung fernen Beurtheilung der französischen Revolution, so daß Rengger hinsichtlich der geistvollen Auffassung derselben und dem ächt historischen Scharfblicke, der in aller Verwüstung den Keim neuer großer Entwicklungen erkennt, sowie auch um seines klassischen Styles willen dem edeln Deutschen Georg Forster gar wohl als ebenbürtig zur Seite gesetzt werden darf. So schildert Rengger den Eindruck, welchen die großartige Erscheinung der Revolution auf die Zeitgenossen machte, sowie ihre weltgeschichtliche Bedeutung in folgenden Zügen:[93] „Gab es jemals größere Ereignisse als diejenigen unserer Tage? Wenn ein König den andern vom Throne stößt, so ist das noch keine Weltbegebenheit; es ist ein Namenwechsel, der allenfalls in den Annalen eines Volks, aber nicht in den Geschichtbüchern der Menschheit aufbewahrt werden soll. Aber wenn eine ganze, große Nation — die gebildetste (??) und einflußreichste von allen Nationen Europa's — aus ihrem tausendjährigen Schlummer wie durch einen Zauberschlag aufgeweckt, den grauen Riesen, der ihre alte Verfassung bewachte, von seinem ehernen Fußgestelle herunterstürzt und mit Grundsätzen gewaffnet, die alle Reize der wachen und träumenden Vernunft hegen, unter dem mannigfaltigen Spiele der höchsten und angestrengtesten Geisteskräfte, im Taumel der edelsten und unedelsten Leidenschaften und unter dem sich gegenseitig widerstrebenden Einflusse aller bösen und guten Geister zu einer bisher unerhörten Ordnung der Dinge hindurchdringen will, so ist das eine Weltbegebenheit, welche anzustaunen und zu zergliedern das kommende Jahrhundert noch genug zu thun haben wird. Und wir, die Zeitgenossen, wir, nur eine Spanne weit

von dem Schauplatze, sollten mit offenen Augen nicht sehen, mit offenem Ohr nicht hören oder was einerlei ist, von dem Gesehenen und Gehörten nicht sprechen dürfen? Oder dürfen wir es, wo ist dann der Verwegene, der Allen und Jeden, ihre Sinnesorgane seien von den Seinigen noch so verschieden, sein Fernglas und Hörrohr aufdringen wollte, um ein Drama zu beobachten, dessen tausendfach verschlungene Knoten kein Sterblicher lösen, höchstens einzelne Fäden von ihnen abwickeln wird! Man mag sich auf einen Gesichtspunkt stellen, wohin man will, so ist es immer die Sache der Menschheit, die in oder außer Frankreich geführt wird; es ist die theuerste und entscheidendste Erfahrung, welche unser Zeitalter für alle künftigen über die größten und wichtigsten Probleme der Philosophie der Menschheit macht. Und wir — glücklich genug, keine Materialien zu dem kostbaren Versuche hergeben zu müssen — sollten nicht mit aller Unbefangenheit des Urtheils und mit allen Hülfsmitteln der Selbstbelehrung zuschauen dürfen?"

Indem Rengger die französische Revolution als „die Fortsetzung einer allgemeinen, schon lange angehobenen und immer fortschreitenden Revolution der Begriffe und Vorstellungsarten"[94] bezeichnet und von ihr noch weiter aussagt: „sie war nicht allein in Frankreich, sie war in halb Europa gemacht, noch ehe die erste Zugbrücke der Bastille fiel; der Geist des Zeitalters, ein edler Vater, hatte sie erzeugt, aber die Unsittlichkeit einer bis in's Mark verdorbenen Nation hat sie schon in früher Kindheit zum Ungeheuer erzogen",[95] führt er als eine ihrer schlimmen Folgen die durch den von ihr hervorgerufenen Widerspruch der Meinungen erzeugte politische Verketzerungssucht an. Statt der kirchlich-orthodoxen Ketzerriecherei zur Zeit des preußischen Religionsedikts, „wo man mit keinem aus einerlei Schüssel essen mochte, der nicht den gleichen Katechismus auswendig lernte", hätten jetzt die politischen Glaubensgerichte ihre Schöppenstühle

aufgeschlagen, ein Meinungszwang, der noch drückender sei als der religiöse. Mit aller Energie spricht Rengger sich hier gegen „jede Art des Ungehorsams gegen vorhandene Landesgesetze aus", gegen „jede Rede oder Handlung, welche diesen selbst ausdrückt oder bei andern deutlich bezweckt, jeden leiseren oder lauten Wunsch nach gewaltsamen Volksbewegungen", die „als eben so viele Verbrechen vor den Richterstuhl des Gesetzes gehören, wobei der Vaterlandsfreund nur bedauert, daß dieses Gesetz nicht in eherne Tafeln eingegraben und mit dem Sinnbild der gleichmessenden Waage öffentlich aufgehängt ist".[96] Doch bemerkt Rengger, daß nicht nur offene Empörung, sondern auch „Meinungen und Urtheile über innere Staatsangelegenheiten, wobei weder die Achtung gegen die Gesetze und ihre Verwalter beleidigt, noch irgend einer tadelhaften Folgerung Platz gegeben wird", von den Anhängern des Bestehenden als Staatsverbrechen qualifizirt würden. Oft schon habe er dieß Freunden geklagt; doch am liebsten thue er dieß in der Mitte der helvetischen Gesellschaft, „wo der Göttin Eintracht so manches würdige Opfer dargebracht ward und wo der halbtausendjährige Bund, der, allein in den diplomatischen Rüstkammern aufbewahrt, so leicht zum bloß papierenen Bunde werden könnte, zum Bunde der Herzen und Geister immer von Neuem angefrischt und lebendig gemacht wird". Mit Unwillen bemerkt Rengger, daß vor dem Ausbruch der Revolution größere Freiheit der politischen Ansichten geduldet worden sei als jetzt und daß selbst Rousseau's kühne Ideen ungehindert besprochen werden durften, ein Verhältniß, das sich freilich in das Gegentheil verkehrte, seit in der nordamerikanischen und französischen Revolution „Rousseau's Grundsätze selbst in die durchgreifendste Handlung gesetzt wurden", wobei Rengger nicht versäumt, die ironische Frage zu stellen, ob die ehmals freie Besprechung der Ursachen und Ereignisse der amerikanischen Revolution wohl nur

deßhalb gestattet worden sei, „weil ein Ozean von der Szene dieser Revolution uns trennte?“

Als eine Hauptwirkung der französischen Revolution bezeichnet nun Rengger „die unselige Parteinahme, die nun vier Jahre hindurch unser Vaterland zerarbeite und seine Bürger trenne“, sowie daß Jeder die Losungsworte „Freiheit und Gleichheit“ „als Maßstab inner seinem Staate, seiner Stadt oder seinem Hause durch alle Verhältnisse des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens mit sich herumtrage“. Mit klarem Blicke erkennt Rengger aber auch die schöpferischen Gedanken dieser Revolution und ihre großartigen Wirkungen außerhalb Frankreich, welche Wirkungen und deren weitere Folgerungen er in mustergültiger Weise in folgenden Zeilen[97] feststellt:

„Warum ist es, vielleicht England ausgenommen, noch keiner der verbündeten Mächte gelungen, ihren Krieg gegen Frankreich zu nationalisiren? Manifeste Aufrufe Bettage Zeitungssöldner nichts von alledem half; das Volk that, als wenn es die Nothschüsse nicht hörte. Sogar die Gräuel der innern Schreckensregierung haben die französische Partei im Auslande nur wenig geschwächt. Wären sie einzeln und nicht in Masse gekommen, wenigstens von menschlichen Ungeheuern verübt, sie hätten wahrscheinlich tiefere Eindrücke hinterlassen; denn unsere moralische Natur hat es mit der physischen gemein, daß es ein Maximum von Eindruck gibt, über welches hinaus die erregende Potenz gefühllos und stumpf macht; dazu sind die Todten ja so bald vergessen! Der Verlust einer entscheidenden Schlacht oder ein Rückzug hätten den Franzosen und ihren Grundsätzen mehr geschadet, als ihre republikanischen Hochzeiten, ihre Füsiladen und ganze Haufen ausgedienter Guillotinen; so unbeschränkt gebietet der Erfolg über die Menge, welche die Unkosten nie berechnet und wir haben aus dem Mund der Bigotterie selbst das Urtheil vernommen: „„ein so siegreiches Volk könne nicht aus Gotteslängnern bestehen““.

„Solche Einwirkungen der französischen Revolution wurden gleich Anfangs von den Regierungen befürchtet und jede suchte, sie auf ihre Weise zu verhüten. Manche beruhigten sich mit dem Wahne, daß nur unzeitiges Nachgeben eines gutmüthigen Königs Frankreich in den Abgrund gestürzt habe und faßten die Zügel fester und kürzer an. Andere begnügten sich, ihr Volk isoliren zu wollen; sie legten ringsumher eine Geistessperre an, ungefähr mit eben dem Erfolg, wie man gegen die Influenz oder sonst ein athmosphärisches Gift sperren könnte und behielten sich das Recht vor, dasselbe (Volk) mit demjenigen, was es zu seinem Heile von der Geschichte des Tages zu wissen brauchte, allenfalls selbst zu versorgen. Aber verhehlen konnten sie ihm nicht, daß fünfundzwanzig Millionen Menschen ihren unbeschränkten Monarchen erst eingeschränkt, dann abgesetzt, zuletzt enthauptet, einen mächtigen zahlreichen Adel bis zur Unmöglichkeit des Wiederauflebens vertilgt, allen Ständeunterschied aufgehoben, Gleichheit der Rechte und Pflichten eingeführt haben ꝛc.; Thatsachen, die wirksamer, als alle Lockspeisen der Volksverführung, eben so viele politische Glaubensartikel erschüttern mußten und man weiß, daß ein erschütterter Glaube so gut wie entwurzelt und abgestorben ist und daß ein abgestorbener Volksglaube nicht wieder aufersteht, bis die Umkreisung der Dinge auf die Punkte seiner ersten Entstehung zurückführt. Man öffne doch einmal die Augen und sehe! Der Gährungsprozeß unsers Zeitalters läßt sich wahrlich nicht mehr ersticken; jeder Versuch wird früher oder später das Gefäß zersprengen und nur von einer baldigen Scheidung und Läuterung haben wir Ruhe und Harmonie zu erwarten.“

Die große Tragweite und hohe geistige und politische Bedeutung der Revolution schließt jedoch bei Rengger nicht die Erkenntniß ihrer Schattenseiten aus und mit einer bei ihm ungewohnten Derbheit bezeichnet er die Führer des revolutionären Frankreich als „neue Cartouches“, wobei er trotz der Uebereinstimmung mit

den naturrechtlichen Prinzipien der Revolution jede Solidarität mit den „Bösewichtern und Räubern" ablehnt. Für ihn gibt es nur eine Partei, die der redlichen Bürger, deren einzige Losung das Vaterland und deren Zweck, „das größtmögliche Volksglück" ist. Nicht das politische Glaubensbekenntniß, sondern die Bürgertugend ist ihm das Kriterium des wahren Patrioten, so daß er den redlichen Konservativen eben so anerkennt, wie den rechtschaffenen Oppositionellen. Dieser gesunde und fruchtbare Standpunkt Rengger's sticht, dem einseitig-abstrakten Meinungsterrorismus der französischen Revolutionsmänner gegenüber, höchst wohlthuend ab, gegen welchen er den folgenden energischen Protest erläßt: [98]

„Wie ganz anders (als der humane Patriot) gebärden sich jene neugeborenen Söhne der Freiheit, die gestern noch vor jedem Reicheren oder Vornehmeren krochen und heute ihren gesetzlichen Oberen selbst diejenigen Zeichen von Achtung entziehen, welche kein Gesitteter gegen Seinesgleichen unterläßt. Nicht ihre Vernunft hat sie freigelassen; in einem unbewachten Augenblick sind sie den verdienten Ketten entlaufen. Jetzt berufen sie sich in einem fort auf die ursprüngliche Gleichheit und beobachten doch so ängstlich jede kleine Abstufung, die etwa unter ihnen sein mag; sie schreien über willkürliche Gewaltübung und drücken selbst mit einer eisernen Hand Alles, was in ihrem engen Herrscherkreise liegt; sie wollen alle Vorrechte, alle Begünstigungen im Staate abgeschafft wissen, nur die nicht, welche sie selbst genießen; sie wollen das Höhere zu sich herunterziehen, aber nicht das Niedrigere heraufheben.... Diese ephemerischen Geschöpfe, welche die eröffnete Aussicht auf ein einträgliches Amt, eine glänzende Versprechung, ein schmeichelhaftes Wort schnell in das entgegengesetzte Extrem hinüberwirft, können dem rechtlichen Mann auch die beste Sache zuwider machen."

In Uebereinstimmung mit diesen Ansichten schleudert Rengger

speziell gegen den abstrakten Despotismus der Revolutionsmänner folgende Philippika: [89] „Eine Lehre steht dort vor allem Anderen mit blutigen Zügen geschrieben: das salus populi suprema lex esto ist der verderblichste Wahlspruch, den irgend ein feindseliger Geist nur ausstreuen konnte. Im Kleinen befolgt, führt er zu Galgen und Rad und sollte im Großen eine erlaubte Staatsmaxime sein? Von jeher war diese Art von Philanthropie eine fürchterliche Geißel der Menschheit; sie mochte nun zur Bevölkerung des Himmels Scheiterhaufen anzünden oder die Erde mit glücklichen Bewohnern anfüllen wollen. Sie hat schon die ersten Anfänge der Revolution mit Ungerechtigkeit befleckt, ihren zermalmenden Gang unabsehlich verlängert und den Abgrund der Unsittlichkeit immer tiefer gegraben; sie hat die Frage, ob gute Zwecke durch schlechte Mittel erreicht werden dürfen, bejaht; auf ihren Händen ward eine Faktion um die andere, ein Tyrann um den anderen zur Herrschaft emporgetragen. Aber auch sie behält auf dem Throne des gesetzlichen Despotismus dem Menschen seine unbestreitbaren Rechte zurück, weil er sich ja mit dem Genusse derselben wehe thun könnte;*) sie theilte Länder und handelte um Menschen wie um Vieh und nur sie darf den Schandfleck Europas, wogegen sich der Geist des Zeitalters von allen Seiten erhebt, die Negersklaverei in Schutz nehmen. Etwa ein Mal ehrlich gemeint, dient sie mehrentheils zum Schleier der Selbstsucht und ist um so viel zurückstoßender, da sie die Menschheit in ihrem Heiligthum entweiht. Die Gräuel, die sonst zur Ehre Gottes geschahen, werden jetzt zum Wohle der Menschheit verübt; eine Waagschale, auf der ganze Generationen neben einem Traume der Zukunft kein Gewicht mehr haben. O, lernten wir doch gerecht sein, ehe

*) Aus den gleichen Gründen, die Rengger so scharfsinnig heraushebt, wurde die republikanische Verfassung von 1793 mit ihren unveräußerlichen Menschenrechten durch die Terroristen suspendirt.

wir gut ſein wollten und lernten es in der Schule der Erfahrung, bis es einer Philoſophie, welche die Menſchen um ſo glücklicher machen wird, je weniger ſie es verheißt, ihre reineren Grundſätze auch in das Gebiet des Staatsrechts einzuführen gelingt."

Wie gegen die abſtrakten Revolutionsdespoten macht aber Rengger auch entſchieden Front gegen die offiziellen ariſtokratiſchen Zionswächter,[100] „die überall, wo ſie etwas zu befehlen haben, auf Gehorſam und Unterwerfung dringen und ſobald ſie einmal ſelbſt gehorchen ſollen, die erſten ſind, welche dagegen verſtoßen. Ihr ganzer Wirkungskreis gleicht einem Spinngewebe, in deſſen Mittelpunkt die Selbſtſucht ſitzt und mit aufgehobener Hand nach der Beute lauſcht, die ihre Fäden berührt. Kein Mittel iſt ihnen zu gut und zu ſchlecht, kein Umweg zu weit oder zu rauh, keine Ränke zu verwickelt oder zu mühſam, wenn ſie ihren Egoismus fröhnen und ihr Haus noch in die ferne Zukunft beſtellen können. Sie ſchätzen Menſchen und menſchliche Einrichtungen gerade ſo viel, als ihnen dieſelben einbringen. Wenn ſie ſatt ſind, ſo hungert es Keinen im Lande und ihr Wohlſein iſt der Maßſtab des allgemeinen Wohlſeins. Die Sache ihres Eigennutzes wird ſogar zur Sache Gottes; das Vaterland iſt in Gefahr, wenn ihr Intereſſe in Gefahr iſt und ohne Rettung iſt es verloren, wenn ihre Unfehlbarkeit einmal öffentlich bezweifelt, ihr Einfluß verringert wird."

Indem Rengger noch mit mächtigem Wort das Recht offener, freier Meinungsäußerung reklamirt und ſowohl die ſittlich wie politiſch ſchädlichen Folgen der Unduldſamkeit ſcharf bezeichnet, ſchließt er ſeine Rede mit der folgenden Stelle, in welcher der kritiſche Geiſt, der gährende fauſtiſche Drang des Zeitalters in wahrhaft klaſſiſcher Weiſe geſchildert wird:[101]

„Möge doch Keiner ſagen, daß es unſere Zeiten ſeien, die eine ſtrengere Aufſicht über politiſche Meinungen und Aeuße-

rungen erfordern und daß nur darum der biedere Bürger Manches nicht anhören oder zugeben könne, was er sonst immer angehört oder zugegeben hätte. Wenn ich den Geist des Zeitalters nicht ganz unrichtig verstehe und auslege, so sind allgemeines Streben nach eigener Einsicht, Geistesthätigkeit unter Menschenklassen, wo vordem keine war, Aufhebung der Denkmonopolien und geschwächter Glaube an grundloses Ansehen die auszeichnenden Merkmale desselben. Sogar in den Geistesverirrungen des verflossenen Jahrzehnts ward jenes Streben offenbar; der Schüler des Magnetismus und Kabbalismus wollte mit einem Mal durch Wunder, die der menschlichen Trägheit so bequem sind, auf eine Höhe des Wissens hinansteigen, deren unterste Stufe zu erklimmen selbst einer langen und unausgesetzten Uebung noch schwer genug wird. Religion und Staat, die zwei großen Angelegenheiten des Menschen, sind auch die Hauptgegenstände, über denen dieser Geist der Zeit schwebt. Die französische Staatsrevolution ist eine Wirkung desselben, die wieder zur mächtigen Ursache ward; sie hat dem Zeitalter neuen Antrieb und neue aber nicht immer wohlthätige Richtungen gegeben. Denn es ist auch das Zeitalter der Unreife, des Halbwissens und der Verblendung von ungewohntem Lichte, ähnlich dem Sündenfalle des ersten Menschenpaares, als es die sicheren aber eisernen Zügel des Instinkts zerrissen, den Leitfaden der wählenden Vernunft aber noch nicht gefunden hatte. Es ist der Uebergang des werdenden Jünglings zum gereiften Jugendalter; er hat seine Knabenspiele verlassen, er hat den Glauben an das Wort des Vaters verloren und die Ueberzeugung von des Vaters Weisheit noch nicht gefunden; darum geht ihm die Thorheit zur Seite und nicht selten geht sie voran. In der Schule der Erfahrung würde er weise werden, wenn er nicht zu Grunde ginge, ehe er noch ausgelernt hat. Darum leitet ihn an der Hand

der Liebe und des Vertrauens; Belehrung trete an die Stelle des Machtwortes und der Jüngling erfahre nicht mehr die Behandlung des Kindes. Oder schließt ihn ein, wenn ihr wollt, so wird er Thür und Riegel zersprengen. Und wenn er auch das nicht thut — werden denn Menschen in Kerkern gebildet? Jene gährenden Massen, die nicht mehr sind, was sie waren und noch nicht sind, was sie sein werden, was gibt ihnen die elastischen Kräfte, wodurch sie Berge von ihrer Stelle heben und Inseln aus dem Ocean aufstoßen? Ist es nicht der ungemessene Widerstand, ohne den sie unschädlich in den Luftkreis verfliegen und in reinere Bestandtheile aufgelöst, mit anderen Elementen gemischt, ihre angewiesene Stelle im großen Haushalt der Natur finden würden?"

Diese ernste Frage wurde aber von den aristokratischen Machthabern jener Tage nicht gelöst, das prophetische Wort Rengger's nicht gehört, nicht verstanden oder vornehm ignorirt. Wie Bern die feurigen Waadtländer, so drückte Zürich seine ruhigeren und loyalen Angehörigen mit eiserner Gewalt nieder, um wenige Jahre später in der entfesselten Revolution ruhmlos und unbeklagt unterzugehen.

So war die politische Entwicklung der helvetischen Gesellschaft, wie sie in ihren Hauptrednern sich offenbart, vom schroff-aristokratischen bis zum naturrechtlichen Standpunkt Rousseau's und der französischen Revolution fortgeschritten. Für den so scharf ausgeprägten schweizerischen Charakter der Gesellschaft ist es zugleich im höchsten Grade bezeichnend, daß alle diese verschiedenen weit auseinandergehenden Ansichten innerhalb des aus so mannigfaltigen Elementen zusammengesetzten Vereins Duldung fanden, freilich unter der deutlich ausgesprochenen Voraussetzung, daß von jedem Standpunkt aus die ethisch-politische Bildung der Nation befördert werde.

Wohl durfte deßhalb Rengger's Vortrag als Schlußpunkt

dieses Abschnittes gesetzt werden, weil in ihr dieser Standpunkt einer gesunden politischen Duldung am reinsten und geistvollsten ausgesprochen wurde. Rengger's Rede darf aber noch ein besonderes Interesse ansprechen, weil die Fortschrittsideen der Gesellschaft hier nicht als in weite Ferne gerückte oder gar unausführbare Ideale erscheinen, sondern als solche hingestellt sind, welche ihre Wirksamkeit schon in unmittelbarer Gegenwart ausübten.

Indem Rengger die Lichtseite redlicher Anhänger des Bestehenden hervorhob, zugleich aber den Muth hatte, die von ihm aus allen Gräueln der Revolution klar herausgehobene Idee der bürgerlichen und politischen Gleichberechtigung als eine solche zu bezeichnen, die berufen sei, die Welt umzugestalten und indem er die sich gegenüberstehenden Ansichten durch die von ihm so energisch verlangte Duldung einander coordinirte, erwarb er gleichsam diesen neuen Ideen das Bürgerrecht in der Gesellschaft. Gewiß gibt es kein treueres Zeichen der Sicherheit und Klarheit von Rengger's Standpunkt, als seine unbefangene Würdigung gegensätzlicher Ansichten.

Dieser Geist politischer Toleranz, wie er in der Gesellschaft lebte und in Rengger einen so beredeten Wortführer fand, zeigte denn auch seine segensreichen Wirkungen in den schweren Stürmen der helvetischen Revolution. Wohl mußte dieser neue freie Geist, wie er in der helvetischen Gesellschaft in so scharfer entschiedener Weise sich offenbarte, seine große Rückwirkung auf die Nation ausüben und dies um so mehr, als die in Folge der französischen Revolution in einzelnen Kantonen eintretenden Ereignisse den Sinn für solche Gedanken sehr geschärft und empfänglich gemacht hatten, so daß Zschokke's stolzes Wort an die Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, der die in diesem Kreise gesprochenen Worte „Reden an die Nation" genannt hatte, auch auf die Gesellschaft des 18. Jahrhunderts volle Anwendung findet. Wurde doch

die Geſellſchaft von gouvernementaler Seite der Verbreitung jakobiniſcher Grundſätze beſchuldigt und jeder mit Argwohn betrachtet, der ihre Zuſammenkünfte beſuchte. Ging auch die Revolutionirung der Schweiz nicht von ihr aus, ſo iſt der Umſchwung der politiſchen Anſichten, der die eintretende äußere Bewegung geiſtig einleitete und dadurch allein möglich machte, zum größten Theil ihr Werk.

Als nun die wilden Stürme der Revolution hereinbrachen und die tobende Fluth der Volksbewegung die letzten Stützpfeiler der Ariſtokratie ſpielend wegriß, da bewährte ſich der hochſinnige humane und tolerante Geiſt dieſer Männer aufs Beſte. Durch die gewaltſame Niederdrückung der alten ariſtokratiſchen Parteien ſteigerte ſich freilich der ſchon im 18. Jahrhundert vorhandene Gegenſatz der verſchiedenen Richtungen in der Geſellſchaft zum vollſtändigen Bruche, eine Folge, die um ſo mehr eintreten mußte, als gar viele jüngere Mitglieder der helvetiſchen Geſellſchaft in der helvetiſchen Periode eine hervorragende politiſche Stellung einnahmen und mit treuer Hingebung für die Konſolidirung der neuen Zuſtände wirkten. Das frühere trauliche Verhältniß hatte aber doch zur Folge, daß im leidenſchaftlichſten Parteikampfe die früher befreundeten Gegner als Menſchen ſich doch gegenſeitig ſo ſehr achteten und von der gegenſeitigen aufrichtig-patriotiſchen Geſinnung ſo ſehr überzeugt waren, daß dieſe politiſchen Reibungen niemals nach dem Beiſpiele der franzöſiſchen Revolution in eigentliche Vernichtungskämpfe ausarteten. Sehr fein und richtig bemerkt hierüber einer der Vorſteher der Geſellſchaft des 19. Jahrhunderts: [102]

„Unmöglich konnte man den Mann zum Blutgerüſte ſchleppen, welchen man noch ſchweigend ehrte und mit dem man einſt unter Becherklang Gefühle reiner Zuneigung getauſcht hatte. Ich ſelber bin mehr denn einmal Zeuge geweſen, wie Erinnerungen und Bekanntſchaften von Schinznach und Olten den Ingrimm der

Unversöhnlichen gemildert und den Vorsatz gewaltthätiger Maßregeln gelähmt hatten. Die Stimme solcher Männer ward auch Stimmung der Parteien. Selbst in den wildesten Zerwürfnissen waltete noch ein Geist der Mäßigung, welcher jene Ungeheuer zurückdrängte, die sich, ohne Scheu vor göttlichem und menschlichem Recht, aus dem Schlamm des Pöbels aufbäumen wollten, wie man in den Revolutionen Frankreichs, Italiens, Spaniens, Südamerika's und anderer Reiche gesehen hat." Zschokke hätte auch noch beifügen können: „oder in den Beispielen der siegreichen Aristokratie von 1653 (nach dem Bauernkrieg) und nach den gescheiterten Revolutionsversuchen des 18. Jahrhunderts".

Wir dürfen es ein Glück nennen, daß dieser Geist der Duldung und Schonung, der in Dufour's Strategie im Sonderbundskriege eine seiner würdigsten Manifestationen gab, auch in unseren Tagen noch mächtig ist. Unsere neueste Geschichte bietet überhaupt einen glänzenden Beweis dafür, das die Vernichtungspolitik mit ihren fieberhaft aufwühlenden und entnervenden Wirkungen keinen Boden bei uns findet, so wie daß das bei uns gebräuchliche Verfahren, welches bei aller Schonung eine entschiedene grundsätzliche Haltung nicht nur nicht ausschließt, sondern um so mehr verlangt, für die gesunde normale Entwicklung eines Volkes die ersprießlichste bleibt. Denn heutzutage ist es so ziemlich allgemein anerkannt, daß das Schweizervolk in seiner politischen Massenbildung eine sehr hervorragende Stelle unter den gebildetsten Nationen Europa's einnimmt.

6. Militärische und gemeinnützige Anregungen.

In engem Anschluß an die politische Wirksamkeit der helvetischen Gesellschaft zeigt sich die rege Theilnahme und vielfache Anregung, welche sie der militärischen Entwicklung der Schweiz widmete. In gar vielen Reden bedeutender und einflußreicher Mitglieder der helvetischen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts wurde die Hebung des militärischen Geistes der Nation als eine eben so hohe patriotische Aufgabe bezeichnet, wie die Stärkung des politischen Bewußtseins und zugleich mit Energie auf eine bessere Einrichtung der schweizerischen Wehrverfassung hingewiesen, welche noch immer einzig durch das Defensionale von 1668 vertreten war. Besonders war es Professor Füßli gewesen, der in seiner Präsidialrede von 1782 für die Nothwendigkeit einer entschiedenen Kräftigung des Mititärgeistes der Schweizer seine begeisterten, scharf treffenden Worte gesprochen und mit überzeugender Kraft nachgewiesen hatte, wie eine jede Nation, die ein selbstständiges Dasein sich bewahren wolle, mitten im Frieden auf den Krieg gerüstet sein müsse. Indem Füßli den unumstößlichen Satz aufstellte, „daß wer die Vortheile eines gesellschaftlichen Vertrages (?) genießen wolle, auch die Lasten desselben tragen müsse“ und darauf aufmerksam machte, wie kein Staat dem Gefühle einer absoluten Sicherheit sich hingeben oder gar meinen dürfe, bei kluger Haltung niemals angegriffen zu werden, zugleich aber scharf hervorhob, daß gerade ein tüchtig gerüsteter Zustand am Sichersten vor auswärtigen Angriffen bewahren könne (eine Behauptung, deren Richtigkeit die alte Schweiz

durch ihre gegensätzliche Haltung bald bis auf die Hefe erproben sollte), kritisirte er denn auch die Apostel des faulen Friedens in den schon erwähnten einschneidenden Worten. [103]

In diesem kräftigen Sinn ward denn auch im Kreise der helvetischen Gesellschaft manch entschiedenes Wort zu Gunsten der Wehrhaftigkeit der Nation ausgesprochen, eine Haltung, deren Grundlinien sich ebenfalls auf Balthasar's patriotischen Traum zurückführen lassen. Hatte doch der greise Patriot schon die Feststellung einer schweizerischen Kriegskasse verlangt, ein »ærarium publicum«, wie er sich ausdrückte, „damit nicht die Armuth vieler löblichen Stände die Ursache werde, warum man in wichtigen Angelegenheiten zu niederträchtigen Mitteln und Gedanken schreiten müsse". [104]

Wie Füßli, so hatte vor ihm Dr. Hirzel in gleichem Sinne zur Versammlung gesprochen und großen Eindruck machte es, als 1785 der blinde Pfeffel in seiner Präsidialrede versuchte, der Gesellschaft „ein flüchtiges Gemälde der europäischen Kriegsverfassung vor Erfindung des Feuergewehrs vorzulegen" und „mit ausdrucksvoller Gebärde" die Gesellschaft apostrophirte: „Wollt Ihr Euch lieber auf fremde Hülfe als auf die eigene Kraft verlassen? Brüder, mein Arm ist schwach und mein Auge dunkel; aber wenn ich einen Ahitophel Euch diesen Rath geben hörte, eifrig würde ich umher tappen, um den ersten Stein auf den Majestätslästerer zu werfen". [105]

Vortrefflich schilderte Pfeffel in dieser Rede die durch Einführung der Feuerwaffen und durch die Umwandlung des wehrhaften Ritterthums in einen modernen luxuriösen Hofadel herbeigeführte Erschlaffung der Körperkraft in folgenden Worten: „Sobald die Leibesstärke unnütz wurde, versäumte man die beschwerlichen Mittel, sie zu erwerben. Der Sohn des Ritters wurde nicht mehr mit dem Harnisch beschwert und schmächtige Knaben konnten nun die Muskete tragen. Der Heerführer, der bisher

gepanzert und gestiefelt bei Hof erschien, spannte seine Schlachtpferde vor eine zierliche Karosse und wartete dem Monarchen in Broccard und seidenen Strümpfen auf. Seine männliche Pracht ward vom Flitterstaate des petit-maître verdrängt und endlich durfte an verschiedenen Höfen der Kriegsmann nicht mehr in seiner Ordenstracht erscheinen. Das letzte Symbol der Freiheit, der Hut, blieb allein noch übrig; der ritterliche Höfling verbarg ihn aber unter dem Arm, bis er ihn endlich gar mit dem bloßen Symbol eines Hutes vertauschte. Unvermerkt verbreitete sich die Weichlichkeit aus den Königsstädten in die Provinzen. Alle Ring- und Laufspiele, alle Uebungen körperlicher Stärke und Behendigkeit, welche die streitbare Jugend im Frieden so sehr als im Kriege beschäftigten, wurden allmälig vergessen. Der Bürger, der bei den Fehden des Reichs durch den Söldner sich vertreten ließ, betrachtete sich nun nicht mehr als eine Stütze des Staats, seine Nerven schrumpften ein, seine Beine trugen ihn nur noch in die Trinkstube und seine Manneskraft verdunstete hinter dem Ofen. Die Genien des Vaterlandes und der Nationalehre verwandelten sich in lichtscheue Phantome, die nur noch zu gewissen heiligen Zeiten dem einsamen Patrioten im Traum erschienen, um mit ihm über den Ruinen der Freiheit zu weinen." [106]

Indem Pfeffel des Weitern bemerkte, daß „selbst unser Helvetien die Wirkungen dieser Revolution empfinden mußte", gerieth er in seiner löblichen Absicht, die Körperkraft der Schweizer durch tüchtige Uebungen wieder zu stärken und sie für den Kriegsdienst zu stählen, auf den drolligen Gedanken, mit allem Ernst die Wiedereinführung des Gebrauchs der antiken Ballisten und Schleudern zu empfehlen, wobei er in naiver Weise die unantastbare Behauptung aufstellte, „daß für die Schleudern das Wurfmaterial in der ganzen Schweiz leicht zu finden sei". Pfeffel war für seine Idee so begeistert und von ihrer praktischen Wichtigkeit so ganz durchdrungen, daß er am Schluß seiner Rede die Absicht

aussprach, seinen Vorschlag der schweizerischen militärischen Gesellschaft zur Prüfung vorlegen zu wollen.

Es muß wohl als die wichtigste Wirkung dieser militärischen Anregungen der helvetischen Gesellschaft die 1779 erfolgte Stiftung der „Helvetisch-Militärischen Gesellschaft", welche eine gründliche Verbesserung der militärischen Zustände der Schweiz anstrebte, hier erwähnt werden. Mehrere ihrer Gründer waren ebenfalls sehr thätige Mitglieder der helvetischen Gesellschaft und die Stiftung fand unmittelbar nach der Zusammenkunft von 1779 in Olten statt.[107] Ein wesentlicher Unterschied von der helvetischen Gesellschaft stellte sich jedoch schon anfänglich bei der militärischen dadurch heraus, daß in der letztern der aristokratische Geist viel stärker sich kundgab, als in der helvetischen. Schon äußerlich zeigte sich diese Haltung darin, daß, wie der erste „Abschied" der militärischen Gesellschaft anführt, die Herren von ihren Bedienten begleitet waren, während es in Schinznach viel einfacher zuging. Und so unverholen sprach sich der aristokratische Geist dieser patrizischen Offiziere in ihren Zusammenkünften aus, daß Konrad Escher, der als junger Offizier einer dieser Versammlungen in den Neunzigerjahren beiwohnte, von eigentlich brutalen aristokratischen Kundgebungen, die mit großem Beifall aufgenommen wurden, sich so sehr angewidert fand, daß er diese Versammlungen nicht mehr besuchte.[108]

Außer diesem aristokratischen Grundtone, der freilich in das Zeitalter der französischen Revolution nicht mehr paßte, bietet auch diese Gesellschaft ihre kräftige Lichtseite dar, indem ihre Mitglieder redlich bemüht waren, alle Einrichtungen, welche das vaterländische Kriegswesen betrafen, sorgfältig zu prüfen, Verbesserungen im Militärwesen vorzuschlagen, eingegangene Vorschläge zu untersuchen und dieselben der unthätigen Tagsatzung vorzulegen. Auch diese Gesellschaft war überzeugt, daß Gleichförmigkeit und Uebereinstimmung in allen militärischen Einrichtungen unentbehrlich

sei, deren Zustandekommen sie redlich anstrebte. Zugleich hatte die Gesellschaft in den meisten Kantonen die Stiftung von Zweigvereinen veranlaßt, die sowohl mit den in den Kantonen als in der Eidgenossenschaft nothwendigen Reformen sich beschäftigten, um dann ihre Vorschläge theils durch Vermittlung der allgemeinen Militärgesellschaft oder ihrer Regierungen ebenfalls der Tagsatzung vorzulegen. Diese letztere, ihrem gewohnten Schlendrian folgend, begnügte sich jedoch mit wohlfeilen Lobestheilungen und verschob die Ausführung aller Reformvorschläge auf künftige Zeiten. Das Höchste, wozu es die Tagsatzung jener Jahre in ihrer militärischen Thätigkeit brachte, war die Einrückung eines verbindlichen Artikels in den Abschied des Jahres 1797, welchen sie der Gesellschaft zusandte.[109]

Um jedoch auf die militärischen Bestrebungen unserer helvetischen Gesellschaft zurückzukommen, möge hier noch an die herbe und gründliche Kritik erinnert werden, welche der fremde Söldnerdienst so oft in ihren Versammlungen erfahren mußte, eine Kritik, die niemals energischer und vollständiger gehandhabt ward, als von Meyer von Schauensee in seiner großen Rede von 1794. Doch sollte es noch über fünfzig Jahre dauern, bis die Eidgenossenschaft innerlich so sehr erstarkt war, um dieß gefährliche Dienstverhältniß in loyaler Weise aufzulösen.

Ein weiteres, mit dem eben erwähnten innerlich verwandtes Bestreben der helvetischen Gesellschaft zeigte sich ferner auf dem Gebiete des Gemeinnützigen. Schon unter den ersten Gründern der Gesellschaft sahen wir Tschiffeli, den Stifter der bernischen ökonomischen Gesellschaft, die um die Verbesserung des Landbau's im Kanton Bern so große Verdienste sich erworben hat; ferner seinen physiokratischen Freund Dr. Hirzel, von dem so manche gute Anregung auch nach dieser Seite ausgegangen war. Besonderes Interesse erweckt jedoch in dieser Hinsicht nur die Versammlung von 1792, in welcher Rathsherr Meyer von Aarau in

seiner Präsidialrede die erste Anregung zu einer Korrektion des Linthgebietes machte. Schon in der Einleitung seiner Rede sprach er davon, daß es eine würdige Aufgabe für die Gesellschaft wäre, „zu achten auf Flüsse, die das Land verheeren, auf Mittel, dieselben einzuschränken, auf Seen und Moräste, wie solche ausgetrocknet, wie ungebautes Feld urbar gemacht, wie die Felder Wiesen und Wälder besorgt und geäufnet, wie Ersparungen eingeführt, die Landessitten beibehalten oder verbessert werden können, überhaupt daß sie achten möchten auf Alles, was des Landes Nutzen befördern und den Schaden abwenden könne".[110] Meyer ging jedoch in diesem Jahre nicht weiter, als daß er die Verwüstungen der Linth und die traurigen Folgen derselben besonders für die Bewohner des Uferlandes in ergreifender Weise schilderte. Eingänglicher behandelte er dagegen die Frage im folgenden Jahre, wobei er bestimmte Vorschläge zur Abhülfe brachte. Den Verhandlungen des Jahres 1793 entnehmen wir jedoch, daß Meyers ursprünglicher Plan dieser Flußkorrektion im Wesentlichen nicht weiter gegangen war, als die Uferbewohner „durch hochobrigkeitliche Befehle pflichtig zu machen, alle Winter, wenn das Wasser klein ist, das Flußbett zu reinigen und die Gesteine auf das Ufer zu werfen und zwar so, daß in den ersten zehn Jahren jedes Jahr ein Fuß oder Mehreres ausgegraben würde. Nach Verlauf von zehn Jahren sollte dann alle Jahr nur das, was der Fluß nicht selbsten mit sich fortnehmen kann, das ist zwei Zoll, weggenommen werden".[111] Meyer meint dabei sehr sanguinisch: „Durch eine solche Vertiefung des Flußbettes würde alles versessene Wasser abgezapft und die Nebeneinflüsse könnten ungehindert wieder darein laufen." Und ferner: „Auf diese Weise könnte in Zeit von zwanzig Jahren die ganze Gegend um Wallenstadt und Wesen wieder aufgetrocknet und fruchtbar gemacht und das schöne Thal bis unter Reichenburg (in der schwyzerischen March) zu schönen, mit Bäumen bepflanzten Gras-

matten gemacht werden." Meyer richtete am Schlusse seines Vortrags noch die Aufforderung an die Freunde, „entweder aus Eurer Mitte oder außer derselben Männer zu wählen, welche die dahin einschlagenden Kenntnisse besitzen, um dann auf einen zu bestimmenden Tag gemeinschaftlich die ganze Sache in Augenschein zu nehmen und, wenn sie darauf hin ein Rettungsmittel möglich finden, solches in Vorschlag zu bringen". Die Versammlung beschloß jedoch, „dieses Geschäft in Rücksicht dießmaliger Zeitumstände noch ein Jahr ruhen zu lassen; insonderheit, da sich mehrere anwesende Mitglieder dahin vereinigt, diesen Sommer ihre Erholungsreise nach diesen Gegenden zu richten, um sich hierüber selbst Kenntnisse zu erwerben".[112] Zu diesen „anwesenden Mitgliedern" des Jahres 1793, welche an dieser Reise Theil nahmen, gehörte denn auch der junge Konrad Escher, den der traurige Anblick so tief erschütterte, daß er den festen Entschluß faßte, dem Uebel gründlich zu steuern, ein Vorsatz, den er in seinem Linthunternehmen in großartiger Hingebung und unermüdlicher Ausdauer ausführte.[113]

Aber auch auf andere Weise griff die Gesellschaft indirekt durch ihre Mitglieder in's Leben ein und als die bedeutendste Frucht dieser gemeinnützigen Bestrebungen muß die 1777 auf Iselins Anregung hin in seinem Hause von ihm und sechs seiner Freunde (die alle wie er Mitglieder der helvetischen Gesellschaft waren) gestiftete „Gesellschaft zu Beförderung des Guten und Gemeinnützigen" erwähnt werden, die jetzt im sechsundachtzigsten Jahre ihres Bestehens ist und noch immer segensreiche Wirksamkeit entfaltet.[114]

Ob überhaupt und in welchem Verhältnisse die helvetische Gesellschaft durch ihre Mitglieder zu der in Zürich 1785 und 1786 von Dr. Johann Heinrich Rahn und seinen Freunden gestifteten „allgemeinen schweizerischen Gesellschaft zu Beförderung des Guten" stand, die bald Zweigvereine in

mehreren Kantonen in's Leben rief, aber schon mit dem Jahrhundert erlosch, ist uns unbekannt. Doch ist die Vermuthung erlaubt, daß Dr. Hirzel diesem Unternehmen nicht fremd war. Wenn aber auch diese allgemein schweizerische Gesellschaft mehr aus innern als äußern Gründen einging, so lebten doch mehrere Zweiggesellschaften fort, vor Allem die „Hülfsgesellschaft der Stadt Zürich", deren Präsident Dr. Hans Kaspar Hirzel, der Sohn unsers Hirzel, war und ebenfalls der helvetischen Gesellschaft angehörte. Diesem Manne, auf den der patriotische Geist des Vaters übergegangen war, ist denn auch die Erweiterung der zürcherischen Gesellschaft zu einer schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft zu verdanken, die 1810 in Zürich gestiftet wurde, bei welchem Anlaß der jüngere Hirzel in seiner Rede, mit welcher er die erste Versammlung eröffnete, einen dankbaren Rückblick auf die helvetische Gesellschaft des 18. Jahrhunderts warf, die Anwesenden auf die Leistungen derselben aufmerksam machte und sie denselben als ein nachahmungswürdiges Beispiel in warmer Anerkennung empfahl.

Die gemeinnützige Gesellschaft des 19. Jahrhunderts übernahm denn auch redlich einen großen Theil jener Aufgaben, welche die helvetische Gesellschaft des 18. Jahrhunderts sich gestellt hatte und vermochte, begünstigt sowohl durch die Beschränkung ihrer Arbeiten als durch die günstigern Zeitverhältnisse, dieselben in viel ausgedehnterem Maße auszuführen, als der helvetischen Gesellschaft möglich war. Aber auch unsere gemeinnützige Gesellschaft mit ihren vielen Zweigvereinen weist, wie so Manches, was uns in frischer schöpferischer Gegenwart erfreut und erhebt, auf den einen belebenden anregenden Urquell der helvetischen Gesellschaft zurück.

7. Anregungen auf idealem Gebiete.

Bekanntlich war der konfessionelle Gegensatz eine der Hauptursachen, welche besonders in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine feste starke nationale Einigung unmöglich machte. Wie katholischer und reformirter Fanatismus die Flamme des Bürgerkriegs angeschürt hatte, so hielten noch fortwährend die Theologen der beiden Hauptkonfessionen die Anhänger ihres Glaubensbekenntnisses von denjenigen des andern wie Lämmer von Wölfen getrennt. Auch nach dieser Seite war nun die helvetische Gesellschaft eifrig bestrebt, ihrem Grundsatz der Duldsamkeit, wie sie ihn auf politischem Boden so kräftig aufrecht hielt, loyale Geltung zu verschaffen. Und dieser Charakterzug gibt sich schon in der Entstehungsgeschichte der Gesellschaft kund. Denn wenn allerdings die Gründung und feste Organisation des Vereins das Werk Reformirter war, so stammte doch die intellektuelle Urheberschaft von dem Katholiken Balthasar her, was auch auf reformirter Seite aufrichtige Anerkennung fand. Dieß Prinzip der religiösen Toleranz war zudem in Balthasar eben so mächtig gewesen, wie in Iselin und den beiden Hirzel, ein gemeinschaftlicher Standpunkt Aller, der jedoch von religiösem Indifferentismus nicht nur weit entfernt war, sondern von welchem aus das Festhalten an jeder religiösen Ueberzeugung kräftig betont wurde. Das religiöse Glaubensbekenntniß sollte aber nach der geläuterten Einsicht dieser Männer keine Trennung auf dem Gebiete des politischen und bürgerlichen Lebens herbeiführen.

Schon die Stifter legten es deßhalb vorzugsweise darauf an, Mitglieder aus allen Kantonen, katholischen wie reformirten, für

die Gesellschaft zu gewinnen. Mit aller Schonung gegenüber den Katholiken hatte sich Iselin schon in der ersten Zeit erklärt: „Gefällt denen von Luzern und Schwyz Baden besser, so soll man ihnen willig entsprechen." Schon an der ersten Zusammenkunft von 1761 nahmen zwei, an der zweiten vier Katholiken Theil, deren Zahl noch im Laufe des Jahres 1762 auf zehn anstieg. Allgemeinen Jubel erregte es denn auch, als in der Versammlung von 1763 Altrath Glutz von Solothurn die von ächtem Duldungsgeiste zeugende heroische That des solothurnischen Schultheißen Wengi erzählte, worauf die Gesellschaft dem anwesenden Geßner auftrug, diese hochsinnige Handlung in würdiger Weise zu beschreiben. „Solche Züge — bemerkt eines der ausgezeichnetsten Mitglieder der helvetischen Gesellschaft[115] — aus der Geschichte der Schweiz zu sammeln und andere, welche nur die Gemüther reizen, in Vergessenheit untergehen zu lassen, war ihre Absicht, ihr Bestreben, wozu sie oft einander ermunterten. Man kann doch gewiß daraus schließen, was sich die Gesellschaft für einen Geist aneignen wollte." Einige Jahre blieben denn freilich die meisten katholischen Mitglieder von den Versammlungen weg, eine Wirkung jener Verfolgungen, welchen sie um ihrer Betheiligung an der Gesellschaft von Seite der katholischen Regierungen und einer fanatischen Geistlichkeit ausgesetzt waren. Als nun 1776 neben dem treu aushaltenden Chorherrn Gugger von Solothurn noch ein anderer Katholik, Pfarrer Dachs von Baden, in Schinznach erschien, herrschte großer Jubel in der Gesellschaft und der damalige Präsident der Gesellschaft widmete speziell dem neugewonnenen katholischen Mitgliede in seiner Präsidialrede folgende Stelle:[116] „Was mir diese heutige Versammlung vorzüglich schätzbar machet, ist, daß wir auch wieder einen von unsern katholischen Mitbrüdern hier sehen. Seien Sie uns willkommen, mein Theuerster! Sie, unsere werthgeschätzten Mitbrüder, sind es, die unsre ganze Gesellschaft beleben; ohne Sie kann sie

ihren Zweck nur halb erreichen, nur halb zufrieden, nur halb getröstet wieder auseinander gehen. Und ob wir gleich die zuversichtliche Gewißheit haben, daß keine Abneigung gegen die Gesellschaft, sondern andere Ursachen an Eurer Abwesenheit Schuld waren, so kann uns doch nichts als Eure Gegenwart selbsten beruhigen." Johannes Zellweger zeigte sich in diesen Worten auch in religiöser Hinsicht als der würdige Namens-Erbe seines Oheims, Dr. Laurenz Zellweger, welcher in seinem der helvetischen Gesellschaft im Jahre 1764 übermachten politischen Testamente die religiöse Toleranz in folgenden Kernworten empfohlen hatte: „Das Hauptwesen der Religion besteht in der Rechtschaffenheit des Herzens gegen Gott, in Ausübung der Pflichten, die wir ihm als unserm allgemeinen Schöpfer und Vater, die wir unserm Nächsten, der menschlichen Gesellschaft, dem Vaterlande und uns selbst schuldig sind und die ein jeder verständige Mensch sowohl durch das Licht der Natur als aus klaren, Jedermann begreiflichen Schriftstellern erfahren kann.... Es ist deßhalb das Hauptwesen der Religion, wie ich vermeine, allen ehrlichen verständigen und tugendhaften Eidsgenossen gemein und einerlei und hat keinen andern Einfluß auf die geschworenen Bünde, als daß man einander Treu und Glauben halte, es redlich meine und sich brüderlich liebe. Weil aber zuletzt ein jeder Mensch nicht auf Credit, sondern für sich selbst vor Gott und seinem Gewissen Rechenschaft über Glauben und Leben abzulegen hat, so soll man billig Jedem die an seinem Ort eingeführten Lehrsätze und Ceremonien mitzuglauben und mitzumachen überlassen."

Dieß Streben der Gesellschaft ward denn auch vom besten Erfolge gekrönt und mit hoher Freude erwähnt im 19. Jahrhundert eines der ausgezeichnetsten Mitglieder der Gesellschaft, der katholische Stadtpfarrer Thaddäus Müller von Luzern, der Hauptreformator des Erziehungswesens in diesem Kanton, in seiner 1821 gehaltenen Präsidialrede, wie gar viele katholische

Geistliche im Laufe der Zeit Mitglieder der helvetischen Gesellschaft geworden waren. So nennt er die zu den Stiftern gehörenden beiden Domherren Beroldingen und Abbé Hermann von Solothurn, ferner Chorherrn Gugger, den feurigen solothurnischen Republikaner, den frommen Pfarrer Ringold von Sarmenstorf, die beiden Entlibucher-Geistlichen Schnyder und Stalder und noch viele Andere, die, wie Müller bemerkt, nichts weniger als im Rufe der Heterodoxie standen.

Mit dieser Mittheilung verbindet dann Müller noch folgende treffliche Darstellung des religiösen Toleranzprinzips der helvetischen Gesellschaft und seiner gewissenhaften Anwendung im Leben:[117]

„Die Zeit ward eine Versöhnerin; sie betrachtete die Schuld (des religiösen Fanatismus) der Vorzeit mit edlem Gemüth und nachsichtsvollem Sinn; sie vereinigte die Getrennten wieder und umschlang sie mit liebender Hand. Die Wunden sind geheilt und vernarbt. Mit dem Umschwung, den die Wissenschaften in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland und in der Schweiz nahmen, besonders in deinen Mauern und auf deinen Schulen, weises Zürich, kehrte die Humanität zurück, die milde Freundin der Geselligkeit und des Friedens. Die Geister verbanden sich, huldigten dem Schönen und Wahren und bald folgten die Herzen und huldigten dem Guten. In diese Zeit fällt unser Schinznachische Schweizerbund, der zuweilen ersterben wollte, aber wieder erwachte und lebt, wie jeden Frühling die ewigkräftige Natur. Dem edeln Iselin, dem frommen und patriotischen Urs Balthasar und andern Freunden der Tugend und des Vaterlandes war es ein Wonnegedanke, einsichtsvolle und wohlgesinnte Männer der Schweiz bei der aufgehenden Sonne einer schönern und gebildeteren Zeit ohne Rücksicht auf Religion Kanton oder andere politische Verhältnisse einander näher zu bringen. Sie wußten zu wohl, daß im Schooße der Freundschaft und im vertraulichen Umgange die Menschen einander ganz

anders finden, daß manche gute Seite, mancher liebenswürdige Zug, die ohne nähere Bekanntschaft verborgen bleiben, da in's Licht fallen und daß Duldung dann leicht so ungezwungen als ungeheuchelt aus Achtung und Liebe hervorgehen. Ein enges Band zwischen Katholiken und Protestanten um des gemeinsamen theuern Vaterlandes willen zu knüpfen war wohl, wenn schon ein etwas versteckter, doch der erfreulichste Gedanke bei der Schließung ihres Bundes. Sie durften nicht immer sagen was sie dachten, offenbaren was sie wollten; aber sie sahen ihren stillen Wunsch doch bald verwirklicht.... Dadurch wurde ein großer Fortschritt zu jener wahren Duldung in Helvetien gethan, die nicht gemacht werden muß, sondern sich selbst erzeugt. *Toleranzedikte machen keine Toleranz, aber das Herz des Menschen schafft sie.* Wie schonend ging man gegen einander zu Werke, um jedes Hinderniß aus dem Weg zu räumen, das den Mitgliedern der einen oder andern Konfession den Zutritt minder angenehm hätte machen können."

Indem Müller noch die oben gebrachte Stelle aus Zellwegers Testament anführte, schloß er jenen Theil seiner Rede, in dem er die Toleranzbestrebungen der helvetischen Gesellschaft besprach, mit der folgenden durchaus richtigen Bemerkung: „In diesem Geist, in welchem die Gesellschaft angehoben, lebte sie fort und *dieser Sinn eroberte die ganze Schweiz.* Die Mitglieder waren bereits in allen Theilen Helvetiens zerstreut. Man hatte sich kennen und achten gelernt und es war eine große Scheidewand gefallen. Man sah ein, daß jede Religion ihre guten Menschen habe und daß ein feindseliger und verfolgender Sinn keiner Religion, wohl aber der Leidenschaft bei allen Religionsbekenntnissen eigen sei."

Aber auch in poetischer Weise sprach sich dieß Toleranzprinzip der Gesellschaft, diese Ueberwindung des konfessionellen Gegensatzes durch reine Vaterlandsliebe, aus, so namentlich in dem

Liede eines der Beroldingen, das wir im nächsten Abschnitte mittheilen werden. Doch auch im 19. Jahrhundert wußte der bekannte luzernische Volksdichter, Dekan Häfliger in Hochdorf, dieser Richtung naiv-poetischen Ausdruck zu verleihen. So meinte er bei Anlaß einer von jenen in der katholischen Schweiz so wohl beleumdeten Kapuzinermahlzeiten:

Neu und Alt und Alt und Neu
Ist is ei's wie 's ander,
Simmer numme guet und frei
Einig mittenander.
D' Kleidig macht de Mönsch nit us,
'S' ist nit All's vom gliiche Guß;
S' läb bi Neu und Alte
S' Guet in alle Gstalte!

Und in einem andern der helvetischen Gesellschaft gewidmeten Gedichte sagt er mit Beziehung auf die früheren inneren Zwiste und Kämpfe der Eidgenossen, die ja zum größten Theil aus dem konfessionellen Gegensatze hervorgegangen waren, geradezu:

S' sind jetzt just feufhundert Jöhrli,
Daß mer freyi Schwyzer sind;
G'stürchlet hämmer mängist g'föhrli.
Basta! wemmer nur vertrünnt.

Wemmer jetz noh wänd vertrünne,
Müemer still und rüehwig si,
Nümme meh as Chriege sinne,
S' git gar bluetig Chöpf derbi.

Mir wänd eimel Friede pflanze,
Wo 'n-en Jedre äne chunt,
Das ist halt, dänk doch, im Ganze
S' Ziel und Aend von eusem Bund.

Schweerid jetz by's Telle Bächer
All enand hübsch Liebi zue;
Findid er en Friedebrächer,
Wiised en mit G'walt zur Rueh.

Fried und Liebi, Lieb' und Friede
Sell bin eus Konzine si;

Fried' und Liebi, Lieb' und Friede
Wemmer halte; 's blüibt derby.[118]

So sprach sich der Grundgedanke religiöser Toleranz in den verschiedensten Tonarten aus und auf solche Weise entwickelte sich schon im 18. Jahrhundert ein von den Gebildeten beider Konfessionen zart gepflegtes Samenkorn, das heute im Volksbewußtsein weitreichende über die ganze Schweiz ausgebreitete Wurzeln geschlagen hat.

Wie der religiös-tolerante, so fand auch der politisch-patriotische Geist der Gesellschaft seinen poetischen Ausdruck und diese poetischen Anregungen der Gesellschaft gehören nicht zu ihren geringsten Leistungen. Freilich können wir nicht von einer reinen Poesie sprechen, welcher das Schöne Selbstzweck war. Die patriotische Tendenz blieb mit ihr immer aufs Engste verbunden, da, abgesehen von dem philantropischen Charakter der Zeit, es immer ein bezeichnender Zug der Schweizer war, mit Allem einen praktischen Zweck zu verbinden, ein Standpunkt der, so fruchtbar er für das äußere Leben sich erwies, doch der Pflege ächter Poesie große Hindernisse in den Weg legte, die auch heute noch bei weitem nicht beseitigt ist, so daß es beinahe scheint, daß der Idealismus der Schweizer noch lange mehr auf religiösem und patriotischem, als auf rein künstlerischem Gebiete sich offenbaren wird, obgleich auch unser Vaterland an dichterischen und überhaupt künstlerischen Talenten nicht arm ist.[119] Schon Lavater, dessen Schweizerlieder einzig auf Anregungen der helvetischen Gesellschaft hin entstanden, bekennt diese praktische Richtung seiner poetischen Thätigkeit sehr charakteristisch in folgenden Zeilen:[120]

„Dir, dir sind alle meine Lieder,
Moralischer Geschmack, geweiht.
— — — — — —
Lacht laut, so viel ihr lachen wollet,
Ich singe mehr als Lieb' und Wein!
Verdammt mit lauter Stimme sollet
Ihr mir, ihr Wolluſtlieder, sein,

Und wenn ihr noch so zierlich klinget
Und wenn die ganze Welt euch singet,
Und wenn ich eurer Verse Fluß
Und Bilder selbst bewundern muß.
Vernunft, du sollst das Urtheil sprechen!
Du, Tugend, ihr zur Seite steh'n!

Die so ganz mit der helvetischen Gesellschaft verflochtene Entstehung von Lavater's Schweizerliedern, welche heute noch von alten Leuten gesungen werden und im vorigen Jahrhundert bis in das unsrige hinüber neben den poetischen Büchern des alten Testamentes die poetische Hauptnahrung des Schweizervolkes waren, wie sie auch neben den Psalmen den Hauptstoff des Volksgesanges bildeten, ist genau folgende:

Beim Mittagsmahle des Jahres 1766 trug der junge Kandidat der Theologie, Hans Kaspar Lavater, welcher die Versammlung schon 1765 besucht hatte und ihr als ordentliches Mitglied angehörte, in feurigem Vortrage sein Lied: „Wer, Schweizer, wer hat Schweizerblut", vor. Die begeisterte Aufnahme desselben bewog denn am folgenden Tage Professor Planta, den Antrag zu stellen, daß die Gesellschaft ein schweizerisches Liederbuch herausgeben solle, in welchem „alle Glaubens- und Lebenslehren kurz enthalten wären", wobei diese Lieder zugleich „mit leichten und angenehmen Melodien versehen" sein sollten, um sie dann in den öffentlichen Schulen auswendig lernen zu lassen. Als Motiv dieses Vorschlages hob Planta hervor, „daß die meisten Mittel, deren man sich bedient, Anderen neue edle Denkungsart beizubringen, nur Leuten eines höheren Standes zu statten kommen, der Pöbel aber versäumet bleibt". Diesem „weit zahlreicheren Haufen eines Staates", meint Planta, der zu großem Theil nicht lesen könne, würde durch Mittheilung guter Lieder viel geholfen werden.

Der moralisch-politische Standpunkt Planta's in dieser poetischen Frage geht ferner höchst anschaulich aus der Aufzählung

jener Eigenschaften hervor, welche diese Schweizerlieder haben sollten. Er sagt:[122]

1. „Dem Inhalt nach sollten sie eine historische Geschichte unserer Voräitern oder anderer verstorbener löblicher Personen enthalten und zwar nicht nur Helden beschreiben, die ihr Blut nicht zu kostbar hielten, um es für das Vaterland zu vergießen, sondern auch rechtschaffene Leute, die in allerlei Beziehungen und Umständen tugendhaft waren. Ein getreuer Patriot, ein fleißiger Hausvater, eine tugendhafte Hausmutter, ein züchtiger Jüngling, eine keusche Jungfrau u. dgl., geben Alle Gelegenheit, die Liebe des Vaterlandes, des Nächsten, die Zucht- und Ehrbarkeit liebens- und lobenswürdig vorzustellen und solche Lieder daraus zu machen, die von Jedermann ohne Unterschied der Religion und des Geschlechts bei allerlei Gelegenheiten ohne Profanation und mit Nutzen gesungen werden könnten.

2. „Die Schreibart sollte ganz natürlich, aber munter geistreich, doch nicht satyrisch sein; besonders sollte man in Verfertigung dieser Lieder darauf sehen, daß man die Tugend nicht zu englisch, sondern menschlich, das ist so abschilderte, daß ein Jeder, der sich in gleichen Umständen befindet, sich getrauen dürfte, sie nachahmen zu können. Zu dem Ende wäre es gut, daß man, wo es immer angehen kann, die Tugend mit ihren Hülfsmitteln Versuchungen Hindernissen zusammenhangend beschreibe und seine Helden oft mit sich selbsten sprechen, das Gute und Böse abwägen in Gefahr stehen zweifeln und endlich aus überwiegenden Gründen sich entschließen und tugendhaft handeln ließe.

3. „Die Sprache muß rein aber zu gleicher Zeit von allen fremden und solchen Wörtern befreit sein, die undeutlich sind, damit der gemeinste Bauer sie verstehen und auch Leute von höherem Geschmack nichts Anstößiges daran finden könnten.

4. „Die Melodien müßten sehr leicht und reizend sein. Und endlich:

5. „Sollte kein Lied länger als von sechs bis höchstens zwölf Absätzen sein, damit sie nicht wegen ihrer Länge ungelernt liegen bleiben."

Planta meint nun sehr naiv: „Es wird wenig Kunst brauchen, eine Anzahl solcher guten Lieder in kurzer Zeit zu sammeln. Wenn die Herren Mitglieder der Gesellschaft durch sich und Andere gute Lieder zu schätzen anfangen, so werden sich die Herren Dichter bald von dieser Seite den Eingang in die Ewigkeit öffnen wollen".

Dieser Vorschlag fand so großen Beifall, daß die Gesellschaft beschloß, denselben in die Verhandlungen einzurücken. Weit schneller jedoch, als Planta und die Schinznacherfreunde es erwarten konnten, ging dieser Wunsch in Erfüllung, da schon bei der Zusamenkunft im nächsten Jahre jedes Mitglied ein zierliches Bändchen in seiner Hand liegen sah, betitelt: „Schweizerlieder. Von einem Mitgliede der helvetischen Gesellschaft zu Schinznach". [123] Den Dichter verrieth sofort das in die Sammlung aufgenommene Lied: „Wer, Schweizer, wer hat Schweizerblut?" Obgleich viele dieser Lieder, besonders die historischen, in einem wahren Bänkelsängerstyl gedichtet sind, so machten sie um ihrer kräftigen Sprache und ihrer männlichen patriotischen Gesinnung willen das größte Aufsehen, fanden sofort einen Komponisten und manche derselben wurden binnen kurzer Zeit so allgemein gesungen, daß sie zu eigentlichen Volksliedern wurden und es zum Theil noch heutzutage sind, wie z. B. die Lieder: „Holde Eintracht, bester Segen", „Wer, Schweizer, wer hat Schweizerblut?" „Nimm, Bruder, unser Lebewohl", „Nein, vor dem aufgesteckten Hut" 2c.

Lavater, um den Wünschen Planta's und der helvetischen Gesellschaft nachzukommen, hatte seine Sammlung in zwei Bücher getheilt, deren erstes nur „historische Lieder" enthielt und in der Manier Gleims [124] in dreizehn Liedern die Geschichte Tell's, die

Stiftung des Schweizerbundes und die bedeutendsten Schweizerschlachten besang. Wenn auch gespreizte Kraft-Verse, wie „Knirsch immer du Tyrannenzahn!", „Der Schweizerfeldposaunenhall" oder „So dacht ein Patriotenklee", mit welchem Ausdruck Lavater die drei Stifter des Schweizerbundes bezeichnete, heutzutage mehr einen komischen Eindruck machen, so mußte die kräftige, kurzangebundene Sprache, die lebhaft-anschauliche Darstellung der merkwürdigen Vorgänge damals von um so größerer Wirkung sein, als sie zugleich den vollständigen Reiz der Neuheit besaß. Denn so fern waren Lavater's Zeitgenossen, unsere gebildete Gesellschaft vor hundert Jahren, von etwelcher Kenntniß der vaterländischen Geschichte, daß Lavater sich genöthigt sah, in späteren Auflagen den historischen Liedern, um ihr Verständniß zu erleichtern, eine kurze Schilderung der betreffenden Vorgänge in Prosa vorausgehen zu lassen.

Während Lavater in der ersten Abtheilung das lebende Geschlecht für die Großthaten der Väter zu begeistern bestrebt war, wendete er sich im zweiten Buche, „patriotische Lieder" betitelt, unmittelbar an die Gegenwart, um nach der Absicht Planta's auf diese Weise patriotische Tugend in die Gemüther zu pflanzen. Er sagte selbst hierüber:[125] „Für mich war es keine Nebensache, immer auf den moralischen und politischen Zweck zu arbeiten, den Herr Planta und die ganze helvetische Gesellschaft im Sinn hatten, als sie dergleichen Lieder wünschten. Diesem Zwecke sollte ich also das minder Nothwendige alles unterordnen: Reinigkeit des Styls und der Mundart, Anlage des Plans, die höchste poetische Schönheit jeder einzelnen Stelle u. s. w. — Denn die Dichtkunst ist doch um Wahrheit Tugend und des Patriotismus willen da und nicht diese letztere um der Dichtkunst willen." Wir finden deßhalb bei diesen Gedichten die praktisch-ethische Tendenz die künstlerische Form so sehr beherrschen, daß die Letztere stellenweise fast verschwindet. Dagegen gewinnen

diese Gedichte durch diesen tendenziösen Gehalt, der sich zuweilen zu einer energischen Polemik gegen faule Zeitrichtungen und Zustände steigert, einen hohen politischen und kulturgeschichtlichen Werth. So empfiehlt er in einem Kernliede, seinem eigentlichen patriotischen Glaubensbekenntnisse, patriotische Tugend in der folgenden Weise:

Wer, Schweizer, wer hat Schweizerblut?
Der, der mit Ernst und frohem Muth
Dem Vaterlande Gutes thut,
In seinem Schooße friedlich ruht,
Nicht fürchtet seiner Feinde Wuth;
In dem fließt reines Schweizerblut.

Wer Falschheit haßt und arge List,
Und Schlangen gleich flieht jeden Zwist
Und was ihm Gott gibt froh genießt,
Gern sein gesundes Blut vergießt,
Wenn sein Tod And'rer Leben ist,
Der ist ein Schweizer und ein Christ!

Wen Vieler Glück und Sicherheit
Mehr als sein eigen Glück erfreut;
Wen keine schöne That gereut,
Wer frühe den Tyrannen bräut,
Dem Laster gleich die Knechtschaft scheut,
Der, der hat Schweizerredlichkeit.

O Schweiz, du Heldenvaterland,
Sei niemals deiner Väter Schand
Und halt das fest geknüpfte Band
Der Einigkeit mit treuer Hand!
Dann ist in dieser Welt kein Land
Dir gleich, du Heldenvaterland.

So recht im Sinn und Geiste der helvetischen Gesellschaft war denn auch das „Lied auf helvetische Eintracht", dem wir folgende Strophen entnehmen:

Holde Eintracht, bester Segen,
Den der Himmel Herzen gab,
Mehr als Gold und Schild und Degen,
Mehr als Kron' und Königsstab.

Brüder, Brüder! Schöner Namen!
Unſer Bund ſoll ewig ſteh'n!
Schlaget Hand in Hand zuſammen;
Eintracht, wie biſt du ſo ſchön!

Einen Gott im Himmel beten
Wir, nur einen Vater an;
Einen nur, der uns zertreten
Und uns ſelig machen kann.
Brüder! Er will wohl uns Allen!
Jede Tugend, jedes Stand's
Redlichkeit wird ihm gefallen,
Mit und ohne Roſenkranz.

Wer iſt's, der uns ſchützt und rettet,
Wenn es Macht und Gold nicht kann?
Eintracht! Eintracht! Brüder betet,
Fleh't Gott nur um Eintracht an.
Unbeweglich in Gefahren,
Unbeſiegbar in dem Streit,
Alles, was ſie wollten, waren
Schweizer ſtets durch Einigkeit.

In dem Liede „auf den Meiſtertag in Zürich", an welchem die Zunftmeiſter von den Bürgern gewählt wurden, eifert Lavater gegen das noch immer übliche Praktiziren in folgender Weiſe:

Theu'r ſei uns unſ'rer Freiheit Bund!
Wir ſchwören's Gott mit Herz und Mund,
Den Beſten nur zu wählen.
Nein, der iſt nicht der Freiheit werth,
Der einen Schlechten wählt und ſchwört,
Den Beſten nur zu wählen.

Schmach treffe deſſen Angeſicht,
Der Eide ſchwört und Eide bricht
Vor Gott in einer Stunde.
Der ſtraft ſich ſelber tauſendfach.
Fluch und Verzweiflung folgt ihm nach,
Dem feilen falſchen Munde.

So seh' sich Jeder mit Vernunft
Und Freiheit um auf seiner Zunft
Und prüfe still die Geister;
Und wer der Wägst' und Beste ist,
Der beste Bürger, beste Christ,
Der werde unser Meister.

Aber auch jene oppositionelle Richtung gegen den Luxus und die Sittenverderbniß, die wir schon bei den früher besprochenen Kritikern der Zeit und ihrer Zustände gefunden haben, gibt sich bei Lavater in energischer Weise kund. So legt er einem Landmädchen folgende Strophen in den Mund, deren Kraftstyl an die Reckengestalten Vogel's, des Vaters unserer schweizerischen Historienmalerei, erinnert, auf dessen Richtung Lavater gewiß mächtig eingewirkt hat:

Reiche Müßiggängerinnen,
Weichliche Pariserinnen
Mögen nur auf Moden sinnen,
Mögen uns'rer Einfalt lachen,
Hunderttausend närr'sche Sachen
Täglich sich zur Freude machen.
Arbeit ist für uns gesünder;
Auch wir Mädchen sind nicht minder
Als die Knaben Heldenkinder!
Fließt nur unter Wamms und Hut —
Nein! in uns auch! — Schweizerblut?

Wollt Ihr Euch mit Mänteln decken,
Damen, und aus bunten Röcken
Stolz die Pfauenköpfe strecken!
Schmückt, um Eure Tracht zu ändern,
Täglich Euch mit neuen Bändern,
Mit Fabrik aus allen Ländern;
Alte Tracht und alte Sitten
Sind in uns'rer Väter Hütten
Immer noch gar wohl gelitten:
Unter Dach und Hut von Stroh
Sind wir noch einmal so froh.

Laßt doch hinter Jalousien
Augen, die vor Wollust glühen,
Herrchenaugen auf sich ziehen;
Eure Liqueurs mögt Ihr trinken,
Euch zur Rechten und zur Linken
Mag Lavendelwasser stinken;
Spiegel, Uhren, gold'ne Ketten,
Puder, Schminke, Toiletten,
Das ist Waare für Koquetten;
Blumen nur sind uns're Zier,
Milch und Wasser trinken wir.

Wenn sie sich mit weicher Seiden
Halbe Tageslängen kleiden
Und den Strahl der Sonne meiden,
Wenn sie bei den wärmsten Tagen
In dem Zimmer Handschuh tragen
Und doch über Hitze klagen;
Wollen wir auf uns're Höhen
Gern im rauhen Zwillich gehen,
Herzhaft an der Sonne stehen,
Schwestern, bis vom Feldbebau'n
Uns're Wangen werden braun.

Wenn sie an den Leckertischen
Uns verläumden, uns auszischen,
Künstlich Kartenblätter mischen,
Basen ihre Basen kratzen
Und von Mopsen und von Katzen
Manchen langen Abend schwatzen;
Sitzen wir, wir Schweizerinnen
Schaarenweis mit munt'ren Sinnen
Bei der Kunkel, singen, spinnen
Tapfer bei der Lampe Schein
In die tiefe Nacht hinein.

Naht Euch nicht zu uns'ren Schönen
Knäbchen Ihr! Nicht Herrensöhnen
Sollen Heldentöchter fröhnen
— — — — — —
Laßt Euch à la rose frisiren,
Spiegelt gold'ne Tabatieren,

Fahnenknöpfe, Garnituren,
Euer Jungfernangeſicht
Lockt uns nie und niemals nicht.

Nur zu arbeitſtarken Händen,
Breiten Schultern, feſten Lenden
Soll ſich unſer Auge wenden ꝛc.

Beſonders kräftig und charakteriſtiſch offenbart ſich dieſer Zug der Entrüſtung über den vom Ausland her eingeführten Luxus und die durch ihn bewirkte Verweichlichung, Erſchlaffung der Sitten und Entnervung der patriotiſchen Geſinnung in den folgenden Strophen des berühmten „Abſchiedsliedes an einen reiſenden Schweizer“:

Der Sitten Einfalt iſt dahin,
Wo Alles „Wolluſt“! ruft;
Vergiftet wird dein Schweizerſinn
Durch Monarchienluſt.
Iſt dir dein Vaterland nicht g'nug,
So biſt du ſein nicht werth,
Nicht werth, daß dich ein Schweizerpflug
Aus freiem Boden nährt.

Doch lachſt du des getreuen Raths,
So opf're, wo du willt,
Den Götzen eines Königsſtaats,
Den Sklaverei erfüllt;
So ſei ein Narr mit deinem Gold
Und geh' nicht mehr zu Fuß,
Daß laut mit dir dein Wagen rollt
Und Alles weichen muß.

Schau, wie ein König, von dem Thron
Auf deine Freund' herab;
Schenk deinem Dienerchen mit Hohn
Den Schweizerwanderſtab.
Mach' Miene, als verſtündeſt du
Zu leben in der Welt;
Und ſchreibſt du noch dem Vater zu,
So ſchreib' ihm nur um Geld.

Bewund're hochfriſirtes Haar,
Heiduck und Liverei,
Der Grafen und Baronen Schaar
Und Leibwach' und Lakai,
Und drücke den Pariſerhut
Feſt auf die Augen ein;
Laß jeden Tropfen Schweizerblut
Dir Gift im Leibe ſein!

Komm' dann zurück, ein armer Tropf,
In allerneuſter Tracht,
Ein gaukelnder Franzoſenkopf
Und rede viel von Pracht,
Von Spiel und Oper und Konzert
Und von des König's Stern,
Wie ſeinem Wagen, ſeinem Pferd
Sich Alles neigt von fern.

Wie man den Pöbel dort nicht mehr,
Kaum achte wie den Koth;
Lach' unſ'rer Freiheit laut und ſchwör':
„Ich bin kein Patriot!"

Den Schluß des Bändchens bildet ein Widmungsgedicht an die helvetiſche Geſellſchaft,[126] in welchem der Geiſt, der in der Geſellſchaft ſchon in ihrer frühſten Periode herrſchte, aufs Treuſte ſich wiederſpiegelt. Lavater ſingt:

Des Schweizerlandes Genius,
Der ſeg'ne den Zuſammenfluß
Helvetiſcher Gemüther;
Er führ' uns auf der Tugend Bahn,
Flamm' uns zur Freundſchaft mächtig an
Und ſei der Eintracht Hüter.

Aus unſer Aller Augen quillt
Die Freude, die das Herz erfüllt,
Es glühen alle Glieder.
Wie fliegt voll freier Seelenruh
Ein Schweizer and'ren Schweizern zu,
Wie Brüdern treue Brüder.

Wenn unter uns ein Bruder sitzt,
Der 's Recht nicht ehrt, nicht Freiheit schützt
Und heimlich schleicht in's Krumme;
So werde, falscher Patriot,
Vor uns dein schlaues Antlitz roth,
Dein Sklavenmund verstumme!

Sei Jeder nur ein Patriot
Von uns im Leben und im Tod,
Im Krieg' und auch im Frieden!
Ein Jeder ehre seinen Stand,
Nie soll sein Herz, nie seine Hand
Der Spöttergeist ermüden.

„Steh', Jüngling, still hier"! rufe du,
O Schinznach, späten Enkeln zu,
Die fern vorübergehen.
„Hier fei'rt mit ihrer Söhne Schaar
Die Freiheit froh ihr Jubeljahr,
So lang' die Alpen stehen."

Diese Lieder, deren kernhafte Gesinnung und frische, kräftige Sprache eben so sehr auf den Einfluß hinweist, den Klopstock auf die poetische Literatur Deutschlands in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ausübte, als sie nach dieser Seite als ein Vorläufer der Göttinger Dichterschule und Schubart's angesehen werden dürfen, fanden bei der Gesellschaft eine so begeisterte Aufnahme, daß dieselbe Dr. Zimmermann beauftragte, Lavater im Namen der Gesellschaft „die dankbare Empfindung" derselben auszusprechen und ihn zugleich in diesem Dankschreiben zu ersuchen, „noch einige Lieder über die letzten Siege der Eidgenossen für ihre Freiheit gegen Schwaben und von dem Glücke unserer Landleute in Vergleichung mit denen, so unter Monarchien leben, zu verfassen"; [127] ein Wunsch, dem Lavater bereitwillig schon in der neuen Auflage der Schweizerlieder entsprach, welche im folgenden Jahre der Gesellschaft vorgelegt wurde. Da jedoch Zimmermann in dieser Zeit als großbritannischer Leibarzt nach Han-

nover berufen wurde, übernahm Professor Füßli von Zürich den Auftrag, das Dankschreiben der Gesellschaft an Lavater abzufassen. Dies Schreiben, welches den Verhandlungen von 1767 beigerückt wurde, ist denn auch in doppelter Hinsicht von hohem Interesse, indem es sowohl die politische Bedeutung dieser Lieder, wie sie von gleichgesinnten Zeitgenossen aufgefaßt wurde, scharf hervorhob, als es über die Wirkungen benachrichtigt, welche Lavater's Lieder schon in der ersten Zeit ihres Erscheinens ausübten. So sagt Füßli: [125]

„Zu einer Zeit, wo uns der Patriotismus unserer eigenen Väter ungeheuer und fabelhaft dünkt, wo männliche Tugend und bescheidener Ernst sich unter die Unverschämtheit einer weit und breit gereisten Jugend schmiegen und wo das äußerst feine Gift der Briefe der Dragonerin Montague sich in die Denkart unseres schweizerischen Frauenzimmers gemischt hat, war ein Gegengift unumgänglich nöthig, dessen Wirkung so tief als die Wunde eindringen würde. Und was konnte dieses besser thun, als Nationallieder? Dieses ist eine wahre, untrügliche Art, große Wahrheiten ungestraft unter die Menschen herabzubringen. Auch sind Ihre Gesänge, liebster Freund, schöne Wiegenlieder für die unversöhnlichsten Feinde der Freiheit und Tugend. Auf diese Art merken sie es nicht, wie ihr Reich ganz anmuthig und sachte den Weg alles Fleisches geht und es ist unstreitig, daß in dem Jahrhundert, worin wir leben und unter dem Klima, welches wir bewohnen, die Wahrheit in Reimen nicht wie in Prosa beleidigt."

Hinsichtlich der Wirkungen, welche die Schweizerlieder sowohl auf die gebildete Gesellschaft wie auf das Volk ausübten, bemerkt Füßli, daß sie auch „von dem Frauenzimmer" gesungen wurden und zwar habe er „nicht nur in denen seltenen Gesellschaften von Frauenzimmern, die sich's nicht zur Schande rechnen, Bürgerinnen zu sein", sondern auch „im Geheim Frauenzimmer bei ihrem Nähtahmen belauscht, die Lavater's Liedern mehr Me-

lodie gaben, als vielleicht kein Komponist.... Das Lied für Schweizermädchen hat Rengger's *) Gattin Schinzen und mir in dem Elysium, welches sie bewohnen und glücklich machen, mit munterer Einfalt und unaussprechlicher Anmuth vorgesungen. — Auf Zünften und in Gesellschaften, wo Brüder einträchtig bei einander wohnen, haben Ihre Lieder bereits gereimte Zoten und klingende Unfläthereien zum Theil verdrängt. Die unverdorbene Jugend beiderlei Geschlechts, welche ich größtentheils kenne, fragt mich oft mit freudiger Unruhe, ob Lavater's Lieder auch bald in Musik gesetzt werden. — Endlich sind diese Lieder an Orte der Schweiz gedrungen, wo man sonst kein einziges Buch liest und sie werden daselbst, einige wenige fremde Ausdrücke ausgenommen, am besten verstanden".

Füßli berührt in diesen Worten schon die Thatsache, daß Lavater's Lieder rasch auch in weiteren Kreisen Verbreitung fanden, ein Erfolg, dessen immere größere Ausdehnung wesentlich durch die Kompositionen derselben von Johannes Schmidlin von Wetzikon, Kanton Zürich, begünstigt wurde, der die Lieder eben so rasch komponirte, als Lavater sie gedichtet hatte, indem die erste Auflage dieser „Schweizerlieder mit Melodien" schon 1769 herauskam. [129]

Neben Lavater, welcher durch seine Lieder der poetische Haupt-Repräsentant der Gesellschaft war und Salomon Geßner, der zu den Stiftern der Gesellschaft gehörte, zählte dieselbe unter ihren Mitgliedern noch manche dichterische Talente, die ihre Gedichte später in das von Füßli herausgegebene schweizerische Museum, das vorzüglichste literarische Organ der Gesellschaft, niederlegten. Zu ihnen gehört auch der bekannte Fabel- und Liederdichter Pfeffel, der alle Jahre ein Dutzend Erzählungen und Fabeln nach Schinznach oder Olten brachte. Mit anderen

*) Vater unseres Albrecht Rengger, damals Pfarrer in Brugg.

Dichtern der Periode des 18. Jahrhunderts wird uns der nächste Abschnitt bekannt machen. Die Mediationszeit führte der Gesellschaft den derben, kerngesunden Dekan Häfliger zu, während in der Restaurationsperiode der Fabeldichter Fröhlich die Zusammenkünfte durch seine Lieder verschönerte. So schlang sich durch die ernsten Verhandlungen dieser Männer eine bunte Kette von Liedern, die dem Guten und Wahren, das in diesem Kreise so sorgfältig gepflegt wurde, die heitere Weihe des Schönen verliehen.

Aber auch die der lyrischen Poesie so nah verwandte Musik fand an der helvetischen Gesellschaft ebenfalls eine liebevolle Beschützerin. Von ihr ging die erste Anregung eines veredelten Volksgesanges aus, der erfüllt sein sollte von vaterländischen Interessen und höherem geistigem Gehalte. Den hauptsächlichen Anstoß gaben hiezu Lavater's Schweizerlieder, wie sie von Schmidlin komponirt worden waren. So sehr diese Lieder theilweis matt und unbedeutend und auch die besseren unter ihnen von musikalischer Schnörkelwaare nicht frei sind, so zählt die Sammlung doch gegen zwölf Kompositionen, deren originelle Melodien so einfach-edel und schwungvoll gehalten sind, daß sie mit geringen Aenderungen unseren schönsten Volksmelodien zur Seite gesetzt werden dürfen, wie auch einige von ihnen trotz aller kleinen Zopfanhängsel mit voller Berechtigung noch immer im Munde des Volkes leben, auf die reformirende Hand wartend, die mit eben so viel Pietät und Feinheit als ächt künstlerischem Sinne begabt, das Wesentliche zu retten versuchen wird, um es dem Volke als eine werthvolle Gabe zu erhalten.

Der helvetischen Gesellschaft gehörte aber auch jener große Schöpfer unseres modernen vierstimmigen Männergesanges an, der die Idee der helvetischen Gesellschaft, die Durchdringung des musikalischen Stoffes mit ethisch-patriotischem Gehalte am großartigsten durchführte, Hans Georg Nägeli, dessen Eigenthüm-

lichkeiten öfters an Schmidlin erinnern und der auf Anregung der helvetischen Gesellschaft 1827 das erste Heft seiner Sammlung schweizerischer Männerchöre herausgab. Auch der treffliche St. Gallische Komponist Joseph Greith, in der ganzen Schweiz bekannt durch sein Rütlilied und andere Liederkompositionen, war Mitglied der helvetischen Gesellschaft und verdankte ihr manche schöne Anregung.

Das oben erwähnte „Schweizerische Museum", welches mit einzelnen Unterbrechungen in den Jahren 1783—1796 herauskam, führt uns noch auf eine andere Anregung auf geistigem Gebiete, wodurch die helvetische Gesellschaft sich große Verdienste erwarb, nämlich durch die unausgesetzt von ihr ausgehenden Aufforderungen und eigenen Arbeiten auf dem Felde vaterländischer Geschichtskunde und zwar gründlicher, ernster Quellenforschung. Diese Studien wurden sogar, wie der dritte Abschnitt dieses Buches des Näheren zeigte, bei der Gründung der Gesellschaft als ein Hauptzweck derselben von Dr. Hirzel vorgeschoben, wie auch die Verhandlungen der Gesellschaft in dieser Hinsicht ein sehr reichhaltiges Material darbieten, besonders von Seite Salomon Hirzels, des Bruders unsers Doktors, der in den Jahren 1766 und 1767 der Gesellschaft den bis in's kleinste Detail ausgeführten Plan einer schweizerischen Urkundensammlung vorlegte, wobei er sowohl die Kirchen-, Kultur- und Rechts- wie die Profangeschichte in den Bereich der Arbeiten der Gesellschaft ziehen wollte. Die Gründlichkeit dieses Plans wie die patriotische Tendenz Hirzels ergibt sich unmittelbar aus folgender Zusammenstellung und Motivirung seines Antrages:[130] „Zu geschweigen, daß die öffentlichen Verträge, die mannigfaltigen und in ihren Folgen so verschiedenen Rechtsprüche und deren Veranlassung, die gerechten Urtheilssprüche in wichtigen Streitsachen, die den Eidgenossen den besseren Ruhm der Gerechtigkeit erworben; ihre so schlichten und desto mehr zu bewundernden Bündnisse, die erst

in einer ganzen Reihe mit den ſpätern verglichen recht beſtimmt und beleuchtet werden; die Burg- und Landrechte, ſo eine beſondere Art davon ſind; die kaiſerlichen Freiheitsbriefe, die dieſe höchſten Gönner eben ſo ſehr als die Klugheit unſerer Alten und ihre Treue erheben; die Staats- und Civilgeſetze, die mit ihren Sitten und Lebensart in einem ſo genauen Verhältniß ſtehen und ihrer Weisheit und ihrer Tugend gleiche Ehre machen; die Beziehung auf die Geiſtlichkeit und die Veränderungen in der Kirche; was alles einem jeden Bürger der Eidgenoſſenſchaft und beſonders denen, ſo ſich dem Staat widmen, die nützlichſten und nothwendigſten Kenntniſſe ſind, die bis dahin nie genugſam erdauert und zum allgemeinen Nutzen auseinandergeſetzt worden ſind."

Eines der thätigſten Mitglieder nach dieſer Seite war auch der mehrerwähnte Profeſſor Füßli, der bei verſchiedenen Zuſammenkünften der Geſellſchaft hiſtoriſche Abhandlungen oder Bruchſtücke aus ſeiner Biographie Waldmanns vorlas, Arbeiten die zum Theil in das „Schweizeriſche Muſeum" aufgenommen wurden.

Aber auch die Geſchichte der Geſellſchaft des 19. Jahrhunderts zählt ausgezeichnete Namen und Leiſtungen auf dieſem Felde auf, ſo die beiden Fortſetzer von Müllers Schweizergeſchichte, Robert Glutz-Blotzheim und den edeln, geiſtvollen Johann Jakob Hottinger, der eines der eifrigſten, treueſten Mitglieder der Geſellſchaft war und ihr in der Reſtaurationsperiode ebenfalls mehrere Epiſoden aus ſeiner Reformationsgeſchichte vorlas. Als Dritten reihen wir hier noch den Namen eines Mannes ein, der, obgleich nicht Hiſtoriker von Fach, bei vollendeter klaſſiſcher Bildung mit ſeinem hiſtoriſchen Sinne begabt war, Johann Kaſpar von Orelli. In allen dieſen Männern und in ihren Werken, wie in den großen Wirkungen derſelben feierte denn auch die praktiſch-ethiſche Tendenz der Geſellſchaft einige ihrer ſchönſten Triumphe.

Mit diesen Leistungen schließen wir die lange, weitwirkende Reihe der Anregungen, welche von der helvetischen Gesellschaft ausgingen. Ehe wir jedoch auf die geschichtliche Darstellung ihrer weitern Entwicklung im 18. Jahrhundert übergehen, sei es uns vergönnt, ein Bild jenes reich und tief bewegten Lebens zu entrollen, das den patriotischen Freunden bei ihren jährlichen Zusammenkünften zu Theil ward.

8. Nach Schinznach!

Im unteren Aarethal, ungefähr in der Mitte zwischen Aarau und Brugg, hebt sich aus üppigen Wiesen und Kornfeldern ein waldumsäumter Hügel, dessen Haupt eine stattliche Ruine krönt, die stolze Habsburg. Am Fuße dieses Hügels, auf dem schmalen Gebiet, welches die beinahe den Saum des Hügels streifende Aare frei läßt, lag um die Mitte des letzten Jahrhunderts, in dichtem Gebüsch wie in klösterlicher Einsamkeit verborgen, ein großes langes Gebäude, das mit einigen Nebenhäusern einen grünen Platz einschloß. Es war das in seiner damaligen Gestalt zu Ende des 17. Jahrhunderts erbaute[121] Bad Schinznach, welches von den Hauptstädten der alten Schweiz, von Zürich Bern Luzern und Basel ungefähr gleich weit entfernt war und in einer der fruchtbarsten Gegenden des bernischen untern Aargau lag, in der mehrere Vogteien und Aemter, wie Königsfelden, Schenkenberg, Kastelen sich vereinigten. Auf der andern Seite der Aare, der Habsburg und ihren Schwesterhügeln gegenüber, ziehen sich die weichen Linien des Bözberges hin, der das Aargau vom Frickthal, die Schweiz vom damaligen Vorder-Oesterreich trennte. In rascher Strömung schießen die klaren hellblauen Fluthen der Aare, deren krystallne Kühle noch an die alte Gletscherheimat erinnert, zwischen Feldern Matten Gebüschen und steil abfallenden Weinbergen hin, kleine mit dichtem Gebüsch übersäete Inselchen bildend, während in das frische Rauschen des Stromes das helle Geklingel der Herdenglocken tönt. Auf den sonnigen Feldern auf beiden Uferseiten der Aare, auf den sanft abfallenden Abhängen der sie umschließenden Berge und hoch auf

ihren breiten Rücken wachsen alle Früchte, welche der Boden unsers Vaterlandes hervorbringt. Auf allen Höhen der Sommerseite reift die süße Traube und spendet lieblich duftenden Wein. Hoch oben gedeiht noch der Hafer und ganz oben auf den Weiden der höhern Berge regt sich im Sommer fröhliches Sennenleben, während die Bergrücken der nördlichen Seite mit üppigem Laubholz geziert sind, dessen dunkles Grün anmuthigen Schatten in die heitere Landschaft wirft.

Diese liebliche Stelle mitten in einer der schönsten Gegenden der innern Schweiz hatten Iselin, Hirzel und ihre Freunde zum Asyl ihrer aus der dumpfen Athmosphäre der Städte und dem engherzigen Egoismus des patrizischen Regiments entflohenen, reinen und hohen Vaterlandsliebe gewählt. In der stillen Einsamkeit von Schinznach sollten die Freunde im wonnigen Maimonat drei glückliche, an geistigen Anregungen und gemüthlichen Freuden reiche Tage durchleben, um dann mit neu belebtem frischem Muthe heimkehrend den schwierigen Versuch zu wagen, die Samenkörner einer bessern Zukunft dem spröden Heimatboden anzuvertrauen. Wurde auch dieß hochsinnige Streben Anfangs und längere Zeit hindurch mit Spott und Verfolgung belohnt — am Ende behielt die ausdauernde Hingebung dieser Männer doch Recht und für erlittene Unbill während des ganzen Jahres boten die sehnlich erwarteten Geistes- und Herzensfreuden der drei Schinznachertage reichen, vollständigen Ersatz.

Diese Zusammenkünfte, reich ausgestattet durch die Genüsse einer paradiesischen Landschaft und jener höhern Gaben, welche ein freies Geistesleben, reiches Wissen und edle Gesinnung zu bieten vermögen, dürfen wohl vier Jahrzehnte hindurch (von 1761—1797) von uns als Vereinigungspunkte angesehen werden, auf welchen die hellsten Köpfe und die besten Herzen unserer Nation wie in einem Brennpunkte sich zusammenfanden, Licht und patriotische Wärme in die dunkeln kalten Regionen aristok-

ratischen Lebens ausstrahlend. So innig und fest war der Bund dieser Männer, daß sie sich nicht damit begnügten, auf einige flüchtige Stunden sich zu sehen, um dann mit gleichgültigem Sinne wieder eigene Wege zu wandeln, sondern drei volle ganze Tage mit fröhlichen Nächten wurden dazu bestimmt, die brieflich in lebendigster Weise unterhaltene Freundschaft real darzustellen und in vollen kräftigen Zügen zu genießen. Der Gang dieser Zusammenkünfte weist nämlich die regelmäßige Folge von dreien solcher Festtage auf, den Hauptfesttag, an welchem statutengemäß die große Präsidialrede gehalten wurde und zwei weitere Tage, welche für den Vortrag anderweitiger Reden und Abhandlungen bestimmt waren. Das ebenso zahlreiche als frühzeitige Eintreffen der Freunde am Vorabend des Hauptfesttages verursacht jedoch, daß wir füglich diesen drei Tagen noch einen vierten, den Vorbereitungs- oder Ankunftstag anreihen dürfen. Indem ich hier den Versuch wage, den vollständigen Verlauf einer solchen Zusammenkunft der helvetischen Gesellschaft zu schildern, bemerke ich, daß ich die schönsten und interessantesten Erscheinungen, über welche das den ganzen Zeitraum des Bestehens der Gesellschaft im 18. Jahrhundert umfassende, sachbezügliche Quellenmaterial Aufschluß gibt, hier zu einem Gesammtbilde zusammengezogen habe.

Schon der Empfang der Freunde und ihre gegenseitige herzliche, von allem steifen Formelkram des 18. Jahrhunderts weit entfernte Begrüßung[182] gab Kunde von dem neuen Leben, das hier fröhlich aufschoß, nur daß in den häufigen Umarmungen der Freunde die Sentimentalität der Zeit ihr Opfer verlangte und erhielt. Ein herzliches Wort, ein kräftiger Handschlag trat im Uebrigen an die Stelle der ellenlangen Titulaturen und devoten Bücklinge, die sonst der gute Ton der damaligen Gesellschaft verlangte. Auch die fremden Gäste, unter denen sich Franzosen, Engländer, besonders aber viele Deutsche einstellten,[183] wurden auf gleichem cordialen Fuß empfangen. Bekannte stellten sie einfach

den Uebrigen vor und in zwangloser Unterhaltung fühlten sie sich schnell heimisch. Die Verschiedenartigkeit der Charaktere, denen der freie Humor der Gesellschaft die weiteste Entfaltung gestattete, führte mitunter komische Szenen herbei, deren eine im Jahr 1777 vorgefallene David Heß, der Biograph des originellen Salomon Landolt, in folgender Weise erzählt:[134] „Lavater hatte sich in Schinznach zur Versammlung der helvetischen Gesellschaft eingefunden und stand mit dem Dichter Lenz, dem bekannten kraftgenialischen Jugendfreunde Göthe's, durch dessen Vermittlung Lenz den Göthe ebenfalls in jenen Jahren eng befreundeten Lavater kennen lernte, am Fenster, als Landolt eben daherritt. „Da kommt unser launige Jägerhauptmann; der muß uns Spaß machen!" rief Lavater, eilte von Lenz begleitet hinab, fiel Landolt, noch ehe dieser vom Pferde steigen konnte, in den Zügel und sprach: „Herr Hauptmann, wir lassen Sie nicht absitzen, bis Sie uns einen Reim hergesagt haben. Aber es darf, bei Leibe! darin kein Fluch, nichts vom Teufel, noch weniger etwas Anstößiges gegen eine ehrwürdige Geistlichkeit darin vorkommen." Und wie er in den Wald gerufen, schallte es zurück, indem der Aufgeforderte schnell erwiederte:

„Der Teufel läßt ja wohl den Landolt ungeschoren;
Er amüsirt sich nur mit denen Herrn Pastoren."

Sprach's und schwang sich munter vom Pferde. Lavater und alle Umstehenden brachen in ein lautes Gelächter aus. Die Bekanntschaft mit dem damals frohsinnigen Lenz war gemacht und führte zu einer freundschaftlichen Verbindung."

Sehr oft, besonders seit 1780, in welchem Jahre die Gesellschaft nach dem solothurnischen Städtchen Olten übersiedelte, waren schon an diesem ersten Tage so viele Gäste eingetroffen, daß im gastfreundlichen Städtchen kaum eine offene Herberge gefunden werden konnte; Bouterweck, der 1794 mit zwei Zürcher-Rathsherren die Gesellschaft besuchte, war überaus froh, noch ein

unbeſetztes Kämmerchen aufzuſpüren, in welches vier Betten gepreßt worden waren.[135]

So wie eine ziemliche Anzahl Freunde und befreundeter Gäſte beiſammen waren, löste ſich in Schinznach die Geſellſchaft in kleinere, wahlverwandte Gruppen auf, denen man nach Belieben nahe oder fern blieb. Die Einen ſchlenderten im Hofe herum, Andere zogen längs der Aare hin und wieder Andere ergingen ſich in dem Wäldchen, durch welches anmuthige Fußwege führten; alle hielten ſich jedoch in der Nähe des Badhauſes, weil jeder Augenblick neue ſehnlich erwartete Freunde herbeiführen konnte, die natürlich gleich bei ihrer Ankunft begrüßt werden mußten. Bei dieſem Herumſchlendern herrſchte dann die vollſte Ungezwungenheit,[136] indem Jeder nach Belieben im Ueberrock, im Flaus oder gar im Negligé erſchien und außerdem, nach Küttners Mittheilung, das Tabakrauchen geſtattet war, freilich damals noch nicht mit der leicht-eleganten Cigarre, ſondern mit gründlicher Beihülfe der ſoliden, auf breiter buchsbäumener Grundlage in mehr oder minder mächtigem Umfange ausgehauenen Pfeife.

Die natürliche Folge dieſes zwangloſen Lebens war die vollkommene Zwangloſigkeit der Unterhaltung, die zugleich um ſo belebter ſein mußte, je größer die Mannigfaltigkeit der ſo verſchieden gearteten Charaktere war, die ſich hier zuſammenfanden. Da erſchienen in der frühern Schinznacherzeit als ſtändige Theilnehmer bei den Zuſammenkünften der milde verſöhnliche Iſelin, das joviale Brüderpaar der beiden Domherren von Beroldingen, vor Allen Dr. Johann Kaſpar Hirzel von Zürich, deſſen volles kräftiges Geſicht eben ſo ſehr anzog, als ſeine liebenswürdige Heiterkeit, ſein offener, ächt ſchweizeriſcher Charakter und feuriger Idealismus, was Alles im Klange ſeiner kräftigen Stimme, in allen ſeinen Reden und in jeder ſeiner Bewegungen ſich kund gab, ihm die wärmſte Verehrung Küttners raſch gewann und ſeine Freunde dauernd an ihn feſſelte.[137] Da fand ſich auch

häufig der junge Lavater ein, den damalige Zeitgenossen als eine lange schmächtige Gestalt mit feinem blassem Gesichte schildern und dabei bemerken, daß Lavaters farbige Kleidung, sein runder Hut und blondes Haar, das im Rücken in eine Locke zusammenfiel, in Nichts an seinen geistlichen Stand erinnerte.[138] Auch der biedere Gatte von Göthe's Schwester, Rath Schlosser, war mit mehreren Mitgliedern der Gesellschaft eng befreundet und stellte sich fleißig bei den Versammlungen der Gesellschaft ein, zu deren Ehrenmitglied er ernannt worden war. Als charakteristischer Zug für den in der Gesellschaft herrschenden Geist wird von Küttner freudig hervorgehoben, in welch' intimem Freundschaftsverhältniß Lavater, der begeisterte reformirte Prediger, mit dem feurigen Katholiken Chorherr Gugger von Solothurn stand.[139] Zur Originalität dieser gesellschaftlichen Erscheinung mag später in Olten die Theilnahme von Kapuzinern an den Versammlungen nicht wenig beigetragen haben.[140]

Die am meisten charakteristische Erscheinung im gesellschaftlichen Leben dieser Helvetier, in welcher zugleich der philanthropische Geist des Jahrhunderts seinen entschiedensten Triumph feierte, knüpft sich an den Namen eines deutschen Fürsten, der eine Reihe von Jahren hindurch die Gesellschaft regelmäßig besuchte. Es war Herzog Eugen Ludwig von Würtemberg, der schon 1765 förmlich als Mitglied der Gesellschaft aufgenommen wurde, wobei er, was auch einen Charakterzug der Stellung der helvetischen Gesellschaft zu einer Zeit bildet, in welcher sonst die Standesunterschiede in schroffer Weise vielfache Stufen hindurch sich geltend machten, das ausdrückliche Verlangen stellte, daß sein Name im Verzeichniß der Mitglieder der Gesellschaft nicht anders, als in alphabetischer Ordnung unter dem Buchstaben W aufgeführt werde. So ganz lebte der humane Fürst in den Geist der Gesellschaft sich ein, daß er mit ihren Mitgliedern vollständig auf dem Fuße des Gleichen mit Gleichen verkehrte.

Den Kulminationspunkt dieſer Verwirklichung der Idee menſchlicher Gleichberechtigung auf dem Boden geiſtiger Bildung und Tüchtigkeit des Charakters erreichte aber die helvetiſche Geſellſchaft im Jahre 1765, als Dr. Hirzel den zürcheriſchen Bauer Jakob Guyer von Wermetſchwyl, Kirchgemeinde Uſter, den Gebildeten in Deutſchland und der Schweiz unter dem Namen Kleinjogg bekannt, mit nach Schinznach brachte und ihn dort dem Fürſten vorſtellte, der ſchon früher den Wunſch ausgeſprochen hatte, den ausgezeichneten Mann näher kennen zu lernen. Da ereignete ſich das für die Menſchen des 18. Jahrhunderts noch nie dageweſene Schauſpiel, daß der philoſophiſche Fürſt mit dem philoſophiſchen Bauer Arm in Arm geſchlungen herumging und Beide in vertraulicher Weiſe ſich unterhielten.[141] Das war denn für die gleichheitsfreudigen Patrioten der Städtekantone, vor Allem für die Zürcher und Basler, eine wahre Herzens- und Augenweide, während manchen Mitgliedern der Familienariſtokratie ſolches zu bunt vorkam. Sie gaben denn auch, beſonders die Berner, ihr Mißfallen an dieſer nach ihrer Meinung viel zu weit getriebenen Humanität ziemlich deutlich zu verſtehen und verſäumten nicht, ihren Aerger, der auch auf die Theilnahme des Fürſten an der Geſellſchaft ſich erſtreckte, nachträglich in ziemlich heftiger Weiſe kund zu geben. So ſchrieb ein Berner wenige Wochen nach der Zuſammenkunft von 1765 an den ihm perſönlich befreundeten Baron von Zurlauben in Zug, welcher ebenfalls Mitglied der Geſellſchaft war:[142] „Man ſieht nicht, warum die Zürcher ſo großes Aufheben mit ihrem philoſophiſchen Bauer machen. Lernt man durch Zufall den Mann ſelbſt kennen, ſo fällt die Larve; der Menſch ſteht vor Augen und der Held verſchwindet.“ Und Zurlauben erwiederte ihm darauf ſchon am 17. Juni: „Ich vermuthete ſchon lange, daß die Perſon des philoſophiſchen Bauers ein Roman ſei. Sie haben ſehr gut gethan, den Umtrieben entgegenzuſtehen, wodurch man die Zahl

der Mitglieder so sehr vermehren wollte. Diese Vermehrung würde nach und nach untüchtige oder unschickliche Individuen in die Gesellschaft bringen und sie wäre der Vorbote ihres gänzlichen Verfalls. Der einzige und wahre Zweck der Schinznachergesellschaft soll der sein, darin nur Mitglieder von ausgezeichnetem Namen kennen zu lernen."

Zurlauben stellte hier eine ganz neue Ansicht über den Zweck der Gesellschaft auf, die von derjenigen der Stifter der Gesellschaft sehr weit sich entfernt hielt und glücklicherweise für die Gesellschaft ebenso wenig maßgebend war, als die Prophezeiung des Zuger-Aristokraten in Erfüllung ging.

Der Fürst ließ sich übrigens durch derartige und andere gegen ihn selbst gerichtete Mißtrauensvoten nicht im Mindesten in seiner Theilnahme an der Gesellschaft stören und hielt nicht nur fortwährend bis zu seinem Regierungsantritte fest zu derselben, sondern war eine kräftige Stütze ihres Fortbestandes, als innerer Zwist und in höherem Maß gefährliche äußere Anfeindungen eine Auflösung der Gesellschaft befürchten ließen, eine Gefahr, welche der gute Genius der Gesellschaft glücklich beseitigte. Gerade die Mannigfaltigkeit der Elemente, aus welchen die Gesellschaft bestand, die doch alle von warmer Vaterlandsliebe und dem Wunsche einer gründlichen Verbesserung der öffentlichen und gesellschaftlichen Zustände ihrer Heimat beseelt waren, trug wesentlich zur Erhaltung der Gesellschaft bei.

Diese charakteristischen Unterschiede, wie sie durch das eigenthümliche abgeschlossene Leben in den einzelnen Kantonen bei den Mitgliedern der Gesellschaft zum Vorschein kamen, stelen besonders den deutschen Gästen auf, welche die Zusammenkünfte besuchten und Küttner wie Bouterweck hoben in ihren Berichten hervor, wie die Angehörigen der verschiedenen Kantone kontrastirten, wie „der ernste und doch zu lebendiger Mittheilung und sogar enthusiastischer Theilnahme geneigte Zürcher, der thätige, nicht

eben heitere und doch launige Basler, der lebensfrohe Schaffhauser, der verschlossene Solothurner und der elegante, stattliche Berner". Sie alle verband ja nicht eine leidenschaftlich-stürmische Aufwallung, sondern jener ernste ruhige nachhaltige Sinn, den Bouterweck so hübsch als „das eheliche Glück der Vaterlandsliebe" bezeichnet.[143]

Am freisten und mächtigsten entwickelte sich der fortschrittsfreudige Geist und das gesellschaftliche Leben dieser Männer am ersten Festtage, dessen hauptsächlichste Leistung, die Eröffnungsrede des Präsidenten, vorzugsweise vaterländischen Interessen gewidmet war. Bald nach dem gemeinschaftlich eingenommenen Frühstück begann die Sitzung im großen Saale von Schinznach, in dem eine erhöhte Rednerbühne, nach damaligem Sprachgebrauch „Kanzel"[144] genannt, aufgerichtet war. Von dort herab hielt Dr. Hirzel von Zürich 1763 jene große Rede, in welcher er die Zustände des Vaterlandes wie die Tendenzen der Gesellschaft in kräftigen Worten beleuchtete, welche Rede denn auch die definitive Konstituirung der Gesellschaft zur Folge hatte. Von dort herab entwickelten die Bündner Professor Planta und Ulysses von Salis ihre Erziehungspläne, welche in dem berühmten Institut von Haldenstein-Marschlins sich erfüllen sollten. An dieser Stelle hob im Jahr 1768 Obmann Schinz von Zürich die politisch-reformirende Tendenz der Gesellschaft in energischen Worten hervor und hielt 1773 Chorherr Gugger von Luzern seine begeisterte, gedankenvolle Anrede, in welcher er sich offen zu den politischen Grundsätzen Rousseau's bekannte. Aber auch in Olten, wohin die Gesellschaft im Jahr 1780 zog, waren die Verhandlungen dieses Tages reich an hervorragenden, den bedeutendsten Erscheinungen der Schinznacherperiode ebenbürtigen Leistungen, von denen ich hier Professor Füßli's große Rede von 1782 erwähne, in der er die politische Haltlosigkeit der damaligen Schweiz besonders in ihren Beziehungen zum Auslande so scharf

geißelte — ferner die Präsidialrede des Luzerners Meier von Schauensee von 1794, in welcher der Redner mit klarem Blicke aus den anarchischen Zuständen des revolutionären Frankreich jene großen Prinzipien hervorhob, welche die politische Welt umgestalteten und deren tiefgehende Wirkungen in der Gegenwart er bezeichnete, um an diesen Grundgedanken eine zermalmende Kritik des von den aristokratischen Regierungen so sehr protegirten auswärtigen Söldnerdienstes zu knüpfen, eine Kritik, die, von Gleichgesinnten in späteren Dezennien fortgeführt, erst in unseren Tagen ihre volle Wirkung ausüben sollte.

Neben diesen hervorragenden Erscheinungen ließen sich noch manche andere Reden anführen, die theils wegen ihres charakteristischen Inhalts, theils wegen der in ihnen liegenden Anregungen unsere Aufmerksamkeit erregen dürften. Es war überhaupt ein untrügliches Zeichen von der geistigen Gesundheit der Gesellschaft, daß bombastische Schönrederei, an welcher besonders die offiziellen Ansprachen jener Zeit überaus reich waren, in diesem Kreise als eine sehr seltene Erscheinung sich kund gab und fast einzig auf die Reden des Luzerner Patriziers Valentin Meyer sich beschränkte, in denen freilich der oratorische Schwall, ein Produkt formaler, jesuitischer Bildung, in's Ueberschäumen gerieth. Sonst hatten auch die minder bedeutenden Reden ihren tüchtigen Gehalt und jede von ihnen war zugleich ein kräftiger Mahnruf an die patriotische Gesinnung der Gesellschaft.

Es leuchtet ein, daß auf solche Anregungen hin die Gesellschaft in sehr gehobener Stimmung zum heiteren Festmahl sich begab, bei welchem der Luxus des 18. Jahrhunderts, der von den meisten Rednern sonst so energisch bekämpft wurde, denn doch nach übereinstimmenden Berichten sich ziemlich stark geltend machte, entsprechend dem Charakter des Schweizers, der, obwohl er im Allgemeinen sein Privatleben den Grundsätzen einer weisen Sparsamkeit gemäß ordnet, bei öffentlichen Festen gern etwas

daraufgehen läßt. Auch störte die reiche Ausstattung des Festmahls nicht im Mindesten die ungezwungene allgemeine Heiterkeit, welche zuweilen durch die Anwesenheit von Damen [145] jene anmuthigere Haltung gewann, die immer im Gefolge feinerer Gesittung sich einstellt, wie auch jenen erhöhten Reiz, den das Gute immer ausübt, wo zugleich das Schöne sich ihm gesellt. So brachte noch im Jahre 1794 Meyer von Schauensee seine beiden blühenden Töchter zum Feste mit, die dann beim Dessert, die eine am Arme eines katholischen, die andere geführt von einem reformirten Geistlichen, die Runde um die Tafel machten, um Liebesgaben für die Armen einzusammeln, eine schöne Sitte, die sich noch bis zum heutigen Tage in Schinznach erhalten hat.

Die höchste Weihe erhielt jedoch jedes Festmahl durch die gehobene, patriotische Stimmung, welche alle Theilnehmer beseelte. Jene ernst-fröhlichen Stunden waren auch die eigentliche Blüthezeit für Lavater's Schweizerlieder gewesen, die ja ihren Ursprung ebenfalls einem solchen Anlasse verdankten. Da stimmten denn die Festgenossen ihr Bundeslied an, dessen Töne ernst und feierlich wie Kirchengesang hinwogten. [146] Da wurde von dem schmucklosen, nur aus Holz aber von dem Bildhauer Trippel trefflich gearbeiteten kleinen Denkmale Wilhelm Tells, das mitten auf der Tafel stand, der große Pokal abgeschraubt und mit dem Weine gefüllt, „Schweizerblut" genannt, der bei Basel an der Stelle wächst, wo der Hauptkampf in der Schlacht bei St. Jakob stattfand, ein Wein, den die Basler zu jedem Feste sorglich mitbrachten. [147] Da wanderte der mit edler Fluth gefüllte Becher unter dem Sange des von Lavater gedichteten Bundesliedes von Hand zu Hand um die ganze Tafel, begleitet vom traulichen Handschlag des Ueberreichenden. Oder es wurde auch während dieser Becherwanderung das Toleranz-Lied eines der beiden Beroldingen [148] gesungen, dem ich folgende Strophen entnehme:

Singt vereint die reinen Freuden,
Die ein Schweizerherz gewinnt,
Wenn es Leute von den beiden
Glaubenslehren einig find't.
Seht, es drücken beide Stände
Geiſt- und weltlich ſich die Hände:
Reformirte Schweizertreu
Iſt mit röm'ſcher einerlei.

Ein's! — So ſei der Eidsgenoſſen
Stimm', Empfindung, Herz und Sinn,
Durch Geſang in Ein's gegoſſen,
Wie von Bundesanbeginn.
Wenn des ſtrengen Prieſter's Lehren
Gleiches Kirchenlied uns wehren,
O, ſo ſei im Oltnerlied
Wenigſtens kein Unterſchied!

Auch das folgende Lied Lüthi's von Solothurn[149] diente öfters dieſem ſchönen Zwecke, der biederen Geſinnung dieſer Männer poetiſchen Ausdruck zu verleihen:

Brüder ſingt, der Schweizerbecher
Eilt von Schweizermund zu Mund!
Singt! der holde Sorgenbrecher
Braust herum in froher Stund!

Trinkt und fühlt's im heil'gen Trinken,
Welch' ein Ort den Wein gebracht!
Fühlt es, was Euch Alle winken,
Deren Blut ihn roth gemacht.

Ha! Da ſtrömten reiche Quellen
Reinen Blut's für's Vaterland;
Ha! Da tränkten edle Wellen
Jene Reben und das Land.

Ja! Es ſprudelt in den Reben,
Heldenſöhne! noch ihr Blut;
Blut, das Freiheit uns gegeben
Und, ſie zu erhalten, Muth!

Beim Festmahle von 1767 ereignete sich die hübsche Episode, daß, wie Professor Füßli erzählt,[150] „der Sohn unseres liebsten Zimmermann seine junge Brust vom aufkeimenden Gefühl der Freiheit gehoben, mit funkelndem Aug', von Empfindung bebenden Lippen, mit klingender Stimme, schön wie ein junger Genius, Lavater's Lied für Schweizerknaben" sang. Auch geschah es im gleichen Jahre, da Lavater's Lieder neben ihrem kernigen Inhalt noch den speziellen Reiz der Neuheit besaßen, daß ein älterer Mann, Pfarrer Rengger von Brugg, der Vater des späteren Ministers der Helvetik, mit kräftiger Stimme und hohem Ernste eines dieser Lieder Lavater's rezitirte, die, wenn sie auch in rein poetischer Hinsicht den Anforderungen unserer Zeit nicht mehr genügen, als lebendiges Denkmal der Gesinnung der Besten jener Tage unvergänglichen Werth besitzen. Die Zeit des Festmahles scheint überhaupt die eigentliche Blüthezeit für die vielen Poeten der Gesellschaft gewesen zu sein, unter denen ich neben Lavater, Geßner, Pfeffel, Bridel auch Beroldingen, Lüthi, Ochs (den späteren Schicksalsmann von 1798), Schultheß und sogar in einem vereinzelten Fall, Dr. Hirzel[151] erwähne, der in einem im schweizerischen Museum gedruckten Gedichte auf Kleinjogg's Tod den wackeren Mann zu verherrlichen suchte. Auch stellte sich ein anonymer Poet ein, der die politische Duldsamkeit in seinen Versen pries, wie Beroldingen die religiöse Toleranz besungen hatte. Den bedeutendsten Dichter erhielt die Gesellschaft an Gaudenz v. Salis, der eines ihrer feurigsten Mitglieder war, freilich erst im letzten Dezennium des 18. Jahrhunderts. Salis erhielt dort anmuthige Anregung, besang Pfeffel[152] und widmete im Jahre 1794 der Gesellschaft die folgenden, den Geist der Zeit und der Gesellschaft scharf charakterisirenden Distichen:[153]

Procul este profani!

Dies ist der Freiheit Altar! Da feiert man Vaterlandsfeste!
Weiche — wer Höheren kriecht! weiche — wer Niedere drückt!

Helvetiens Freiheitsbaum.

Weißt du das Wunder von Tellens Pfeil, des göttlichen Schützen?
Mir hat's die Muse vertraut, gerne erzähle ich's dir:
Als er gerissen ward aus der rauchenden Brust des Tyrannen,
Fuhr er hoch durch die Luft, wie von der Sehne geschnellt,
Hin zu der Aare Strand und schwirrte wieder zur Erde.
Siehe, da wurzelt er ein, wuchs und grünte zum Baum,
Wo nach Jahrhunderten sich Helvetiens Edle versammeln;
Und in dem Schatten des Baums schallet ihr Freiheitsgesang!

Diese Abstammung des Schinznacher-Freiheitsbaumes vom Pfeile Tell's war zu demokratisch-revolutionärer Natur, als daß sie wohl die Billigung der mehr aristokratisch gefärbten Mitglieder der Gesellschaft gefunden hätte. Die Folge bewies aber, daß des Dichters prophetisches Auge im Grunde recht gesehen hatte.

Nach dem wohl bis in späte Nachmittagsstunden ausgedehnten Mahle machten die Freunde bei schönem Wetter in vereinzelten kleineren Gruppen Ausflüge[154] in die reizende Umgebung von Schinznach, an die sich ebenfalls manch heiteres Erlebniß knüpfte. So zogen an einem schönen Nachmittage einmal ihrer Sechszehn, begleitet von fünf Musikanten die heitere Weisen spielten, zur Habsburg hinauf, wo sie die vor Kurzem von einem österreichischen Hauptmann an einen Fensterladen geschriebenen Worte: »Josephe dormis?« fanden. Zugleich entdeckten sie aber, daß Lavater schon am vorhergehenden Tage unter diese Drohworte die Antwort hingesetzt hatte:

Sei Hirt von deinen Schafen!
Schlaf' wohl und laß uns schlafen.[155]

Andere Excursionen fanden statt nach Windisch, Königsfelden, nach Aarau, wo die von den Brüdern Bär für die Regierung von Neuenburg gegossenen Kanonen und Mörser besichtigt wurden, in das Eisenbergwerk bei Aarau und andere Ort, wohin landschaftlicher Reiz, historische Denkmäler oder freundschaftliche Beziehungen die Freunde lockten. Der späte Abend fand sie dann

wieder zu gemeinſchaftlicher Unterhaltung im großen Saale von Schinznach vereinigt, wobei ſelbſtverſtändlich bei frohen Liedern und hellem Becherklang die Freude hohe Wellen treiben mochte. Da war es denn vorzüglich der witzige, fein gebildete Bibliothekar Sinner von Bern, der die Geſellſchaft mit ſeinen geiſtreichen Einfällen ergötzte. Es war dieß der gleiche Mann, der, als er einſt in ſeiner Stellung als Cenſor aufgefordert wurde, der berüchtigten pucelle d'Orleans von Voltaire und der Schrift de l'esprit von Helvetius nachzuſpüren, die Beide in Bern verboten waren, die lakoniſche Anzeige machte: »que dans tout Berne il n'y avait ni esprit ni pucelle.«

Bei dieſen Anläſſen zeigte ſich denn auch Geßner, der Sänger des unſchuldigen Reifrockarkadiens des 18. Jahrhunderts, welcher zu den erſten Gründern der Geſellſchaft gehörte, in einer ganz neuen Weiſe als Grotesk-Humoriſt der Geſellſchaft, worüber ſein Biograph Hottinger die folgende heitere Mittheilung gibt:[157] „Da der Herzog von Würtemberg als Prinz einſt die Geſellſchaft der Helvetier in Schinznach beſuchte, kam er in einer Unterredung mit Dr. Hirzel auf Geßner zu ſprechen. „„Sie kennen ihn noch bei Weitem nicht ganz,““ ſagte Hirzel. Dann fing er an, ſeinen Freund auch von dieſer Seite zu zeichnen. Der Prinz ward äußerſt begierig, eine Probe zu hören und bat Herrn Hirzel dringend, ihm womöglich dieſes Vergnügen zu verſchaffen. Geßner weigerte ſich ſtandhaft. Er glaubte, daß weder die Rolle eines Spaßmachers ſeinem Charakter, noch eine ſolche Unterhaltung dem Zwecke dieſer Zuſammenkunft angemeſſen wäre. Als aber nach dem Nachteſſen die Helvetier alle, zur Fröhlichkeit mehr als gewöhnlich geſtimmt, in dem Saal verſammelt waren, wurden die Bitten mit Nachdruck wiederholt. Man drängte ſich um den Tiſch woran Geßner ſaß, man bat, man flehte, Geßner ſchien bereits zu wanken, als er im Hintergrunde des Saales einige nicht ſehr diskrete Mitglieder, welche nicht recht wußten,

um was es zu thun war, durch Ferngläser der Eröffnung des Possenspiels mit kalter Gleichgültigkeit entgegenlauern sah. Dieser Anblick stimmte ihn mit einem Male wieder um. Alles schien verloren, als der Graf von Dohna (auch ein fleißiger Besucher der Gesellschaft) in die Mitte des Saales hervortrat. „„Nun denn — sprach er — wenn Niemand sich lustig machen will, so will ich's““ und hob einen sehr possirlichen, pantomimischen Tanz an. Geßner hatte ihm kaum einen Augenblick zugesehen, als seine komische Laune plötzlich erwachte. Er sprang von seinem Sitz auf und fiel in den Tanz ein. Nun half keine Ausflucht mehr: er mußte auch seine Rolle spielen. Kaum hatte er angefangen, als der Saal von einem homerischen Gelächter erschallte. Geßner war ganz mit sich und seiner Rolle beschäftigt und schien von dem, was außer ihm vorging, nicht das Mindeste weder zu sehen, noch zu hören. Er fuhr wie aus einem Traume auf, da Dr. Hirzel ihm zurief: „„Um Gottes Willen, lassen Sie es genug sein! Sehen Sie denn diesen Menschen hier nicht?““ Wirklich lag einer der Anwesenden am Boden und war nahe am Ersticken. Der Prinz, welcher beinahe alle Länder in Europa bereist hatte, betheuerte, eine so komische Scene nirgends gesehen zu haben."

So lebten diese Helvetier die vollständige Tonleiter gesellschaftlicher Empfindungen gründlich durch, vom erhabensten patriotischen Aufschwunge bis zum grotesk-komischen Spaße.

Die beiden folgenden Tage, welche im Wesentlichen den gleichen Verlauf nahmen, waren den Verhandlungen der Gesellschaft, Berichterstattungen der leitenden Kommission, so wie Mittheilungen und Vorträgen verschiedener Art[158] gewidmet, die zuweilen bei schönem Wetter unter freiem Himmel gehalten wurden,[159] wozu die Poeten ihre heiteren und ernsten Beiträge lieferten. An solchen Tagen hielt der fröhliche, volksfreundliche katholische Pfarrer Stalder von Escholzmatt seine reizenden Vorträge über schweizerische

Volksfeste und Volksleben in alter und neuer Zeit;[160] an ihnen setzte der ehrwürdige Meier von Aarau seine Anregungen hinsichtlich des Linthunternehmens fort, durch dessen Ausführung Escher von der Linth aus dem Wirrsal einer chaotisch gährenden Zeit in die dankbare Erinnerung später Nachwelt sich flüchtete. An einem solchen Tage las der junge Rengger seine denkwürdige Abhandlung über politische Verketzerungssucht vor, die bedeutendste Leistung der Gesellschaft auf diesem Gebiete, und erwarb damit bei schonendster Behandlung des Alten dem jüngeren, freisinnigen Geschlecht das volle Bürgerrecht in der Gesellschaft neben den mehr oder minder aristokratisch gesinnten älteren Mitgliedern. An diesen Tagen wurden auch nach der schönen Sitte der Gesellschaft jene tiefbewegten Gedächtnißworte gesprochen, welche den Lebenden das Bild gestorbener hervorragender Mitglieder in unvergängliche Erinnerung einprägten, Mittheilungen, die um ihres oft sehr interessanten zeitgeschichtlichen Inhalts willen auch für den Geschichtsforscher von großem Werthe sind.

Der Nachmittag des dritten Festtages führte die schmerzlich berührende Abschiedsstunde herbei, die nach der Sitte der Zeit von vielfachen Umarmungen begleitet war und wobei es auch an mehr oder minder leicht erregten, doch stets aufrichtig gemeinten Thränen nicht fehlte. Nach allen Seiten stob dann die trauliche Schaar wieder auseinander, um die erlebten anmuthigen und herzerhebenden Freuden in Mittheilungen an die Freunde in der Heimat oder in fleißigem brieflichem Verkehr wiederholt an sich vorübergehen zu lassen, in fröhlich gespannter Erwartung des Wiedersehens im nächsten Frühling.

Solchergestalt waren die im 18. Jahrhundert weitberühmten Zusammenkünfte der helvetischen Gesellschaft, die, abgesehen von dem rein menschlichen Interesse, welches an diese anmuthige Erscheinung sich knüpft und außer den großen Wirkungen, welche die Gesellschaft durch die von ihr ausgehenden Anregungen auf

die politische Entwicklung der Nation ausübte, noch von großer kulturhistorische Bedeutung sind. Diese Versammlungen erscheinen in einer Zeit, in welcher das gesellige Leben entweder von steifer Pedanterie gefesselt war oder in rohen Luxus ausartete, welche beiden Richtungen ganz gut neben einander bestehen können, als ein Idealbild eines in geistiger und gemüthlicher Hinsicht reich ausgestatteten durch und durch gesunden Lebens und ächter Geselligkeit und enthielten zugleich den Kern dessen, was den edelsten Inhalt unserer jetzigen großen Nationalfeste ausmacht, die allbelebende Macht begeisternden Vaterlandsgefühles.

9. Kampf und Sieg.

Schon die Geschichte der Gründung und ersten Entwicklung der helvetischen Gesellschaft hat gezeigt, wie besonders durch den Eintritt von Dr. Hirzel, der bald durch andere strebsame und fortschrittslustige Männer wie Lavater, Füßli und Andere gewichtige Unterstützung erhielt, die politische Tendenz des Vereins immer entschiedener sich geltend machte, ein Streben, welches bei der eigenthümlichen Zusammensetzung der Gesellschaft, die auch manche entschieden aristokratisch gesinnte Mitglieder unter sich zählte, nothwendig innere Kämpfe herbeiführen mußte. So standen sich schon 1765, da Kleinjogg's Anwesenheit in Schinznach theilweis großen Anstoß erregte, zwei verschiedene Richtungen ziemlich schroff einander gegenüber. Während die Mitglieder der städtischen Aristokratien, besonders die Zürcher an Kleinjogg's Gegenwart die größte Freude hatten, hielten sich die Mitglieder der Familien-Aristokratien, in erster Linie die Berner, vornehm von ihm zurück. Zugleich sahen wir, wie die Zürcher bei allem Streben, äußeres Gepränge fern und an altschweizerischer Einfachheit fest zu halten, doch kräftig in's Leben eingreifen wollten. Alle energischen Anregungen, wie die kräftig polemisch gefärbten Reden gingen zum größten Theil von ihnen aus, während die Berner vorzüglich und fast ausschließlich an dem Loyalitätsstandpunkte fest hielten, auf vollständige ergebene Unterwerfung unter das Bestehende drangen und dem Verein den Charakter einer ausschließlich geselligen freundschaftlichen Verbindung oder einer Akademie von Gelehrten aufzuprägen beabsichtigten, mit Beschränkung auf Mitglieder, die nur den aristokratischen Kreisen angehören sollten.

Aus diesem tiefgehenden Unterschiede entwickelte sich rasch ein innerer Streit. Die Berner sahen in der entschiedenen, mehr praktischen Richtung der Zürcher gefährliche Schwärmerei, Pedanterie und vorschnellen Eifer, der dem Guten, statt es zu fördern, nur Hemmnisse bereiten würde, wogegen die Zürcher die Grandezza der Berner tadelten und sie der Prunkliebe, des Hanges zu steifer Förmlichkeit und einer aristokratischen Abneigung gegen Freiheit und Volkeswohl beschuldigten. Schon am 2. Januar 1765 hatte Obmann Schinz von Zürich einem Basler Freunde geschrieben: [161] „Die einfachsten Maschinen sind die dauerhaftesten; wir sind schon lange einer Meinung, Sie und ich, über die Einrichtung unserer helvetischen Gesellschaft. Hat sie nicht Bestimmung genug? Gibt sie nicht wesentlichen Nutzen, so wie sie ist?.... Bern liebt den Schimmer und das Geräusch; es entfernt sich am meisten von dem allgemeinen Nationalcharakter. Wie ich seither vernahm, hat man endlich die neuen Projekte wieder fallen gelassen, nachdem von Zürich aus jede mögliche Vorstellung dagegen gemacht und bewiesen wurde, daß die Last solcher Zierrathen und Anhängsel nothwendig das Hauptgebäude erdrücken müßte...."

Bei der Versammlung von 1765 brach denn auch dieser Gegensatz bei Anlaß einer heftigen Diskussion über Bodmer's Projekt einer helvetischen Tischgesellschaft, welches Projekt von den Zürchern und Baslern eben so eifrig unterstützt wurde, als die Berner und Luzerner es bekämpften, in offenen Hader aus, so daß selbst der sonst so versöhnliche milde Iselin zu heftigen Aeußerungen hingerissen wurde. Dazu kam noch, daß der damalige Präsident der Gesellschaft, Valentin Meyer von Luzern, sowohl gegen den Plan Bodmer's, als gegen einen weiteren von zürcherischer Seite gebrachten Vorschlag, der auf die Herausgabe von Biographien verdienstvoller Schweizer hinzielte, eine stundenlange leidenschaftliche Rede hielt, welche die Zürcher tief verletzte

und ſelbſt Iſelin's Unmuth in hohem Grade darüber erregte, „daß die Vorſchläge ſo roh abgewieſen wurden". Bei dem ſanften, nachgiebigen Charakter Iſelin's ging jedoch dieſer augenblickliche Groll nicht nur raſch vorüber, ſondern er ſprach ſogar ſein lebhaftes Bedauern über dieſe leidenſchaftliche Aufwallung aus und neigte von nun an von dem mehr energiſchen Standpunkte der Zürcher zu dem mehr paſſiven der Berner hinüber, ein Wechſel der Stimmung, den er ſelbſt in einem Schreiben an Salomon Hirzel in folgenden Worten bezeichnete:[102]

„O, mein Werthester! Was für Erfahrungen haben wir nicht bei unſerer letzten Verſammlung gemacht! Ich inſonderheit über mich ſelbſt. Wie empfinde ich nicht dermalen, daß meine Eitelkeit mich dahingeriſſen hat! Aber dieſes ſoll mir eine große Lehre für die Zukunft ſein. Dieſe Zuſammenkunft ſoll mir ein Zeitpunkt werden, ein Schritt zur Beſſerung. Ich hoffe, die Erfahrung der letzten drei Tage werden den gleichen Eindruck bei Manchem von uns machen und ich verſpreche mir alſo für das künftige Jahr die angenehmſte Verſammlung und die nützlichſte, eben darum, weil ſie nicht zu viel wird nützen wollen."

Schon dieſe Worte Iſelin's zeigen, daß dieſe Zwiſte nicht mächtig genug waren, ernſtliche Störungen in dem freundſchaftlichen Verhältniſſe dieſer Männer herbeizuführen. Obwohl die Verſammlung ovn 1765 einen ſtürmiſchen Charakter anzunehmen drohte, verſöhnte man ſich raſch, genoß den Reſt der Zeit in ungetrübter Freude und nahm ſchließlich unter warmen Freundſchaftsverſicherungen gegenſeitig Abſchied, mit gleichzeitigem Verſprechen des Wiederſehens im folgenden Jahre.

Auch in der Verſammlung von 1766 erhob ſich wieder ein ziemlich lebhafter Streit. Den Anſtoß hiezu gab der Antrag eines Berners, daß man künftig die Verſammlungen nur in einer Hauptſtadt der Schweiz halten ſollte, wogegen die Zürcher und Basler ſich wieder lebhaft und mit vollem Rechte erhoben. Selbſt

Iſelin ſchrieb bald nach ſeiner Heimkehr von Schinznach an einen Luzerner Freund: [163]

„Es kommt mir doch allzubedenklich vor, daß die Schinznachergeſellſchaft ſollte aufgelöst und an ihre Stelle nur eine Zuſammenkunft, zu welcher Jedermann der Zutritt frei ſtände, geſetzt werden. Auf dieſe Weiſe würde bald Alles zerſchmelzen. Auch finde ich bei näherer Ueberlegung Herrn Tſcharner's Vorſchlag, die Verſammlung abwechſelnd in den Hauptorten zu halten, unausführbar. Man würde wahrlich an ſolchen Orten lange nicht die Freiheit und Anmuth genießen, die Schinznach einen ſo unſchätzbaren Werth geben...."

Aber auch dieſer Zwiſt löſte ſich ſofort wieder in das alte freundſchaftliche Verhältniß auf und um ſo gründlicher, als von 1766 an äußere Hemmniſſe und Anfeindungen einzutreten begannen, die ſtark genug waren, um Angeſichts dieſer äußeren Gefahr, welche die Fortexiſtenz der Geſellſchaft bedrohte, jeden inneren Streit zum Schweigen zu bringen und die Mitglieder ernſt zu nöthigen, um ſo feſter zuſammenzuhalten.

Ein Vorſpiel dieſer Anfeindungen hatte ſchon 1763 ſtattgefunden, indem die Cenſur dem Drucke des erſten Heftes der Verhandlungen Schwierigkeiten in den Weg legte,[164] obgleich dieſe Hefte nicht öffentlich ausgegeben wurden, ſondern innerhalb des Kreiſes der Geſellſchaft und ihrer Freunde blieben.[165] Ueberdies waren die Cenſurverhältniſſe in Zürich[166] etwas milder, als anderswo, ſo daß das erſte Heft noch im Herbſte 1763 an die Freunde ausgetheilt werden konnte. Schon dieß erſte Heft enthielt aber Stellen genug, welche die optimiſtiſchen Anhänger des Beſtehenden ſehr unangenehm berühren mußten. Sicher war es nicht in ihrem Sinn geſprochen, wenn Balthaſar in ſeinem Abſchiedsworte an die Geſellſchaft von den bisherigen Reformverſuchen einzelner Regierungen ausſagte: „daß dieſelben meiſtentheils nur die äußerliche Hülle des

helvetiſchen Weſens, nicht aber das Innere des Staatsgebäudes betreffen, als welches noch ſehr weit von der ſyſtematiſchen Harmonie, die es haben ſollte und könnte, entfernt iſt.“ Auch mochten die Herren vom Regimente es zum Mindeſten ſehr überflüſſig finden, daß die 1762 zuſammengetretenen Patrioten nach Balthaſars Ausſpruch[167] „... ſich über die Krankheiten des Vaterlandes beſprachen und dem Weg und den Mitteln nachdachten, wie etwan dieſelben mit der Zeit zu heilen und vor allen weitern Anfällen geſchirmet werden möchten“. Nach gouvernementalen Anſichten konnte es ja gar nichts Beſſeres und Zweckmäßigeres geben, als das Beſtehende.

Auch die im gleichen Hefte enthaltene Anrede Dr. Hirzels, in welcher er das Programm der helvetiſchen Geſellſchaft aufſtellte, enthielt, wie wir oben[168] geſehen haben, der mißbeliebigen Stellen genug, welche manche wohlgepuderte Perüke in bedenkliches Schütteln gebracht haben mögen und eine mißbeliebige Stimmung gegen die Geſellſchaft ſchon in den erſten Jahren ihres Beſtehens erregten. Schrieb doch Stadtſchreiber Sulzer von Winterthur ſchon im Herbſte 1763 an ſeinen Freund Salomon Hirzel:[169]

„Mich wundert gar nicht, daß über die Geſellſchaft ſo ungleiche Reden geführt werden und ſo viel Bedenkliches und Gefährliches darin geſucht wird. Sie wiſſen, theuergeſchätzter Herr und Freund, daß man gemeiniglich Andern ſeine eigene Denkungsweiſe beimißt und ihre Handlungen darnach beſtimmt und auslegt und daß es nur gar zu viele Afterpolitici gibt, die allen Neuerungen Anſtalten und Einrichtungen von Herzen Feind ſind, weil ſie ihr Anſehen und Gewalt nicht recht geſichert glauben, als nur, wenn man alles bei dem Alten bewenden läßt. Geſunde, vorurtheilslos denkende Köpfe ſehen die helvetiſche Geſellſchaft als ein vortreffliches Institutum an, von dem nur zu wünſchen wäre, daß es ſchon vor einem Jahrhundert

seinen Anfang genommen hätte. Die Eidgenossenschaft würde dann jetzt schon die herrlichste Wirkung davon verspüren, die vielleicht erst unsere Nachkommenschaft genießen wird. Allein, was sage ich Ihnen von einer Gesellschaft, deren Geist und Absichten Sie als einer der ersten Stifter am besten kennen, deren Zierde Sie sind und deren Geschichte Sie in der zierlichsten und nachdrücklichsten Kürze beschrieben haben. Wie glücklich schätze ich mich, ein Mitglied derselben zu sein, ein Zeuge der erhabensten und edelsten Gesinnungen für das wahre Beste unsers Vaterlandes und in einer so genauen Relation mit den besten und verdienstvollsten Männern zu stehen. Was für ein mächtiger Antrieb für mich, in meiner Sphäre nach meinen Kräften zu arbeiten, um Ordnung, Rechtschaffenheit und gegenseitige Liebe und Gewogenheit zu befördern und auszubreiten...."

Noch weit ärgeren Anstoß erregende Stellen entdeckte aber das argwöhnische Auge der Fanatiker des Bestehenden in dem Abschiedsworte des mit der Sprache frisch heraus rückenden Dr. Zellweger, dessen politisches Testament, wie wir ebenfalls schon gesehen haben,[170] in die Verhandlungen von 1764 aufgenommen worden war. Alle diese Gedanken und Bestrebungen lagen der weitaus größten Zahl der Offiziellen so fern, befanden sich in einem so herben Widerspruch mit der bestehenden Staatspraxis, daß sie heftigen Unmuth erregten. In's Ueberschäumen gerieth aber die immer höher steigende Fluth obrigkeitlichen Mißvergnügens an der helvetischen Gesellschaft, als die Verhandlungen von 1765 einen vollständigen Abdruck von Balthasars Traum und Bodmers Entwurf einer helvetischen Tischgesellschaft brachten, zwei Schriften, die theils wegen ihrer herben Kritik der bestehenden Zustände, theils um ihrer demokratischen Absichten willen, die besonders in Bodmers Schrift sich kundgaben, sogar die Unzufriedenheit der mehr aristokratisch gefärbten Mitglieder der Gesellschaft selbst erregten.

Alle diese Kundgebungen eines neuen, freieren, selbständigen und reformlustigen Geistes, sowie sie durch die gedruckten Verhandlungen auch in weitern Kreisen bekannt wurden, erweckten nun der Gesellschaft Gegner von verschiedenster Art und riefen eine Verfolgung hervor, deren Wirkungen auf eine Reihe von Jahren sich sehr fühlbar machten. Ein Mitglied der Gesellschaft im 19. Jahrhundert, Dekan Aloys Vock von Aarau, schildert jene der Gesellschaft feindlichen Elemente vortrefflich in folgender Stelle:[171]

„... Gewalt, Witz, Spott, Verdächtigung und Lästerung lagerten sich von allen Seiten um die helvetische Gesellschaft herum. Ueber sie spottete die gekränkte Eigenliebe derer, die nicht früh genug zum Beitritte waren eingeladen worden, oder deren Ansuchen um Aufnahme bei der später nöthig gewordenen Festsetzung einer gewissen Zahl von Mitgliedern unerfüllt blieb. Es verdächtigte sie das Mißtrauen derer, die das Aufleben eines ächt eidgenössischen Geistes zu fürchten hatten; es verläumdete sie die böswillige oder gutmüthige Engherzigkeit derer, die sich den friedlichen und christlichen Duldungsgeist nicht mit eigener fester Ueberzeugung zusammen denken konnten und somit im freundschaftlichen Verein von Männern und sogar von Geistlichen beider Konfessionen eine Quelle religiöser Lauheit und Gleichgültigkeit erblickten. Alles wirkte zusammen und soviel, daß am Ende die Regierungen Verdacht schöpften und die helvetische Gesellschaft zum Gegenstand ihrer Berathungen machen zu müssen glaubten."

Uebrigens mochte der Hauptgrund der Anfeindungen, welche die helvetische Gesellschaft von gouvernementaler Seite erleiden mußte, wohl wesentlich in der allgemeinen, unbestimmten Besorgniß gelegen haben, welche das jugendlich-gedankenfrische Auftreten jener Männer mit ihren neuen Ideen der alten Regentenschule einflößte, eine Besorgniß, die durch mehrere gleichzeitige Ereignisse weitere Nahrung erhielt.

Die Zeit, in welcher die Verhandlungen von 1765 erschienen, fiel so ziemlich mit jenen Tagen zusammen, da Rousseau von der Regierung von Bern aus seiner Zufluchtsstätte auf der Petersinsel vertrieben wurde. So groß war aber die Begeisterung mehrerer, besonders zürcherischer Mitglieder der Gesellschaft für Rousseau, daß schon zu Ende 1762 in dem Briefwechsel der Freunde von Zürich als einem Asyl Rousseau's gesprochen wurde. So schrieb Dr. Hirzel an Dr. Zellweger:[172]

„... Sie charakterisiren Rousseau unvergleichlich, da Sie ihn den Vertrauten der Mutter Natur nennen. Noch kein Sterblicher hat so tief in ihre Geheimnisse geblickt, als dieser Mann, aber auch Keiner hat es so wohl verdient als er, da er alle Entdeckungen zu der Verbesserung des Menschengeschlechts und Beförderung der allgemeinen Glückseligkeit anwendet. Aber wie übel wird er fast aller Orten verstanden und noch schlimmer für seine Menschenliebe belohnt. Wissen Sie schon, daß er künftiges Jahr nach Zürich kommen will, daselbst für sein verlornes Vaterland, welches seiner Liebe unwürdig war, ein besseres zu suchen? Wollte Gott, daß er sich nicht betrogen finden werde!"

Nun mußten die Hüter des Heiligthumes mit Befremden sehen, wie so manche dieser verpönten, von den Henkern verschiedener Kantone gebrandmarkten Ideen Rousseau's wohlgemuth in den Verhandlungen der helvetischen Gesellschaft lebten und webten, wie sogar, besonders in Bodmers Entwurf einer helvetischen Tischgesellschaft, demokratische Ideen auftauchten, während ängstliche Seelen in der freundlichen Aufnahme Kleinjoggs in Schinznach mindestens die Absicht witterten, daß die helvetische Gesellschaft die gesellschaftliche Gleichstellung aller Stände anstrebe.

Zu dieser allgemeinen Besorgniß kamen gleichzeitig noch mehrere Erscheinungen, welche das Dasein oppositioneller Neigungen und Gesinnungen enthüllten. So weigerten sich zwei adelige Waadtländer, der Regierung von Bern zu huldigen und konnten endlich

nur durch die Androhung einer Konfiskation ihrer Güter hiezu gezwungen werden, während ein Dritter gegen die Bezahlung einer Abgabe sich auflehnte, die auf einem Stücke Reben haftete. Alle diese vereinzelten Widersetzlichkeiten wurden in Bern von gouvernementaler Seite sofort mit den revolutionären Ideen Rousseau's in Verbindung gebracht. Aber auch die zürcherischen Abgeordneten an die allgemeine Tagsatzung von 1766 hatten den Abgeordneten von Bern und wohl auch anderer Kantone ihre Besorgnisse über die helvetische Gesellschaft mitgetheilt und selbst der französische Gesandte, der wenige Jahre vorher nähere Beziehungen mit der Gesellschaft anzuknüpfen versucht hatte, was jedoch, wie wir wissen, sofort abgelehnt wurde, sprach sein Mißvergnügen über die Gesellschaft aus, weil er sie — und dieß mit vollem Rechte — dem Abschlusse eines neuen, allgemeinen Bündnisses der Schweiz mit Frankreich, dessen Abschluß er mit Aufwendung aller diplomatischen und finanziellen Mittel betrieb, feindlich gesinnt glaubte. Dieser Verdacht ward dem Gesandten dadurch um so näher gelegt, als solothurnische Mitglieder der Gesellschaft sowohl gegen den französischen Militärdienst wie gegen die französische Bestechungspolitik überhaupt sich offen ausgesprochen hatten. Der Gesandte war auch so klug einzusehen, daß diese Männer wenigstens niemals sich bestechen lassen würden. Eines der bernischen Mitglieder der Gesellschaft, der geistreiche Bibliothekar Sinner, gibt hierüber in einem Briefe an einen Luzerner Freund folgende interessante Aufschlüsse,[173] die uns zugleich erlauben, einen tiefen Blick in die Gegensätzlichkeit der politischen Ansichten unter den Mitgliedern der Gesellschaft zu werfen. Sinner schreibt:

„... Die Besorgnisse unserer Regierung über die Schinznachergesellschaft haben zwei Haupturſachen. Die erste ist diese, daß unsere Freunde in Solothurn in den verdrießlichen Angelegenheiten wegen des französischen Dienstes sich nicht nur gegen Herrn

von Besenval (den Hauptbestochenen) ausgesprochen und dadurch sich Feinde gemacht, sondern auch ihre Abneigungen gegen Frankreich etwas zu stark an den Tag gelegt haben. Ich möchte wünschen, daß jeder gute Schweizer weder französisch noch antifranzösisch, weder holländisch noch englisch gesinnt wäre, sondern in allen Geschäften mit stillem Gemüthe das Beste seines Vaterlandes ohne Vorurtheil suchen würde. Von Solothurn aus kam der Haß gegen unsere Gesellschaft nach Bern. Auf der letzten Tagsatzung zu Frauenfeld wurde zwischen den Herren Gesandten von Zürich und Bern Vieles darüber gesprochen; denn da eben auch unsere Freunde von Zürich, besonders Bodmer, Füßli und Lavater, man muß es aufrichtig sagen, etwas zu enthusiastisch sind, so haben sie sich in Zürich viele Feinde gemacht.

„Die zweite Ursache ist diese: Die im Jahr 1765 gedruckte[174] Schrift des Herrn Bodmer[175] mit dem Titel: Patriotische Träume ꝛc. enthält solche Stellen, die gewiß kein wahrer Patriot, der Einsicht und Klugheit hat, billigen kann. Lesen Sie nur Seite 47, wo es heißt: „Man kann es ja fast mit Händen fühlen, daß wir dem Ende unserer Freiheit und dem völligen Verfalle ganz nahe sind" — ferner Seite 59: „Der Umgang der Herren Botschafter würde sodann freundlich und liebreich, nicht mehr drohend und vorschreibend sich zeigen" und überdies finde ich besonders das sehr bedenklich, was Seite 47 über die Tagsatzung der Eidgenossenschaft gesagt wird („„kein Gemeinsinn, nur eigennützige Zerfahrenheit""). Ist nun dieses klug geschrieben? Soll man hoffen, mit dergleichen Ausdrücken das Zutrauen der Regierungen und die Liebe der ganzen Eidgenossenschaft zu gewinnen? Gewiß, wenn wir diese Schrift erdauert und reiflich erwogen hätten, so hätten wir nicht zugegeben, daß unsere Gesellschaft sie ohne Ausbesserung als ihr Eigenthum anerkenne und im Druck herausgebe." Der Gegensatz der

mehr ariſtokratiſch geſinnten Berner zu den freier denkenden Zürchern kann nicht ſchärfer charakteriſirt werden, als wie dieß von Sinner ſelbſt in den Schlußzeilen ſeines Briefes unabſichtlich geſchieht. Denn was die Berner mißbilligten, hatte gerade den größten Beifall der Zürcher und Basler gefunden.

Den unmittelbaren Anſtoß zum feindlichen Auftreten gegenüber der helvetiſchen Geſellſchaft gab jedoch der Regierung von Bern die berniſche ökonomiſche Geſellſchaft, welche ohne vorhergehende Bewilligung der Zenſur eine von ihr ausgeſtellte Preisfrage und deren Beantwortung, ſowie mehrere amtliche Dokumente veröffentlicht hatte. Am 20. September wurden nun der ökonomiſchen Geſellſchaft fernere derartige Publikationen ſtreng unterſagt und damit der weitere Beſchluß verbunden, „dem Schultheiß den Auftrag zu ertheilen, den einen oder andern Gliedern der Helvetiſchen Geſellſchaft zu inſinuiren, die Regierung ſähe es gerne, wenn ſie dieſelbe nicht mehr beſuchen würden. Dies hauptſächlich wegen der in Zürich, Solothurn und Luzern rege gewordenen Beſorgniſſe.“ Auch über dieſen Beſchluß liegen gleichzeitige Mittheilungen vor, aus welchen ſich jedoch ergibt, daß die von dem indirekten Verbote getroffenen berniſchen Mitglieder ſelbſt nicht an die Wirkſamkeit und lange Dauer dieſer Maßregel glaubten, ſowie daß dieſe Männer entſchloſſen waren, die Angelegenheit vor den ſouveränen Rath der Zweihundert zu bringen, wenn die Regierung dem Beſuche von Schinznach ernſtliche Hinderniſſe in den Weg legen würde.[176]

Aehnliche Schritte, wie von der Regierung von Bern, wurden auch von den Regierungen von Solothurn und Freiburg gethan, obwohl der letztgenannte Kanton kein einziges Mitglied in der helvetiſchen Geſellſchaft zählte. Auch in Zürich mochten ähnliche Verſuche gemacht worden ſein, ohne jedoch wie in Bern Solothurn und Freiburg zu einem eigentlichen Verbote ſich zu ſteigern.

Eine weit ernstere Gestaltung nahm jedoch diese Angelegenheit in der Heimat Balthasars, in dem katholischen Luzern an.

1768 erschien die bekannte, anonym in Zürich herausgegebene Schrift des jüngern Balthasar »de Helvetiorum Juribus circa Sacra», über welche die luzernische Geistlichkeit in heftige Schmähungen ausbrach, die sich noch höher steigerten als im darauf folgenden Jahre zwei neue in gleichem, anti-hierarchischem Sinne geschriebene, ebenfalls anonym herausgegebene Broschüren erschienen, in deren einer die völlige Reformation der Klöster empfohlen wurde. Der Verdacht der Autorschaft fiel auf das uns bekannte luzernische Mitglied der helvetischen Gesellschaft, Valentin Meyer, dessen Gegner im Rath die Sache in jeder Weise ausbeuteten, um den von ihnen bitter gehaßten Mann zu stürzen. Bald hörte man von allen Seiten Lästerungen gegen jene Schrift; sie wurde von den Kanzeln herab verdammt und endlich verboten. Zugleich wurden aber auch die luzernischen Mitglieder der helvetischen Gesellschaft, mitunter sogar von der Kanzel herab, als Freigeister verschrieen und Schinznach, wo Valentin Meyer 1765 der Gesellschaft präsidirt hatte, offen als der Ort bezeichnet, woher diese Angriffe auf die katholische Religion, wie diese Leute sagten, alle herrührten. So heftig und vielseitig fanden diese Anfeindungen statt, daß nur mit großer Mühe der Erlaß einer amtlichen Kundgebung verhütet werden konnte, in der eine Stelle ursprünglich lautete: „daß zu Schinznach allerhand der Religion und dem gemeinen Wesen widrige Komplotte geschmiedet würden". Man begnügte sich, wohl nur aus einiger Rücksicht für die reformirten Aristokratien, mit dem Beschlusse: „man sehe es nicht gern, daß Jemand die Gesellschaft von Schinznach besuche und man wolle Jedermann vor hoher Ungnade gewarnt haben".

Dieser indirekte Bann, mit welchem die Geistlichkeit und die mit ihr verbundene, von Meyer gestürzte alte Regierungspartei Schinznach belegte, sowie der rasch eintretende Sturz Meyers

(1770) ſchreckten die luzerniſchen Mitglieder denn auch ſo ſehr ab, daß von dieſer Zeit an bis 1786, als die helvetiſche Geſellſchaft ſchon ſeit mehreren Jahren nach Olten übergeſiedelt war, dieſelbe von keinem Luzerner und keinem Bürger der Urkantone mehr beſucht wurde.

In Bern dagegen hatte ſich die Meinung der Regenten binnen kurzer Zeit wieder zu Gunſten der helvetiſchen Geſellſchaft geändert. Am 11. März 1767 erſtattete der damalige Schultheiß Tillier dem kleinen Rathe Bericht über das Reſultat ſeiner Beſprechungen mit den einflußreichſten berniſchen Mitgliedern der Geſellſchaft, worauf der kleine Rath, beruhigt durch dieſe Erklärungen, den ungehinderten Fortbeſuch der Geſellſchaft geſtattete, jedoch unter dem Vorbehalte, daß keine andere als öffentliche Verſammlungen abgehalten würden und daß alle geheimen Abſtimmungen unterbleiben ſollten. Nach einer Mittheilung Sinners[177] ſoll zu dieſen Beſchränkungen noch das Verbot des Druckes der Verhandlungen gekommen ſein, worüber Sinner nicht mit Unrecht folgende Bemerkung macht: „Die Schinznacher Geſellſchaft wurde geſtern (11. März) wieder vor Rath behandelt und er hat Dinge beſchloſſen, die nicht in ſeiner Gewalt liegen. Er gibt die Verſammlungen zu; ſie ſollen aber öffentlich und nicht geheim gehalten, es ſollen keine geheime Mehr gemacht und die Verhandlungen nicht gedruckt werden. Iſt dieſes nicht immer noch einer Verfolgung gleich, oder wie kann unſer Rath verbieten, daß man dieſe vortrefflichen Schriften außer dem Gebiete des Kantons Bern, wie es bisher geſchah, drucken laſſe?“

Dieſes gleichzeitige Auftreten verſchiedener Regierungen gegen die helvetiſche Geſellſchaft, ſowie die maſſenhaften Angriffe auf dieſelbe durch Privatperſonen, unter welchen beſonders diejenigen des Basler-Profeſſor J. R. Iſelin durch plumpe Schimpferei und bösartigen Hohn ſich auszeichneten,[178] hatten denn auch zur Folge, daß vielen Mitgliedern der Geſellſchaft der Muth entſank.

Der ebenfalls sehr eingeschüchterte, durch alle diese Anfeindungen tief herabgestimmte Iselin gibt diesen für den Fortbestand der Gesellschaft sehr kritischen Uebergangsmoment in folgenden, wohl an Salomon Hirzel gerichteten Worten deutlich zu erkennen:[179]

„Das zu Bern erlassene Verbot gegen unsere Gesellschaft hat auf mich einen so lebhaften Eindruck gemacht, daß ich auf den Gedanken fiel, es wäre am besten, dieser Vereinigung durch eine standhafte und anständige Erklärung zu entsagen und nichts davon beizubehalten, als die dort gestifteten Freundschaften und die vaterländischen Gesinnungen, welche wir allda einander angelobt haben. Allein unsere werthen Mitglieder von Zürich wollen diesen Vorschlag nicht billigen und so lasse ich denselben mit Vergnügen fahren, da er meinen Neigungen so wenig entspricht, denn ich kenne kein so großes Vergnügen, als dasjenige, welches ich jährlich zu Schinznach genieße."

Entgegen dieser gedrückten, muthlosen Stimmung waren es vorzüglich die zürcherischen Mitglieder der Gesellschaft, welche in dieser Krisis entschlossen zusammen hielten und der von allen Seiten aufsteigenden Gefahr Trotz boten. Sie alle dachten wie Salomon Hirzel, der in diesen Tagen an Iselin die männlichen Trostesworte richtete:[180]

„Glauben Sie ja nicht, unsere Schinznachergesellschaft, die Sie schon in den letzten Zügen vermutheten, habe sich nur ein wenig erholt. Mag Freiburg, vielleicht aus falschem Wahne, sie verboten haben, mag Bern seinen übereilten Beschluß wieder zurücknehmen oder nicht, wer oder was hindert uns, uns in dem Orte wieder zu sehen, wo wir so vieles Vergnügen genossen, so viele Bekanntschaften gemacht und nebst dem Guten, das wir — jeder in seinem Kreise — thun können, uns auch unsere Schwachheiten nicht verhehlt haben? Wenn Niemand uns es untersagt, warum sollten nicht wir wenigstens das Vergnügen wieder genießen?"

Mit den Zürchern vereinigten sich denn auch sofort die solothurnischen Mitglieder, um den Wankenden Festigkeit zu empfehlen und den Furchtsamen Muth einzuflößen, eine Haltung, welche durch die fortgesetzte standhafte Theilnahme des würtembergischen Fürsten kräftige Unterstützung erhielt. Wenige Wochen vor der für die Versammlung von 1767 angesetzten Zeit schrieb Seckelmeister Glutz von Solothurn einem Freunde:[181] „Zu meinem größten Herzeleid vernehme ich, daß die meisten Herren Schinznacherfreunde von Luzern, durch verschiedene Geschäfte verhindert, bei unserer nächsten Versammlung nicht erscheinen werden. Ich habe wohl Ursache, daran zu zweifeln, um so mehr, als Seine Durchlaucht der Herr Herzog von Würtemberg mir auftrug, alle seine Freunde in seinem Namen höflichst dahin einzuladen. „„Thun Sie alles Mögliche““, sagte mir dieser fürstliche Menschenfreund, „„diese Herren zu bewegen, daß sie nach Schinznach kommen; wir werden uns umarmen, wie Matrosen, die dem Schiffbruch entronnen sind.““

Aber auch die Berner blieben fest entschlossen trotz der Beschränkungen, welche die Regierung dem Besuche der Gesellschaft auferlegte, nach Schinznach zu gehen. Es ergibt sich dieß aus einem Briefe Johann Rudolf von Wattenwyls, in welchem er zugleich seinem Mißmuth über die Zürcher lebhaften Ausdruck verleiht, wie folgende Stelle zeigt:[182]

„Da die Zeit unserer Zusammenkunft in Schinznach vor der Thüre ist, so berichten Sie mich doch mit erster Post, ob Sie dahin gehen werden. Weiß ich Sie dort anzutreffen, so wird dieß mich meiner vielen Geschäfte unbeachtet bestimmen, mich daselbst einzufinden. Unsere Freunde von Bern werden fast alle von der Partie sein. Dieß wird Ihnen seltsam vorkommen wegen des von unserer Regierung ergangenen Verbotes. Seit Kurzem ward aber alles, worüber wir uns nachdrücklich beschwert haben, aufgehoben und annullirt. Sobald unsere Gnädigen Herren, durch

unsere Vorstellungen belehrt, einsahen, welche irrige Begriffe man ihnen von unserer Gesellschaft beigebracht habe, so ließen sie von selbst uns Gerechtigkeit widerfahren und enthoben uns der verdrießlichen Extremität, unsere Beschwerden vor Rath und Bürgerschaft zu bringen, wozu wir entschlossen waren. Der erste Stoff dieses Unwillens wider unsere Gesellschaft wurde nicht zu Bern angezettelt, sondern voriges Jahr (1766) zu Frauenfeld (auf der Tagsatzung) ausgesponnen und die zürcherische Enthusiasterei von Füßli und Compagnie hat mit einigen Grund und Anlaß dazu gegeben. Ich werde Ihnen mündlich allerhand Anecdoten darüber sagen. Sie lieben die Zürcher Pedanterie so wenig als ich."

Auch Sinner hatte in seinem schon erwähnten Briefe vom 2. November 1767 verheißen, daß die sämmtlichen bernischen Mitglieder der Gesellschaft zur Versammlung von 1767 sich einstellen würden, eine Voraussetzung, die sich freilich nicht erfüllte, da zur festgesetzten Zeit nur vier Berner nach Schinznach kamen, ein Steiger, ein Tavel, Landvogt Nikolaus Emmanuel Tscharner (Arner) und der junge, feingebildete und oppositionslustige Karl von Bonstetten.

An dieser Versammlung nahm denn auch die unter solchen Verhältnissen unerwartet große Zahl von dreißig Mitgliedern Theil, unter ihnen der jüngere (Felix) Balthasar*) von Luzern; die Zürcher Salomon Hirzel, Lavater und Schinz; Iselin; die Solothurner Seckelmeister Glutz und Chorherr Gugger; Johannes Zellweger, Dr. Zimmermann und Herzog Eugen von Würtemberg. In seiner Präsidialrede goß denn auch Glutz die folgenden Trostes- und Ermunterungsworte in die Herzen der Freunde:[188] „Lassen wir uns nicht in unserm löblichen Vorhaben stören.

*) Die Agitation in Luzern gegen die Schinznacher hatte damals noch nicht begonnen.

Die Tugend muß geprüft werden und nur die Standhaftigkeit wird uns Roſen bringen.

„Verwundern wir uns nicht, wenn auch unter denen Eidgenoſſen ſich Einige hervorthun, die Arges von uns denken, glauben, reden. Sie haben uns noch nie mit ihrer Gegenwart beehrt, ſie haben weder das Innere unſeres Herzens eingeſehen, noch die Triebfeder unſerer Denkungsart ergründet. Wir müſſen ſie mit Vernunft und Sanftmuth von unſerer Unſchuld überzeugen und ſie werden uns loben, lieben, ſegnen.“ Daß in dieſer Anrede auch der würtembergiſche Herzog mit warmen Dankesworten bedacht wurde, erſcheint nicht mehr als billig.

Die Anfeindungen und Angriffe, welchen die Geſellſchaft trotz der milder gewordenen Anſichten einzelner Regierungen über ihren Charakter fortwährend ausgeſetzt blieb, hatten denn doch zur Folge, daß die Verſammlung von 1768 nur von eilf Mitgliedern beſucht wurde,[184] ſo wie daß der Beſuch der Geſellſchaft eine Reihe von Jahren hindurch bis 1773 ſo ſchwach war, daß die Zahl der theilnehmenden Mitglieder 1771 auf zehn und 1772 ſogar nur auf neun herabſank. Zu dieſen Ausdauernden, welche das Schifflein der Geſellſchaft durch dieſe ſtürmiſche Zeit führten und es vor dem Untergang bewahrten, gehören Bonſtetten, Füßli, beide Hirzel, Tſcharner, Wattenwyl, Chorherr Gugger, Pfarrer Rengger, Ulyſſes von Salis und Obmann Schinz. Nur 1769 war die Zahl der Theilnehmer noch einmal auf einundzwanzig angeſtiegen, unter denen auch Felix Balthaſar ſich befand, der in jenem Jahre den Luzerner Fanatikern noch einmal Trotz bot, um dann aber mit allen luzerniſchen Mitgliedern der Geſellſchaft bis 1786 zu verſchwinden. Von 1773 an, da wieder vierundzwanzig Mitglieder an der Verſamlung Theil nahmen, hob ſich jedoch die Zahl der Theilnehmer von Jahr zu Jahr, um ſich beſonders ſeit der 1780 ſtattgefundenen Ueberſiedlung nach Olten ſo ſehr zu vermehren, daß von jener Zeit an immer

nur von den „hundert Helvetiern in Olten“ die Rede war. Bemerkenswerth bleibt noch, daß auch in der kritischen Zeit der Gesellschaft, da es sich um Sein oder Nichtsein derselben handelte, die katholischen Solothurner unentwegt an ihr festhielten und ihre Versammlungen unausgesetzt besuchten. Ueber die geistige Entwicklung der Gesellschaft in dieser späteren Zeit, wie über ihre Leistungen und Anregungen haben wir uns schon in früheren Abschnitten dieses Buches ausgesprochen, so daß wir diese Züge der Gesellschaft hier füglich übergehen können.

Wie die anti-aristokratische den modernen Freiheitsideen sich immer mehr nähernde geistige Richtung der Gesellschaft in stetem Wachsen war, so veränderte sich auch besonders seit dem Umzuge nach Olten die äußere Physiognomie der Gesellschaft bedeutend, was vorzüglich eine Folge des allmäligen Aussterbens der alten und des massenhaften Eintrittes jüngerer Mitglieder war. Wir haben schon gesehen, daß auch die Präsidial- und anderen Vorträge dieser Zeit einen immer entschiedener politisch gefärbten Charakter anzunehmen begannen, ohne daß jedoch bei dieser starken Zunahme der jüngeren freisinnigen Elemente aus verschiedenen Ständen und politischen Klassen die mehr aristokratisch gesinnten älteren Mitglieder von den Versammlungen sich fern hielten oder daß die Gesellschaft einen politisch oppositionellen Charakter mit direkter praktischer Tendenz anzunehmen begann. Der überaus zahlreiche Besuch der Versammlungen in den Neunziger-Jahren, an welchen immer weit über hundert Mitglieder und Gäste Theil nahmen, um bei der letzten Zusammenkunft der Gesellschaft des 18. Jahrhunderts, welche im Mai 1797 in Aarau stattfand, auf die hohe Zahl von 176 Theilnehmern anzusteigen, mußte schon durch diese massenhafte Betheiligung den Versammlungen ein verändertes Gepräge aufdrücken. Im inneren Leben der Gesellschaft, sowohl was den ursprünglichen Zweck derselben, wie die geistige und gemüthliche Stimmung der Mit-

glieder betraf, trat keine Veränderung ein. Eine sehr hübsche Episode bildete in dieser Hinsicht im Jahre 1796 das Erscheinen von Iselin's Sohne, in dem die lebendige Erinnerung an den Vater von dem jüngeren Geschlechte warm gefeiert wurde. Das vorwurfsvolle Wort des Präsidenten der Gesellschaft von 1795, Sarasin von Basel, der in seiner Präsidialrede in höchst unpassender Weise sich ausgesprochen hatte, er wolle die frühere Geschichte der Gesellschaft nicht erzählen, weil sie „den Aelteren unnütz und den Jüngeren vielleicht langweilig" wäre, wurde durch diese liebe- und pietätsvolle Aufnahme des jüngeren Iselin in wirksamster Weise Lügen gestraft.

Im Jahre 1795 siedelte die Gesellschaft wieder nach einem neuen Wohnsitze über, nach Aarau, den Mittelpunkt der bald eintretenden revolutionären Bewegung. Die Ursache dieses Umzuges [185] lag in dem für die so zahlreich gewordene Gesellschaft viel zu beschränkten Raum, der in Olten ihr geboten war. Das Gebäude, in welchem die Gesellschaft in Olten tagte, war ursprünglich in seinem ersten Stocke als Kanzlei der Vogtei und im zweiten zur Aufbewahrung von Kornvorräthen benützt worden, für welche Bestimmung die Regierung von Solothurn seit 1794 diese Räume wieder benützte. Die Gesellschaft beschloß nun, in dem ihr so theuer gewordenen Aarethal zu bleiben und siedelte nach Aarau über, von dessen Bürgern sie mit der gleichen warmen Theilnahme und Gastfreundschaft aufgenommen wurden, die ihr den Aufenthalt in Olten so angenehm gemacht hatte. Der Magistrat von Aarau bot der Gesellschaft sogar das Rathhaus als Sitzungslokal an, stellte eine militärische Ehrenwache auf und versäumte nicht, den eidsgenössischen Gästen feurigen Ehrenwein kredenzen zu lassen. Mit besonderer Freude nahmen diese Helvetier es noch auf, daß auch das Aarauer Kadettenkorps, welches erst vor einigen Jahren durch die Bemühungen der helvetischen

Militärgesellschaft *) in's Leben getreten war, vor ihnen aufzog und manövrirte.[186]

In diesem Schicksalsstädtchen trat denn auch die helvetische Gesellschaft zum letztenmale im 18. Jahrhundert, d. h. in der bedeutendsten und am meisten charakteristischen Periode ihres Bestehens, im Mai 1797, zusammen. Zum erstenmale war es ein Neuenburger, Touchon, General-Inspektor der öffentlichen Erziehungsanstalten in Neuenburg, der hier wenige Jahre, bevor seine Heimath von der Schweiz abgerissen wurde, begleitet von sechzehn anderen Neuenburgern der Gesellschaft präsidirte und in seiner Rede mit aller Wärme die schweizerische Gesinnung der Neuenburger hervorhob, die bereit seien, für die Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Schweiz Gut und Blut zu opfern, eine Behauptung, die er mit mehreren Beispielen patriotischer Hingebung neuesten Datums von Seite neuenburgischer Bürger belegte. Mit unabsichtlicher Prophetie bat er denn auch die Gesellschaft am Schlusse seiner Rede, „die letzten Augenblicke dazu anzuwenden, von den wohlthätigen Früchten unserer innigen Verhältnisse mit dem Schweizerbunde noch diejenigen zu preisen, die mir persönlich in diesem Augenblicke die süßesten sind",[187] nämlich seine Mitgliedschaft bei der helvetischen Gesellschaft. So fern die preußisch-neuenburgische Diplomatie von dem Gedanken einer festen Verkettung mit dem Schicksale der Eidgenossenschaft war, so warm schlugen hier neuenburgische Herzen für das gemeinsame schweizerische Vaterland.

Unendlichen Jubel erregte auch bei dieser Zusammenkunft die Anwesenheit zweier hochverehrter Veteranen der Gesellschaft, des blinden Dichters Pfeffel und des nun in hohem Greisenalter stehenden Dr. Hirzel, der, wie er der eigentliche Gründer der Gesellschaft war, nun nach beinahe vierzigjährigem Bestande

*) Die ebenfalls regelmäßig ihre Sitzungen in Aarau hielt.

der Gesellschaft an ihrer letzten und zahlreichsten Versammlung Theil nahm. Mochten auch Zeichen genug vorhanden sein, daß die offizielle Schweiz des 18. Jahrhunderts ihrem Untergange entgegen ging, so mußte doch Hirzel erkennen, daß die helvetische Gesellschaft aus kleinen Samenkörnlein zum großen Baum sich entwickelt hatte, in dessen Zweigen der Geist der neuen Zeit vernehmlich rauschte.

Die nächste Versammlung wurde wieder auf Ende Mai des künftigen Jahres 1798 festgesetzt und Altdorfer, Rektor des Gymnasiums in Schaffhausen zum Präsidenten ernannt, während in das leitende Komité neben Dr. Hirzel und Pfarrer Stalder auch die beiden revolutionär Gesinnten Pfarrer Feer von Brugg und der jüngere Haas von Basel gewählt wurden. Doch schon am 12. April 1798 waren ganz andere Helvetier in Aarau eingezogen und besetzten die für die helvetische Gesellschaft bestimmten Räume — die Mitglieder der gesetzgebenden Räthe und des Direktoriums der französisch-helvetischen Schattenrepublik.

Drittes Buch.

Die helvetiſche Geſellſchaft im neunzehnten Jahrhundert.

1. Die Gesellschaft der Mediationszeit.

Im Kanonendonner von Neueneck und Grauholz, wie in dem Verzweiflungskampfe von Stans erstarben die frohen Lieder und der helle Becherklang von Schinznach. Der politische Gegensatz, der theoretisch in friedlicher Weise schon längst im Schooße der Gesellschaft sich aufgethan hatte, war nun auf's praktische Feld hinübergespielt und nahm jetzt, begleitet von den trostlosen Zuständen des Vaterlandes und unter dem Drucke einer plünderungslustigen Fremdherrschaft, einen weit schärferen bittern Charakter an. Gar viele Mitglieder der helvetischen Gesellschaft gehörten dem gewaltsam und, was die Sache für die nächste Zeit verdarb, durch fremde Hülfe gestürzten alten Regimente an, dessen Glieder und ihre Genossen mit Ingrimm gegen diese neue Ordnung der Dinge erfüllt waren, während manche jüngere Mitglieder feurige Anhänger dieser neuen demokratischen Staatsordnung blieben, ein großer Theil derselben sogar in amtlicher Wirksamkeit sich befand und zwar in sämmtlichen obersten Behörden dieser helvetischen Republik. So waren Ochs und Legrand von Basel im Direktorium, Rengger im Ministerium und eine Masse von jüngeren Mitgliedern in den beiden gesetzgebenden Räthen,[1] unter ihnen auch Escher und Usteri, der erstere im großen Rathe, der zweite im Senat. Die beiden Freunde gaben zugleich gemeinschaftlich das offizielle Blatt der helvetischen Republik, den „schweizerischen Republikaner", bis zum 27. März 1801 heraus, von welchem Zeitpunkte an die Zeitung von Usteri allein fortgeführt wurde.

Die Unruhe der Zeit in dieser helvetischen Periode, welche

in einem fortgeſetzten parlamentariſchen und zuweilen auch ſehr unparlamentariſchen Kampfe gegen die Gleichheitsverfaſſung mit ihrem, dem franzöſiſchen Vorbilde der Direktorialverfaſſung von 1795 entlehnten abſtrakten Zentraliſationsſyſtem beſtand, welches jede geſchichtliche Ueberlieferung aufhob und die Kantone mit ihrem mächtigen Sonderleben und ihrer reichen hiſtoriſchen Entwicklung gewaltſam zu abhängigen bedeutungs- und machtloſen Bruchtheilen eines auf ganz neuen Grundlagen aufgebauten Staatsſyſtems umſchuf, ſogar mit vielfacher Beſeitigung der ehemaligen Kantonsgrenzen und vollſtändiger Neubildung oder willkürlicher Zuſammenſchmelzung — alle dieſe Wirrſale einer chaotiſch-gährenden Zeit und die allgemeine fieberhafte Aufregung ließen keinen Gedanken an eine Fortſetzung der helvetiſchen Geſellſchaft aufkommen. Beſteht doch der weſentliche Charakterzug dieſer Zeit in der unausgeſetzten, immer größere Umriſſe annehmenden Oppoſitionsbewegung gegen das fremde künſtliche Machwerk der Verfaſſung von 1798, in dem ſteten Hinarbeiten auf eine normale, den natürlichen und hiſtoriſchen Verhältniſſen entſprechende Umgeſtaltung dieſer Verfaſſung mit Beibehaltung der neugewonnenen Grundlage der bürgerlichen und politiſchen Gleichberechtigung vor dem Geſetze. Dieſer fünfjährige Kampf wurde bekanntlich von zwei großen Parteien geführt, den Zentraliſten, als den eigentlichen Revolutionsmännern, zu welchen auch Uſteri gehörte, und den ſogenannten Föderaliſten, welche letztere Partei aus den mannichfaltigſten Elementen zuſammengeſetzt war, indem unter ihnen eben ſo wohl ſtarre Anhänger des Alten, als ächt freiſinnige Männer, wie Eſcher, ſich befanden, die keineswegs geneigt waren, mit der Verfaſſung von 1798 zugleich die neugewonnenen freiheitlichen Grundlagen derſelben preiszugeben.

Wenn aber die helvetiſche Geſellſchaft während dieſer Zeit als total zerſprengt angeſehen werden muß, ſo bleibt doch von ihren Mitgliedern, die an der Geſchichte jener Tage Antheil

nahmen, noch Eines zu bemerken. Diese ehemaligen Helvetier waren weder schroffe Zentralisten noch eigentlich reaktionäre Föderalisten, sondern suchten — mit feinen Nuancen — eine gewisse vermittelnde Stellung einzunehmen und überhaupt eine Verständigung von beiden Seiten her anzubahnen. Wenn Escher später mehr zu den Föderalisten, Usteri und Rengger zu den Zentralisten hielten, so strebten sie doch alle eine normale Gestaltung der öffentlichen Zustände an und arbeiteten unverdrossen, wenn auch zunächst ohne durchgreifenden Erfolg, an diesem hohen Werke. Vor Allen ausgezeichnet bleiben in dieser Hinsicht der feurige Usteri und der männlich ausharrende Rengger.

Trotz aller ausdauernden Hingebung dieser Männer wuchs aber der von eben so viel unlautern als berechtigten Elementen erfüllte Widerstand gegen die helvetische Einheitsrepublik zur mächtigen Sturmfluth an, welche das ganze fremdartige Gebäude wegschwemmte. Rasch folgte nun Schlag auf Schlag die Einmischung Napoleons, die Berufung der helvetischen Consulta nach Paris und die Erlassung der Mediationsakte, deren Hauptcharakter darin bestand, daß Bonaparte mit Beibehaltung des Prinzips der bürgerlichen und politischen Rechtsgleichheit aller Schweizer auf die föderativen Grundlagen der Schweiz zurückging, die alten Kantone wieder herstellte, ehemalige Unterthanenländer, wie Aargau, Waadt, Thurgau, Tessin als gleichberechtigte Staatskörper ihnen anschloß und sämmtlichen Kantonen ihre selbständige innere Verwaltung zurückgab. Damit war freilich der mißliche Umstand verbunden, daß durch diese Vermittlungsakte Napoleons die Schweiz an sein politisches System gefesselt wurde und mit ihm wieder sank.

Allerdings war auch der Uebergang aus der helvetischen in die Mediations-Periode ein sehr stürmischer, so daß die Macht des französischen Konsuls, von der er in diesem Falle hochsinnigen Gebrauch machte, nothwendig war, um die Anarchie zu bewäl-

tigen, in welche die sonst unvermittelten, schroff auf einander prallenden Gegensätze die Schweiz gestürzt hätten. So wie aber die neue Verfassung sich consolidirt hatte und die fieberhaft aufgeregte Nation zu einiger Ruhe gekommen war, streckte auch die helvetische Gesellschaft behutsam ihr Haupt wieder empor. Die Verwirrung, in welche die chaotische Zeit und die vieljährige Suspension der Gesellschaft dieselbe gebracht hatte, gab sich denn auch bei der ersten Zusammenkunft im 19. Jahrhundert in charakteristischer Weise kund. Nachdem schon in verschiedenen Zeitungen der Wunsch einer Wiederaufnahme der helvetischen Gesellschaft ausgesprochen worden war, traten am 7. Juni 1807 in Folge einer öffentlichen Einladung siebenzehn Männer in Zofingen zusammen, von denen jedoch die wenigsten alte Mitglieder der Gesellschaft waren, in Anbetracht der Umstände jedoch als ordentliche Mitglieder betrachtet wurden. Da der 1797 in Aarau zum Präsidenten gewählte Professor Altdorfer indessen gestorben war und die in Zofingen Versammelten einstimmig beschlossen, die helvetische Gesellschaft fortzuführen, ernannten sie den anwesenden Pfarrer Stalder von Escholzmatt zum Präsidenten für 1808 und faßten noch den weitern Beschluß, die schweizerische Künstlergesellschaft, welche ebenfalls ihre Jahresfeste in Zofingen feierte, zur Theilnahme an der Versammlung von 1808 einzuladen, worauf die Freunde nach kurzem Beisammensein wieder sich trennten.[2]

Doch schon am folgenden Tage kamen zweiundzwanzig andere Männer, von denen ebenfalls die wenigsten alte Mitglieder der Gesellschaft waren, in Zofingen an, unter ihnen Vater Meyer von Aarau, die aargauischen Geistlichen Stephani, Fahrländer, Hünerwadel, Rytz, der Verfasser des schweizerischen Ortslexikons Markus Lutz, damals Pfarrer in Läufelfingen, Heinrich Zschokke und merkwürdigerweise ein Franzose, Bassompierre, Direktor der typographischen Gesellschaft in Bern. Auch diese Männer faßten den Beschluß, die Gesellschaft fortzuführen und anerkannten die

Wahl Stalders als Präsident für die ebenfalls von ihnen festgesetzte Zusammenkunft von 1808. Da sie jedoch gesinnt waren, etwas länger beisammen zu bleiben, wählten sie den alten Meyer zum Vizepräsidenten für diesen Tag, worauf Meyer eine kurze Anrede an sie hielt, in welcher hauptsächlich der feste Entschluß der Fortführung der Gesellschaft betont wurde.[3] Dann folgte ein fröhliches Mahl, bei welchem ein anonymer „Schweizertoast, der erneuerten helvetischen Gesellschaft bei ihrer ersten Wiederversammlung gewidmet von dem schweizerischen Einsiedler zu N.", vorgelesen wurde. Auch der Tellsbecher war mitgebracht worden und machte seine Runde, wie in den alten guten Tagen der Gesellschaft. Die alten und neuen Freunde schlossen sich fest zusammen und auch der Todten, besonders der Stifter der Gesellschaft, wurde liebevoll gedacht."

Im Jahre 1808 trat denn auch die unverhofft große Zahl von 69 Männern in Zofingen zusammen, 37 Mitglieder und 32 Gäste, die im alten Geiste und im alten herzlichen Verkehr zusammenlebten, die Geschäfte in gewohnter Weise erledigten und die statutengemäßen Wahlen trafen, an den geselligen Traditionen der Gesellschaft des 18. Jahrhunderts in den jährlichen Zusammenkünften treu festhaltend, die von nun an bis und mit 1813 unausgesetzt stattfanden.

Fragen wir nach dem politischen Charakter, den die helvetische Gesellschaft der Mediationsperiode annahm, so tritt als gemeinsamer Charakterzug sämmtlicher sieben Zusammenkünfte eine warme Anhänglichkeit an die Mediationsverfassung hervor, während die helvetische Gesellschaft des 18. Jahrhunderts besonders durch ihre oft schneidende Kritik des alten politischen Systems ihrer Zeit sich ausgezeichnet hatte. So bemerkte Dr. Schinz in einer der Gesellschaft von 1811 gehaltenen Vorlesung:[4] „Man werfe einen unparteiischen Blick auf die benachbarten Staaten alle ohne Ausnahme und man wird finden, daß unsere Lage in jeder Hinsicht

beneidenswerth ist. Wir leben unter einer Verfassung, welche wohl auch ihre Mängel hat (welche Verfassung hat deren keine?), aber doch die Rechte Aller sichert. Keine Vorrechte einzelner Kasten drücken die andern Bürger, keine unerschwinglichen Abgaben verzehren das Mark des Landes und unter milden Gesetzen, entworfen von selbstgewählten Regenten, genießt ein Jeder in Ruhe, was ihm das Glück oder sein Fleiß bescheert." Mit Wärme hob Dr. Schinz auch die Fortschritte, welche besonders die Landeskultur seit der Revolution gemacht hatte, in folgenden Worten hervor: „Man erkennt es immer mehr, wie wichtig es für uns ist, die Landeskultur höher zu bringen und die vielen Versuche und glücklichen Resultate eines Fellenberg und anderer großer Landwirthe in der Schweiz haben das Ihrige dazu beigetragen, diesen Zweig der Industrie in höhern Schwung zu bringen und namentlich zeichnen sich die Kantone Thurgau, Aargau, Bern, Waadt und Zürich durch wesentliche Fortschritte aus. Doch auch in andern Kantonen fängt es an besser zu werden. Bereits wird auf den Fruchtmärkten in Zürich und anderswo weit mehr inländisches Getreide verkauft, als ehedem und die niedern Fruchtpreise seit einigen Jahren zeigen, daß mehr gebaut worden. Bereits sind viele Allmenden und Gemeinweiden, die ehemals nichts ertrugen, verschwunden und tragen jetzt reichlich Früchte." Freilich übersieht Schinz hiebei nicht, „daß es wenige Gemeinden gibt, wo nicht noch viel zu verbessern wäre und sehr viele, wo die Landeskultur noch ganz zurück ist, sei es aus Liebe zum alten Schlendrian, oder aus Liederlichkeit der Einwohner, oder weil Mangel an Kredit und Geld Viele drückt oder auch, weil die Fabriken zu viele Hände dem Ackerbau entzogen haben." Mit Wärme empfiehlt er deßhalb Anpflanzung neuer Produkte, sorgfältige Pflege der Wiesenkultur, „Beförderung der Industrie für solche Produkte, welche im Lande selbst verbraucht werden", und Einführung neuer Industriezweige.

Besonders lebhaft und in klarer Erkenntniß der Wohlthaten, welche die Schweiz der Mediationsakte verdankte, ist die Anerkennung, welche der Vorstand der Gesellschaft für 1811, Gerichtspräsident Ringier in Aarau, der Vermittlungsakte in folgenden Worten spendete:[5] „Gestehen wir freimüthig, daß wir unsere dießmalige Existenz und Freiheit dieser von uns selbst erbetenen Dazwischenkunft zu verdanken haben; daß durch sie das schwankende Schifflein des helvetischen Freistaats aus dem Sturme gerettet worden, der selbiges zu verschlingen drohte.... Möchten doch die Schweizer, wenn die Vermittlungsakte auch nicht den Wünschen Aller entsprechen konnte, sich bemühen, dem Zweck derselben weise und vaterländisch zu entsprechen und das Unglück Europa's und ihr eigenes nicht vergebens vorübergegangen sein lassen. Immer ist sie doch das Diplom unserer Freiheit und jeder wahre Vaterlandsfreund, dem die Ruhe desselben und das Wohl des Ganzen am Herzen liegt, wird ihrem Stifter, der stolz auf sein großes Werk sich selbst den Namen Vermittler des schweizerischen Bundes beilegt und uns fortdauernd als solcher die kräftigsten Zusicherungen seiner Zuneigung und seines Schutzes gibt und selbige auch immer gehalten, reinen Dank zollen.... Haben wir doch manch Schönes und Gutes dieser Vermittlung zu verdanken! Wo wäre das tausend Unglücklichen so tröstliche, in der Folge so nützliche, durch die unermüdete Anstrengung eines patriotischen Escher so weit gediehene, der schweizerischen Nation und ihrem Gemeinsinn Ehre bringende Linthunternehmen geblieben? Wie viele Gesellschaften zum Troste Nothleidender thaten sich zusammen? Wie fand nicht der Kunstfleiß Aufmunterung? Welch' herrlichen Nutzen verbreiten die seit dieser Zeit in Städten und Gemeinden errichteten Bildungs- und Lehranstalten!

„Auch wir verdanken es dem durch sie hergestellten Frieden, der vermittelten Ruhe, der gestifteten Eintracht, der zugesicherten

Freiheit und Selbständigkeit, daß wir im friedlichen Kreise versammelt uns des Glückes freier unbelasteter Schweizer freuen."

Mit dieser Anerkennung relativ befriedigender Zustände ging denn auch der weitere Gedanke Hand in Hand, auf dem neugewonnenen freiheitlichen Boden eine Versöhnung der noch immer schroff getrennten, gegensätzlichen Elemente des Alten und Neuen in der Gesellschaft anzubahnen. So bezeichnete schon der erste Präsident der Gesellschaft der Mediationsperiode, Pfarrer Stalder von Escholzmatt, die Anstrebung dieser Versöhnung in folgenden Worten als eine heilige Aufgabe der Gesellschaft: „Noch sind nicht alle Mißverständnisse und Verunglimpfungen der Zeit ausgeglichen, nicht alle Wunden verharscht; noch sind manche Bande, von der Mutter Natur selbst geheiligt, unter Brüdern, deren Harmonie ehemals für eine Ewigkeit gelten sollte, zerrissen, die ach! kaum mehr alle wieder neu angeknüpft werden in der so schnell fortdrängenden Fluth dieses Erdenlebens; noch sind die gehässigen Parteinamen „„Aristokrat"" und „„Demokrat"" aus der alten Rüstkammer unserer unglücklichen Revolution im Gedächtniß, im Herzen vieler Schweizer nicht ausgemerzt; hie und da gährt noch hämisches Mißtrauen; mit scheuer Ferse schleicht sogar der Argwohn in häuslichen Gesellschaftszirkeln umher, vergiftet manchen Keim geselligen Vergnügens, tödtet manchen traulichen Freundschaftserguß und überzieht selbst der zarteren Innigkeit der Liebe aufgeschlossene Herzen mit einer harten Rinde von Eis.

„Hieher, wer du bist, edler Schweizer! hier sollst du die schmerzliche Vergangenheit der vorigen Stürme und Zwiste, der Leiden und Verirrungen vergessen lernen! Hier sollst du einen vollgültigen Ersatz für all' die geheimen und offenbaren Kränkungen, die dein Herz noch jetzt wie Furien durchwühlen, in der Seligkeit einer entgegenströmenden Liebe ohne Arg und Falsch finden. Hier sollst du in ihrem Genusse dich kindlich froh laben

und wieder einmal der Gegenwart Freude mit heiterem Blick, wie der Zukunft dunkle Ahnung ohne Furcht erfassen. Hier sollst du nur Schweizer an dein Herz drücken, daß du es selbst fühlst, wie neue Schweizerliebe und Schweizertreue dir entgegen schlagen, Schweizer, die nur im Vaterlande und nur für dasselbe leben und weben, Schweizer im vollen Sinne des Wortes, die keiner anderen Partei als der Partei der Wahrheit und des Rechtes huldigen und sich des Guten freuen, unter welcher Hülle es immer verschleiert sein mag. Mögen auch die Ansichten über die Mittel, das Vaterland zu beglücken, unter uns verschieden sein, so ist doch ein und derselbe Zweck bei Allen: die Wiederkehr der alten Schweizerzeit in Freundschaft und Patriotismus."

Sehr richtig betonte ferner Pfarrer Stalder in seiner Präsidialrede von 1810, in welcher auch er die wohlwollende Haltung Napoleon's und die Wohlthaten warm anerkannte, welche die Schweiz der Mediationsakte verdankte, die Nothwendigkeit, durch eine kluge Politik die gesunden Elemente des Alten mit dem neuen Leben zu versöhnen und sie in dasselbe hineinzuziehen. Er sagte: „Jede Familie hat jetzt noch ihre vorweltlichen Eigenthümlichkeiten, Sitten und Gewohnheiten und jeder ist's wohl und heimlich dabei. Klug also und vorsichtig handeln weise Väter, wenn sie dieselben mit zarter Schonung ehren, sich hüten vor jugendlichem Neuerungsgeist oder rascher Uebereilung im unnöthigen Zusammenreißen derselben und wenigstens so lange zuwarten, bis sie für das Schlechtere etwas Besseres geben können; klüger und vorsichtiger noch, wenn sie in das brauchbare alterthümliche Wesen einen neuen Geist, ein neues Leben zu hauchen oder dasselbe mit der Verjüngung des heutigen Zeitalters zu paaren wissen".

Aus den Verhandlungen der helvetischen Gesellschaft ergibt sich jedoch, daß diese und andere versöhnliche Worte bei den noch lebenden alten Mitgliedern so wenig Anklang fanden, daß

ein an sie gerichtetes Circular, durch welches sie in herzlichster Weise zum Wiedereintritt in die Gesellschaft eingeladen wurden, bei der weitaus größten Zahl derselben ohne Wirkung blieb. Die Wunden, welche die Helvetik schlug, waren noch nicht vernarbt. Große Freude erregte es aber unter diesen Umständen, als Touchon, der letzte Präsident der Gesellschaft im 18. Jahrhundert und der greise waadtländische Dichter Bridel 1811 in freundlichster Weise der Gesellschaft ihre fortgesetzte lebendige Theilnahme brieflich erklärten.

Wohl weisen die Verhandlungen der Gesellschaft in der Mediationsperiode mannichfaltige Spuren nach, daß das Abhängigkeitsverhältniß, in welchem die Schweiz zum mächtigen Vermittler stand, von diesen Männern bitter empfunden wurde. Die Schweizerlegion der 16,000 war eben eine fatale Beilage zur Mediationsakte. Doch fand die Gesellschaft einen Trost hiefür in Hinblick auf so viele andere Staaten Europa's, die den Druck der Napoleonischen Militärherrschaft noch viel schwerer empfanden, als die Schweiz. Weit weniger günstig fiel dagegen das Urtheil der Gesellschaft über die Zeit der helvetischen Republik aus, über welche fast jede Präsidialrede verwerfende Worte enthält. Schon in seiner Rede von 1808 sagte Stalder von der letzten Versammlung von 1797 aus, was wohl viel eher auf die damaligen Staatsmänner der Schweiz paßt, daß sie „damals schon von Ferne die Alles verschlingende Lohe erblickten", aber „in knabenhafter Einfalt so harmlos, so gleichmüthig dahinlebten, als ob sie von ihr nicht ergriffen werden könnten", an welche Worte Stalder eine sehr dunkel gefärbte Schilderung der helvetischen Periode knüpfte. 1810 sprach Stalder, wie wir gesehen haben, von dieser Zeit nur als von der „unglücklichen Revolution" und 1810 bezeichnete selbst der freisinnige Schinz die Wirrsale der helvetischen Zeit in herber Weise als „den größten Freiheitsschwindel, welcher alle Leidenschaften in Bewegung setzte," [8]

wobei er die erschlaffende Wirkung, welche die unaufhörlichen Parteikämpfe jener Tage auf den politischen Charakter der Schweizer ausübte, scharf hervorhob. Am gründlichsten und einschneidendsten ward aber das ganze Wirrsal der helvetischen Periode von Ringier 1811 in folgenden Worten geschildert: [9]

„Wir erhielten eine Konstitution, kraft welcher die bisher konföderirten dreizehn Staaten auf achtzehn vermehrt, selbige dann in eine einzige untheilbare Republik verwandelt und ihr eine demokratisch-repräsentative Verfassung gegeben ward; eine Konstitution, welche, ob sie gleich weder auf unsere Lage, noch auf unser inviduelles Bedürfniß, noch auf unseren Nationalcharakter paßte, noch eine Garantie unserer Rechte enthielt, dennoch angenommen werden mußte.

„Durch das Angriffssystem des ehemaligen fränkischen Direktoriums hingerissen auf die Bahn der Revolution, hat sich Helvetien ein Offensivbündniß aufzwingen lassen müssen; der Schauplatz des Krieges ward auf unseren Boden versetzt, das Land durch Requisitionen aufgezehrt und an vielen Orten erblickte man Scenen der Verwüstung und des Elends. Im Innern waren mehrere Gewalten fehlerhaft organisirt. Die Staatswirthschaft, diese Quelle des öffentlichen Wohlstandes, gerieth in Zerrüttung; überall riß man nieder, ohne etwas wieder aufzubauen. Willkürliche Maßregeln erweckten und vermehrten in dem zur Revolution nicht reifen Helvetien Haß gegen die Regierung und Zwietracht. Die Anhänger des alten und diejenigen des neuen Systems waren in stetem Kampf; bald gewannen diese, bald jene die Oberhand. Man schuf Duumvirate, Triumvirate, Septem-, Decemvirate, ordnete Kantonstagsatzungen und berief Notabeln. Vergebens waren aber alle diese Versuche, die Bande der Republik fester zu knüpfen und der helvetischen Nation einen bleibenden Zustand herbeizuführen; der belebende Geist konnte nicht erweckt werden. Mit unaufhaltsamen Schritten eilte diese

eine und untheilbare Republik ihrem Untergange zu; entgegengesetzte Parteien bemächtigten sich wechselsweise der obersten Gewalt, die höchsten Staatsbehörden sahen sich zuletzt genöthigt, ihren Sitz zu verlassen. Helvetier zogen gegen Helvetier zu Felde und Schweizerblut ward von Schweizerhänden vergossen."

Die Versöhnungstendenz der helvetischen Gesellschaft, welche mit dieser Verurtheilung des durch die Wirren der helvetischen Republik herbeigeführten tiefklaffenden Zwiespaltes Hand in Hand geht, fand übrigens in einem Mitgliede der helvetischen Gesellschaft der Mediationsperiode auch ihren poetischen Ausdruck und zwar in dem schon oben [10] angeführten, an die Gesellschaft gerichteten Gedichte des luzernischen Geistlichen Dekan Häfliger von Hochdorf, in welchem Liede des bekannten Volksdichters auf jede Strophe der Refrain folgt:

Sett me doch nit 's Mittel finde,
Daß me früsch thät zämme zieh,
Und enand all' Böck und Sünde
Gägesytig gärn verzieh'.

Aber auch Häfliger meint wie Stalder, Schinz, Ringier und Andere mit Bezugnahme auf die durch die Mediationsakte herbeigeführte Beruhigung der Schweiz:

'S hät der Bonepart em Ländli
Längste scho de Friede g'gäh;
Aber 's macht no mänge 's Mändli,
Eha si schier nit dri ergäh.

Liebi Freund, i wüßt' es Mittel,
Das is vor der Nase liit.
Wär' das nit e schöne Titel:
„D' Schwyzer-G'sellschaft stiftet Fried!"

Neben dieser dem ursprünglichen Zwecke der Gesellschaft entsprechenden Pflege eidgenössischer Freundschaft blieb die Gesellschaft der Mediationsperiode auch den übrigen Traditionen der-

selben treu, indem die Verhandlungen dieser wenigen Jahre sehr werthvolle Arbeiten aufweisen. So in Stalder's Präsidialreden von 1808 und 1810, in welchen er einen Blick auf die damaligen Zustände der Schweiz warf, die Mittel bezeichnete, wie die innere Ruhe sowohl als die Sicherheit nach Außen erhalten werden könne und mit energischen Worten auf Kräftigung des Nationalgeistes durch militärische Reformen, durch Hebung von Kunst, Wissenschaft und Volksunterricht (mit warmer Anerkennung der Bestrebungen Pestalozzi's und Fellenberg's) und, getreu seinen früheren Anregungen, durch Wiederbelebung der bekannten gymnastischen Spiele und Nationalfeste hinwies. So auch 1811 Ringier in seiner trefflichen Präsidialrede und Dr. Schinz in seinem schon erwähnten Vortrag über die Mittel, den Gemeinsinn der Schweizer wieder zu beleben. Besondere Erwähnung verdient auch die 1813 gehaltene Präsidialrede des Berners May von Schadau über das schweizerische Gemeindewesen, in welcher er über den wohlthätigen Einfluß der Betheiligung der Bürger an den Gemeindeangelegenheiten u. A. die für jene Zeit charakteristischen und theilweise heute noch beherzigenswerthen Worte aussprach: "

„In der ganzen Geschichte unseres Vaterlandes sehen wir unsere Helden nicht bloß von der Liebe zum gemeinsamen Vaterlande beseelt, sondern ihr Herz schlug immer noch höher für ihre Vaterstadt oder für ihren Kanton. In älteren Zeiten trugen bei uns nicht nur einzelne Städte und Länder, sondern sogar Landschaften, Gemeinden und Zünfte ihre besonderen Panner. Bis zu unserer Staatsumwälzung wurden unsere Regimenter und Kompagnien nach ihren Stammquartieren benannt und noch gegenwärtig hat man es für zweckmäßiger befunden, jedem Kanton eigene Uniform und Fahnen zu lassen, als gemeineidgenössische Feldzeichen einzuführen.

„Alles dieses beurkundet die Wahrheit, daß es dem Menschen

zuträglich ist, eine Stufe zu finden, die er betreten kann, um sich vom individuellen zum Gefühl höherer Pflichten zu erheben; daß nur Wenige sich zu einem, ganze Tausende oder gar Millionen von Menschen umfassenden, Gemeinsinn emporzuschwingen vermögen und die große Menge auf einem niedrigen Standpunkte verbleibt, wenn sie nicht durch eine angemessene Verkettung des Kleineren mit dem Größeren zu diesem emporgehoben wird. Hätten wir nicht unsere Gemeindeverfassungen, so würde eben so wenig das Interesse am gemeinen Wesen, als die Liebe zum Geburtsort so allgemein bei uns zu finden sein. Es wäre für denjenigen, der nicht zur Leitung der öffentlichen Geschäfte berufen oder von Regierungsbehörden angestellt ist, oder der sich nicht durch Kenntnisse und Thätigkeit seinen Wirkungskreis erweitert hat, nur selten Veranlassung oder Aufforderung vorhanden, an den Angelegenheiten seiner Mitbürger Antheil zu nehmen."

Auch jener schönen Sitte der helvetischen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts, hervorragenden Todten fromme Worte der Erinnerung zu weihen, blieb die Gesellschaft der Mediationsperiode treu. 1810 entrollte Dekan Häfliger das Lebensbild des am 3. April desselben Jahres gestorbenen Felix Balthasar; 1811 widmete Pfarer Lutz dem Andenken eines ebenfalls sehr alten Mitgliedes der Gesellschaft, des Dreierherrn Münch von Basel, pietätsvolle Worte und 1813 schilderte der mehr nach aristokratischer Seite hinneigende May von Schadau den Charakter und Entwicklungsgang seines Freundes Ringier, Präsident des aargauischen Appellationsgerichtes, der, ein treuer Anhänger der neuen Zeit, Anfangs 1813 gestorben war.

So nahm die wiedererstandene helvetische Gesellschaft sorgfältig nach verschiedenen Richtungen die Bestrebungen der Gesellschaft des 18. Jahrhunderts wieder auf und war auf diesem Wege binnen wenigen Jahren zu frischem Aufblühen gelangt,

als die Stürme des Jahres 1814 über die Schweiz und damit auch über sie hereinbrachen. Am 21. Dezember 1813 zogen die Oesterreicher durch Basel und schon am folgenden Tage erklärte der bernische große Rath die Mediationsverfassung für aufgehoben, welchem Beispiele andere Kantone rasch folgten, so daß schon am 29. Dezember eine von nur 10 Kantonen beschickte Tagsatzung eine Uebereinkunft traf, durch welche die Mediationsakte zwar als aufgehoben, gleichzeitig aber des Weiteren erklärt wurde, an ihrem Hauptgrundsatze der Rechtsgleichheit aller Bürger und Kantone, auch der neuen, festzuhalten, entgegen jenen aristokratischen Tendenzen, welche — neben dem fremden Ursprung der Mediationsakte — die hauptsächlichste Ursache ihres Sturzes waren und besonders in den ehemaligen Familienaristokratien Bern, Freiburg und Solothurn so mächtig wucherten, daß man sich dort der schwärmerischen Hoffnung hingab, die Eidgenossenschaft der achtzehn alten Orte wieder herstellen zu können. So weit kam es nun allerdings nicht; dagegen war diese Partei in Verbindung mit den übrigen konservativen und föderalistischen Elementen stark genug zu bewirken, daß der Bundesvertrag von 1815 zu einem in bundesrechtlicher Hinsicht tief unter der Mediationsakte stehenden Kompromiß sich gestaltete, durch den das alte Unterthanenverhältniß zwar aufgehoben blieb und die neuen Kantone als gleichberechtigte Glieder in den Bund aufgenommen wurden, zugleich aber die feste bundesstaatliche Einigung der Schweiz, wie sie durch die Mediationsverfassung geschaffen worden, gesprengt und die alte lose Verbindung vollständig souveräner Einzelstäätchen mit der alten Tagsatzung und ihrer Instruktionswirthschaft hergestellt wurde, mit entsprechender Aenderung der Kantonalverfassungen, wo es eben anging in möglichst aristokratischem Sinne. Die bald eintretende politische Bewegung der nächsten zweiunddreißig Jahre ging nun im Wesentlichen dahin, die Verfassungen der einzelnen

Kantone in demokratiſchem Sinne umzugeſtalten, um dann auf dieſer neuen Grundlage auch dem Bunde eine Form zu geben, die denſelben zu einem feſtgeſchloſſenen, dem demokratiſchen Charakter der Einzelkantone entſprechenden Organismus umgeſtaltete, — ein politiſcher Entwicklungsprozeß, der auch in den Verhandlungen der helvetiſchen Geſellſchaft aufs Treuſte ſich wiederſpiegelt.

2. Die Gesellschaft der Restaurationsperiode.

Schon in den Ursachen, welche die Zusammenkünfte der Gesellschaft in den Jahren 1814 und 1815 unmöglich machten, offenbart sich die Unruhe jener Zeit, welche der Präsident der ersten Zusammenkunft in der Restaurationsperiode als eine fatale bezeichnete, „in welcher unser Schweizervolk an dem eingebüßt hat, was ihm köstlicher hätte sein sollen, als Gold und Perlen, an der Ehre; an dem Glauben, daß wir auch standhaft ausführen, was wir männlich beschließen; daß wir an unser gegebenes Wort Gut und Blut setzen; daß Freiheitsgefühl, Vaterlandsliebe und Eintracht uns zu Beschützung unserer Gränzen eine Kraft gebe, welche Niemand verachten dürfe". Der Redner, Antistes Sulzberger von Frauenfeld, schilderte dann die Noth und Verwirrung der Zeit als Hauptursache der Nichteinberufung der helvetischen Gesellschaft in folgenden kräftigen Zügen: „In jenen Zeiten, wo von fremden Kriegsheeren, die sich rings um uns her schlugen, das eine einen gebahnten Weg durch unser von seinen Grenzvertheidigern verlassenes Land fand; in den Zeiten innerer Spannung, wo die Einen den Sturz der Mediationsakte als einen schweren Verlust für das Vaterland fürchteten, die Anderen ihn sehnlich wünschten und mit Eifer einleiteten; bei der leidenschaftlichen Stimmung der Gemüther, durch welche fremde Einmischung (die, komme sie von Süd oder Nord, einem freien Volk von Herzen zuwider sein sollte) abermals nothwendig geworden war, wenn nicht entweder das alte, doch wohl zu eng gewordene Staatsgebäude eilfertig wieder aufgerichtet oder aus leichtem Geflecht

eine neue Hütte in der Geschwindigkeit zusammengestoppelt oder wohl gar durch Bürgerkrieg entschieden werden sollte, von wem und wie freie Bürger regiert sein sollen; in Zeiten solch babylonischer Verwirrung der Sprachen und der Gedanken konnte man die helvetische Gesellschaft füglich nicht versammeln".[12] Auch die nach Zofingen ausgeschriebene Versammlung von 1816 mußte abbestellt werden, weil die meisten Zuschriften an die Mitglieder dem Präsidenten mit der Bemerkung zurückgeschickt wurden, es gefalle weder Zeit noch Ort.

Eine eben so bestimmte Ablehnung erfuhren die 1817 von dem Präsidenten an die Mitglieder gestellten Anfragen, die überdies nur von zweiunddreißig der vielen noch lebenden Mitglieder beantwortet wurden. Sieben von diesen äußerten ihr Bedauern, daß Alter und Amtsthätigkeit ihnen den Besuch der Versammlung nicht erlaube; Mehrere meinten, man solle den Versuch unterlassen, den lieben Kranken durch künstliche Mittel aus seiner Ohnmacht zu wecken, was nur auf kurze Zeit helfen könne; lieber solle man ihn ganz einschlummern lassen, in der Hoffnung, daß seine Gedanken doch nicht verloren gingen. Zu dieser Entmuthigung kam noch die schwer drückende Theuerung von 1817, deren herabstimmender Einfluß sich auch noch 1818 stark fühlbar machte. Da jedoch eine kleine Zahl von Mitgliedern an dem Glauben an das Wiederaufleben der Gesellschaft kräftig festhielt und dringend auf die Einberufung einer Versammlung bestand, so entschloß sich Sulzberger, eine solche auf den Mai des Jahres 1819 auszuschreiben. Diese Zusammenkunft, welche zur festgesetzten Zeit stattfand, wurde freilich nur von einundzwanzig Theilnehmern besucht, unter welchen nur sehr wenige alte Mitglieder sich befanden. Diese Letzteren sprachen denn auch die Ansicht aus, es stehe nun an den jüngeren Männern, im Geiste der alten Gesellschaft, welche man beinahe als aufgelöst betrachten könne, einen neuen festen Verein zu bilden, der viel-

leicht eben so segensreiche Wirkungen für das Vaterland haben könne, als der ehemalige. Um auch diese jungen Mitglieder recht gründlich in den Geist und Charakter der alten Gesellschaft einzuweihen, breitete Sulzberger in seiner Präsidialrede vorzüglich über die früheren Leistungen der helvetischen Gesellschaft sich aus, worauf alle Anwesenden *) beim traulichen Mahle und beim Kreisen des Gesellschaftsbechers, der von Zofingen nach Schinznach hinüber gesendet worden war, des Wiederauflebens der Gesellschaft sich freuten und diesen Tag des 25. Mai als einen neuen Stiftungstag derselben feierten.

Es war dem Charakter der Zusammenkunft von 1819 durchaus angemessen, daß die Ueberschau über die früheren Bestrebungen der Gesellschaft den Hauptinhalt der Verhandlungen bildete, als wirksamstes Bindemittel, den jungen Verein des 19. Jahrhunderts an seinen würdigen Vorgänger anzuknüpfen. Ebenfalls mit diesem Charakter des neu sich Sammelns hing es zusammen, daß die Besprechung der politischen Fragen jener Zeit mehr in den Hintergrund trat. Doch schon in der Zusammenkunft des folgenden Jahres, in welcher die Zahl der Theilnehmer schon auf siebenunddreißig stieg,[13] betonte Dr. Schinz von Zürich in seiner Präsidialrede die Nothwendigkeit, den engherzigen Kantonalgeist zu verdrängen und erhob gegen die Restaurationspolitik den folgenden kräftigen Protest:[14] „Es ist gewiß, die allgemeine Verbreitung von Kenntnissen hat Schranken eingerissen, welche vormals hie und da wohlthätig bestanden haben. Aber nachdem sie nun einmal eingerissen sind, werden sie nie mehr aufgebaut werden können und so fordert der Zeitgeist dringend, neue Einrichtungen statt der alten Formen und nur weises Lenken dieser

*) Unter denen Professor Hottinger und Dr. Schinz von Zürich, Zschokke, der vielgetreue Dekan Stalder von Escholzmatt und der in jenen Tagen freisinnige und geistesfrische junge Dichter Fröhlich von Brugg sich befanden.

gerechten Forderungen kann vor Stürmen sichern. Was so mächtig vorgeschritten ist, was die besten Köpfe der europäischen Staaten in lebhafte Bewegung setzt, kann nie mehr ganz zurückgedrängt werden. Starrsinnige Härte kann wohl einige Zeit zurückschrecken, aber dann würde der Sturm desto verheerender losbrechen". An diese Worte knüpfte Schinz eine scharfe Kritik der engherzigen Abschließungspolitik der Kantonsregierungen gegen einander und betonte energisch die Nothwendigkeit, die schweizerische Wehrkraft zu heben, wobei er einen strafenden Blick auf die elende Haltung der Schweiz in den Jahren 1813 und 1814 warf, um seine Rede mit einer warmen Empfehlung der Wiederaufnahme schweizerischer Nationalfeste zu schließen, als eines trefflichen Mittels, den schweizerischen Nationalgeist wieder zu beleben.

Weit behutsamer trat im folgenden Jahre 1821 der edle humane Stadtpfarrer Thaddäus Müller von Luzern in seiner Präsidialrede auf, in welcher er sich wesentlich darauf beschränkte, die freiere kirchlich-katholische Richtung der Mediationszeit gegenüber den in der Restaurationsperiode so schroff eintretenden hierarchischen Tendenzen in ein helles Licht zu setzen. Dafür verurtheilte 1822 Professor Troxler von Luzern in einem sehr rhetorisch gehaltenen Vortrage die aristokratische Politik der Restaurationszeit und eröffnete eine lebhafte Polemik gegen die „Schlummerliedermänner", welche den erwachten politischen Geist des Volkes wieder in Unthätigkeit einzulullen versuchten. Weit bedeutender als diese offizielle Rede Troxler's war dagegen ein im gleichen Jahr in klassischer Form gehaltener und von wahrhaft klassischem Geiste erfüllter Vortrag des großen Zürcher-Philologen Johann Kaspar Orelli „über den geistigen Bildungstrieb in der Schweiz". Die Haltung Orelli's gegenüber den damaligen politischen Lenkern der Schweiz war eine viel mildere, als diejenige Troxler's, dabei aber von ächt freisinnigem Geiste

erfüllt, was zur Folge hatte, daß sein unverhüllter Tadel der Restaurationspolitik und ihrer retrograden Gelüste nur um so mächtiger wirkte. So warnte er offen und ernst vor den „Klippen einer Familienaristokratie, welche ohnehin niemals die ehemalige Gravität ähnlicher in den alten Kantonen erlangen könnte, folglich sich stets mehr auf allerlei Künste und Ränke, als auf wohlhergebrachtes Ansehen und irgendwie begründete Vorrechte stützen müßte".[15] Orelli entwickelte dann seine Ansicht über den Zweck der helvetischen Gesellschaft und ähnlicher Vereine und spezialisirte die Aufgaben, mit denen sie sich zu beschäftigen habe, wobei er goldene Worte aussprach, die für unsere Gegenwart noch ihre volle Bedeutung behalten, die wir deßhalb an geeigneter Stelle bringen werden, indem sie gar wohl als geistige Grundlage zur Neugestaltung einer Gesellschaft sich darbieten, welche im Geiste der helvetischen Gesellschaft die idealen Güter des Lebens pflegen und ihre naturgemäße Verwirklichung anbahnen zu wollen gesinnt wäre. Indem Orelli am Schlusse seines gehaltvollen Vortrages die Fortschritte mit liebevoller Aufmerksamkeit verfolgte, welche die Geisteskultur in der Schweiz in der Volksschule wie in den höheren Lehranstalten seit der Revolution gemacht hatte, erwähnte er auch die Empfänglichkeit der studirenden Jünglinge jener Zeit für diese Bestrebungen und begrüßte warm den 1819 gestifteten Zofingerverein, der sich die schöne Aufgabe gestellt hatte, Studirende aller Kantone auf dem Boden wissenschaftlichen Strebens und feuriger Vaterlandsliebe freundschaftlich zu vereinigen.

Auch die Versammlung von 1823, welche wie alle Versammlungen der Restaurationsperiode bis 1826 in Schinznach stattfand und schon über hundert Theilnehmer zählte,*) mußte wieder

*) Unter ihnen die Zürcher, Orelli, Schinz und Dr. Hegetschwiler, Karl Otth von Bern, Eduard Pfyffer und Stadtpfarrer Müller von

manches entschiedene Wort hören, welches der Präsident dieses Jahres, Ludwig Albert Otth von Bern, gegen die Jesuitenwirthschaft in Freiburg, gegen die verkehrte Finanzpolitik mancher Regierungen, welche die Ausgaben für das öffentliche Schulwesen nur als eine Belastung der Finanzen betrachteten und gegen die schroffe Trennung der gesellschaftlichen Klassen schleuderte, welche die restaurirte Aristokratie wieder einzuführen strebte.

Von besonderer Bedeutung und ebenbürtig den wichtigsten Zusammenkünften der helvetischen Gesellschaft war aber die Versammlung von 1824, welche mit einer Präsidial-Rede Orelli's eröffnet wurde. Obwohl Orelli im Anfange seines gedankenvollen Vortrages in politischer Hinsicht wieder milde Saiten aufzog, knüpfte er an diese zurückhaltende Einleitung im Verlaufe seiner Rede manches kräftige oppositionelle Wort gegen die Ueberhandnahme des antinationalen Sinnes, der starren, jede Besinnung raubenden Furcht vor fremder Uebermacht, gegen die zunehmende gleichsam planmäßig angelegte Verstandesverwirrung und Verdunkelung, Geistesdumpfheit und Hemmung des freien Wortes durch die restaurirte Zensur, gegen die Zerstörung der Bildungsstätten in Luzern und Freiburg, sowie über das Zurückbleiben anderer Kantone. Auf ihm lastete die Gegenwart dumpf und schwül, wie vor dem Ausbruch eines verheerenden Gewitters oder während einer Alles versengenden Dürre, während der leichte Sinn der Menge ahnungslos dem Tage und seinen Merkwürdigkeiten nachgehe und Vielen sogar diese Zeit als die erfreulichste zulächle. Mit kräftigem Ausdrucke tiefster Entrüstung sprach Orelli sich ferner noch über den Restaurationsgeist, von der schwachen Preßfreiheit und gehinderten Publizität, von der planmäßigen

---

Luzern, der Historiker Pfarrer Schuler, die Aargauer Dr. Feer, E. Fröhlich, Hegnauer, Tanner, Pfarrer Bock und Zschokke. Als fremde Gäste kamen beide Follen, Dr. Friedrich List, der dänische Dichter Baggesen, ein Pole und ein Hellene.

Herabwürdigung der Schweiz und der Verunglimpfung ihrer biedersten Staatsmänner in offiziellen Zeitungen des Auslandes, von dem falschen Glanze des neu errichteten neapolitanischen Söldnerdienstes, der sich würdig an die andern wieder hergestellten Dienstverhältnisse gegenüber dem Auslande anschließe, von dem traurigen Schicksale des freiburgischen Pestalozzi, Pater Girard und anderer verdienter Lehrer, von den Umtrieben der römischen Hierarchie und der Pietisten — kurz von Allem, was uns bei der Erinnerung an jene Zeit Schamröthe auf die Wangen jagt. So nahm die wiedergeborne helvetische Gesellschaft in dieser Rede Orelli's in würdigster Weise einen der Hauptcharakterzüge der Gesellschaft des 18. Jahrhunderts wieder auf — ihre Kritik der bestehenden politischen Zustände.

Mit dieser kräftigen Zensur des politischen Systems der Restaurationsperiode verband Orelli noch eine Charakteristik des bekannten Humanisten Lälius Socinus, welche er durch die folgende, wahrhaft klassische Schilderung der Schicksale neuer Ideen und ihrer Verkündiger in der Welt einleitete:[16]

„Jede höhere, der vorhandenen Gedankenmasse voraneilende oder diese sogar umgestaltende Idee erregt Widerspruch und Spott bei den Gleichgültigen, Erbitterung Rachsucht Verfolgungsgeist bei demjenigen Theil der Menge, dessen Bestrebungen sie unmittelbar entgegentritt. Zwar der Idee selbst kann weder der Pöbel, der sie nicht begreift, noch die Willkür der jeweiligen Machthaber, die sie nicht wollen, jemals das Geringste anhaben. Vor Untergang gesichert lebt sie in der Geschichte fort und die Nachwelt findet und anerkennt sie in dieser; aber, hier gehemmt, keimt sie anderswo frisch auf, wird allen Hindernissen zum Trotze allmälig zum Gemeingute und übt den bedeutendsten Einfluß auf die Denkweise ganzer Jahrhunderte aus. Dieß bleibt uns eines der tröstlichsten Ergebnisse der Weltgeschichte.

„Freilich, der erste Verkündiger und Bethätiger der Idee und

Jene, welche sie begeistert auffaßten, entwickelten, verbreiteten, büßen meistens ihre geistige Erhabenheit und ihren redlichen Willen durch Unbilden jeder Art. Ihre Lebensereignisse, die oft mit gewaltsamem Tode schließen, bilden daher in Gemeinschaft mit der sie begleitenden Idee ein wahrhaft tragisches Schauspiel. Ueber alles Zufällige erhebt uns Zuschauer die Standhaftigkeit, womit der Weise oder Held die ihn niederdrückenden Leiden duldet; die Seelengröße, womit er dem Schicksal nicht trotzt, nur muthig entgegenkämpft und sich erst, wenn dessen Uebermacht die physisch ungleiche Gegenwehr beendigt, mit innerer Freiheit unterwirft, habe Persönlichkeit Dasein, nur die Ehre nicht, ruhig als Opfer hingibt. Anziehend ist auch manchmal die Gewandtheit, womit der schuldlos Verfolgte dem ungestümen Angriffe auszuweichen versteht, ohne sich das Mindeste zu vergeben; rührend die Freundestreue und Menschlichkeit, welche sich des Bedrängten annimmt und ihm sichere Freistätten öffnet. Gegenüber stehen Verrath, treulose Kälte und alles Späherwesen. Empörend und warnend zugleich ist der Anblick der verfolgenden Leidenschaftlichkeit und Willkür, die, sich selbst nicht klar, mit blindem Eifer das Alte Alltägliche Falsche vertheidigt, als wäre ihr höchstes Gut gefährdet. Merkwürdig für den Denker wird in geistig sehr entwickelten Zeiten das Bemühen der Feinde der Wahrheit, dieser bald lockende bald schreckende Scheinbilder von Ideen entgegenzustellen, oft nicht, ohne schwächere Geister eine Zeit lang zu blenden. Sie sehen sich nach solchen Phantasmen um, wie aus innerer Scham darüber, daß sie ohnedieß nur rohe Gewalt besäßen aber kein Recht, kein wahrhaft geistiges Gut, dem Vernichtung droht. Umsonst! Alles, was sie vorschieben, läuft auf Autorität hinaus; der Verstand faßt diese fest in's Auge und durchschaut ihre Nichtigkeit; das Truggewebe zerreißt und die Wahrheit siegt über alle künstliche Sophistik.

„Erschütternd wirkt es auch von anderer Seite, wenn die

erste reine Begeisterung bald in Schwärmerei, bald in todten Starrsinn übergeht, oder wenn das Individuum aus Feigheit und Schwäche der früher vertheidigten Ueberzeugung untreu wird, sich zum Widerrufe bequemt und nicht immer wie Galilei mit stampfendem Fuße. Oefters seht ihr einen solchen Freisinnigen sich in treuloser Versöhnung auf die Seite der ehemaligen Gegner schlagen und, wie vorher für's Wahre, so nun für den Irrwahn kämpfen, mitverblenden und mitverfolgen."

Auch das Jahr 1825 brachte wieder eine sehr entschiedene politische Rede des luzernischen Staatsrathes Eduard Pfyffer, in welcher derselbe nach einem kurzen Rückblicke auf die Helvetik und Mediationszeit über die Mittel zur Erhaltung schweizerischer Freiheit und Unabhängigkeit sprach, hiefür die größtmögliche politische Freiheit des Volkes, gemeinnützige Anstalten und gründlichen Volksunterricht, religiöse Toleranz, Aufhebung der Zollschranken, Einführung der freien Niederlassung, sowie eine gerade männliche Politik nach Außen verlangte. Pfyffer zog dabei gegen die Polizeimaßregelung, die Jesuiten und den engherzigen Kantönligeist scharf zu Felde und schilderte in kräftigen Zügen die pfäffische Reaktion der Zwanzigerjahre.

Eine etwelche Pause hinsichtlich der Manifestation der politischen Gesinnung der helvetischen Gesellschaft trat in dem Jahre 1826 ein (in welchem Jahre der greise Pestalozzi seine pädagogischen Ideen der Gesellschaft entwickelte), sowie 1827, in welcher letztern Versammlung der katholische Geistliche Dekan Bock von Aarau einen Rückblick auf die Geschichte der Gesellschaft im 18. Jahrhundert warf. Einen weit entschiedenern, politisch-oppositionellen Charakter erhielt dagegen die Versammlung von 1828, sowohl durch die Präsidialrede Hottingers, des zürcherischen Historikers, als durch eine eigentliche politische Demonstration.

Hottingers Thema bestand in der Beantwortung der Frage, was zur Erringung schweizerischer Eintracht, Freiheit und Tugend

noch zu thun übrig bleibe, eine Aufgabe, welche der treffliche Mann in einer Orelli's würdigen Weise löste. Mit Wärme betonte er die Eintracht der Konfessionen und Kantone, rief zu unausgesetztem Geisteskampf gegen Ultramontanismus und Pietismus auf, befürwortete kräftig die Aufhebung des traurigen Zustandes der Heimatlosen und führte die Ursachen an, welche das Mißvergnügen der Patrioten über die Politik der Restaurationsperiode hervorriefen. Bei der Besprechung schweizerischer Freiheit beschränkte Hottinger sich jedoch auf die Denkfreiheit, bei welcher Gelegenheit er in eine feurige Vertheidigung der Preßfreiheit ausbrach und nachwies, daß die Freiheit der Presse zugleich die besten Mittel gegen ihren Mißbrauch darbiete. So verschmähten Hottinger und Orelli es nicht, in einer ihrem Charakter angemessenen Weise auch politisch zu wirken. Waren doch Beide trotz ihrer außerordentlichen wissenschaftlichen Thätigkeit keine Murmelmenschen, die außer ihren Studien auf dem Pelz der Faulheit lagen und die Friedenspfeife rauchten, sondern Männer, die zugleich energisch in's Leben eingriffen; sie waren nicht nur ausgezeichnete und geistvolle Gelehrte, sondern auch Charaktere.

Der gleiche Tag des 29. August 1828, an welchem Hottinger sprach, wurde aber noch durch ein weiteres Ereigniß von Bedeutung, durch eine That nämlich, durch welche die Gesellschaft den ersten Schritt aus ihrem engeren Kreise heraus in das praktisch-politische Leben der Gegenwart setzte und damit eine neue Haltung annahm, welche bald durch die Zeitverhältnisse außerordentlich begünstigt wurde, dabei aber der Gesellschaft einen ganz neuen, dem bisherigen total fremden Charakter verlieh. In der ersten Sitzung der Tagsatzung jenes Jahres, die am 7. Juli eröffnet wurde, hatte beim sogenannten eidgenössischen Gruß Landammann Sidler von Zug, als Vertreter der neuern freisinnigen Richtung, den sich mehr und mehr entwickelnden Gemeingeist des schweizerischen Volkes gepriesen, durch den allein Gutes und Zweckmäßiges

im Freistaat zu erzielen sei, den auch die Tagsatzung in allen ihren Verrichtungen beachten und durch Oeffentlichkeit ihrer Verhandlungen wohlthätig auf denselben zurückzuwirken bemüht sein solle. Diesem Worte entgegen, das wie ein elektrischer Schlag durch die ganze Schweiz fuhr und alle freiheitsfreudigen Herzen mit Entzücken erfüllte, bemerkte jedoch bald nachher der aristokratisch gesinnte solothurnische Abgeordnete Schultheiß Glutz-Ruchti, daß er den Werth der gepriesenen Ruhe und des Friedens im Vaterlande bezweifle, wenn man dem durch Schrift und Druckpresse Gift ausstreuenden innerlichen Feinde nicht mit Bundesmacht zu Leib gehe und ihn seine den Landfrieden störenden Blätter voller Angriffe gegen geistliche und weltliche Gewalt und Rechte ferner ungestraft verbreiten lasse.[17]

Trotz dieser von schroff-aristokratischer Seite ausgesprochenen Drohung erschien das denunzirte Blatt fort und zu denjenigen, welche das offene Wort Sidlers mit Jubel begrüßten, gehörte auch die helvetische Gesellschaft, welche den Abwesenden um dieser seiner entschiedenen Haltung willen zum Ehrenmitgliede und Präsidenten für 1829 ernannte. Sidler lehnte dagegen diese Ehrenwahl ab, so daß Zschokke statt seiner zum Präsidenten für das folgende Jahr gewählt wurde. Die helvetische Gesellschaft aber hatte durch die Wahl Sidlers eine entschiedene politische Demonstration gemacht und den konservativen Regierungen gegenüber eine offen-oppositionelle Stellung eingenommen.

Die Versammlung von 1829, getragen von der immer mächtiger gegen die Restaurationspolitik sich erhebenden öffentlichen Meinung, wurde denn auch zu einer der bedeutendsten Zusammenkünfte der Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Vor dem Zusammentritte lud Zschokke seinen in voller Geistesfrische noch immer in Genf lebenden Freund Bonstetten zur Theilnahme mit folgenden begeisterten Worten ein:[18] „Gleich nach Empfang eines Freundesbriefes vom 2. Mai würde ich an Ihrer Stelle meinem Bedienten

rufen und ihm ſagen: „„Ich verreiſe morgen oder übermorgen. Sorge für alle meine kleinen Bequemlichkeiten während der Reiſe, denn ich will noch einmal die Eidgenoſſenſchaft dieſer Tage verſammelt ſehen und in ihrem Kreiſe ſtehen. Am 11. Mai kommt nämlich Nachmittags im ſchönen Schinznach die helvetiſche Geſellſchaft zuſammen, deren Mitglied, deren Dekan ſeit 1766 ich bin und deren dießjähriger Präſident ein gewiſſer Zſchokke iſt, den ich austrommeln werde, wenn er nicht eine Rede hält, die vom Jura bis zum San Salvatore und vom Kamor bis zum Saleve widerhallt. Ich werde da Männer ſehen, die einen eidgenöſſiſchen, wo nicht europäiſchen Namen tragen. Sie werden mich umringen, mich lieben und ich werde dieſes neue Geſchlecht meines Vaterlandes im Namen der Iſelin, Balthaſar, Hirzel ſegnen, der Zeitgenoß ich auch war, der Männer, die dieſen Eidgenoſſenbund in Schinznach gründeten.““

Bonſtetten, deſſen Erſcheinen in Schinznach allerdings der Zuſammenkunft den ſchönſten Schmuck verliehen hätte, blieb um ſeines hohen Alters willen in Genf. Dagegen hielt Zſchokke eine zweiſtündige Rede, die von allen Fortſchrittsfreunden in der Schweiz mit der größten Begeiſterung aufgenommen wurde, ſo daß auch Bonſtetten von Genf aus dem Freunde deßhalb gratulirte. Zſchokke begann mit einem Rückblick auf die alte Schweiz des 18. Jahrhunderts, betonte anerkennend die geiſtige Wiedergeburt der Schweiz durch die Revolution (die nach einem geiſtreichen Worte Bonſtettens das große Ei brach, aus dem neue Menſchen herauskrochen), ſowie die Befeſtigung der neuen Staatsgrundſätze durch die Mediationsakte, um dann auf den Vertrag von 1815 überzugehen, von dem er wie von den Verfaſſungen der Reſtaurationsperiode ausſagte: „Der heutige neu-eidsgenöſſiſche Bundesvertrag wie die neugebildeten Verfaſſungen der Kantone — wir Alle waren Zeugen — gingen in Eile erſchaffen aus dem Drange augenblicklicher Noth hervor, nicht als Ergebniß

lehrreicher Erfahrungen und ruhiger Werthung von den Bedürfnissen des Volks und des Zeitalters oder weiser Berücksichtigung der Zukunft. Der neue Schweizerbund glich daher weniger einer die höchsten und ewigen Interessen schweizerischer Nation umfangenden Verfassung, als vielmehr einem Waffenstillstands- und Friedensvertrag zwischen kantonalen Parteien, Regierungsgliedern, Klöstern und Familieninteressen."

Anknüpfend an diese Auffassung schilderte Zschokke den Gegensatz, in welchem das Schweizervolk am Ende der Restaurationsperiode zu seinen Regierungen stand, in dem folgenden entschieden oppositionell gehaltenen Glaubensbekenntnisse:[19]

„Weitaus der Mehrtheil der Nation hat in Gang und Streben offenbar verschiedene Richtung vom Gang und Streben des Mehrtheils der Kantonalregierungen genommen. Während die letztern vermöge ihrer pflichtmäßigen Stellung und ihrer örtlichen Bedürfnisse, so wie zur Bewährung der Selbstherrlichkeit inner ihren Marchsteinen, sich wie gleichnamige Pole abstoßen und trennen: dringt dagegen im Volk die Sehnsucht nach Einigung aller Kräfte stärker vor. Während die Staatsführer freiern Spielraum ihrer Gewalt wünschen, verabscheut das Volk Willkür und fordert feste Schranken gesetzlicher Ordnung. Jene äußern unverholen ihre Scheu vor Preßfreiheit und vor allgemeiner Belehrung von Vaterlandsdingen; das Volk aber verlangt Oeffentlichkeit und Aufklärung. Jene wünschen Gehorsam in schweigendem Vertrauen; das Volk will gehorchen, aber mit unverbundenen Augen. Es hat sich, wie gesagt, aus dem Pergament der geächteten Mediationsakte einen Maßstab für die heutige Ordnung der Dinge geschnitten.

„Umsonst ist seit fünfzehn Jahren nun jeder Versuch gewagt worden, in jene gute, alte Zeit zurückzusteuern, deren Ergebniß der traurige Untergang der alten Eidsgenossenschaft gewesen. Der gesunde Menschenverstand hat schon zu sehr Oberhand gewonnen;

des Lichtes der Erfahrungen und der Kenntnisse ist dem Geiste des Volks schon zuviel geworden. Und der Geist ist es am Ende, der die Massen bewegt. Die Untrennbarkeit der Eidsgenossenschaft steht unausrottbar in der Nation, wenn sie auch in den Tagsatzungen verschwinden könnte."

Indem Zschokke auch den Vertrag von 1815 einer einschneidenden Kritik unterwarf, schilderte er zugleich die schlimmen Folgen der politischen Zersplitterung der Schweiz in vierundzwanzig souveränetätssüchtige Einzelstäätchen in folgenden Meisterzügen: „Das politische Auseinanderfallen, Sichvereinzeln und Insichzusammenschrumpfen unserer kleinen Gemeinwesen greift feindselig in das edlere Leben der Nation ein und droht allmälig die Fortschritte des Nationalgeistes zu schwächen, der allein noch ein ruhmvolles und unabhängiges Dasein der Schweiz sichern wird. Erlischt im Körper der Eidgenossenschaft das Wesen, die Seele des Eidsgenossenthums, so geht der Gemeingeist verkrüppelt in die Anmaßungen des Kantonsgeistes, in die Thorheiten des Stadt- und Dorfstolzes, in die Selbstsucht des Famlienhochmuths zurück. Dann zerbröckelt das hehre Vaterland in einen Haufen kleiner wunderlicher Vaterländer und dem Schweizer wird schon unheimlich in der Schweiz wie in einer Fremde, sobald er den Grenzpfahl seines Kantons hinter sich sieht. Dann aber setzt sich, nur im Verhältniß verjüngten Maßstabes, auch wieder im einzelnen Kanton der heimliche Kampf der Privatvortheile gegen den gemeinen Nutzen, der Willkür gegen die Freiheit fort. Dann sucht man sich lieber Anhänger als selbständige Vaterlandsfreunde. Demüthige Klienten in Gemeindsversammlungen, großen Räthen und Landsgemeinden haben dann nur noch Augen, um zu unterscheiden, ob der Herr und Patron spricht, aber nicht Ohren um zu unterscheiden, was gesprochen wird. Dann wird allmälig die res publica des kleinen Staats zur res privata der Verwalter desselben und aus dem faulen Sumpf einer gehemmten öffentlichen

Meinung steigt das Ungeheuer des Nepotismus, welches spielend mit Eidesformeln, die Würdigsten zum Regieren in Bettern und Söhnen der Regierenden findet; jenes Monstrum stolzen Eigenwillens, welches das Schwert der Gerechtigkeit zur Axt der Staatspolizei umschmiedet, sobald man die Schranken gesetzlicher Ordnung und Verfassung zu durchbrechen Lust fühlt. Dann streckt sich die heilige Scheu der Staatsdiener vor dem Rechtsgefühl ihrer Mitbürger zum landesherrlichen Trotze auf und der edle Trotz eines unabhängigen Staates gegen Zumuthungen des Auslandes krümmt sich zur schmeichlerischen Feigheit zusammen. Dann, nach der Flucht republikanischen Zartgefühls, trägt auf offener Gasse die Eitelkeit sich selber zur Schau in Titeln und Orden, mit welchen nicht Verdienst ums Vaterland, sondern Verdienst um den fremden Hof belohnt oder gefordert werden soll. Allerdings muß dann jeder vereinzelte Kanton und jeder einzelne Machthaber desselben ohne Trost und Vertrauen auf die Bundesgenossen beim Gedanken an das Ausland unter dem Gefühl eigener Ohnmacht erliegen. Ein Volk von einigen Millionen Eidsgenossen kennt die Furcht nicht."

Zschokke stellte nun der helvetischen Gesellschaft als Hauptaufgabe, auf eine festere nationale Einigung der Schweiz hinzuwirken und schlug zugleich vor, daß jedes Jahr neben der offiziellen Präsidialrede ein Bericht über die wichtigsten Vorgänge des vorhergehenden Jahres erstattet werden sollte, ein Antrag, der 1821 schon gestellt worden war, aber erst jetzt angenommen wurde.

Mit diesem Beschlusse ging die helvetische Gesellschaft ihrer Umwandlung aus einem patriotischen Freundeskreise in einen politischen Verein mit praktischer Tendenz mit raschem Schritte entgegen. Zum Präsidenten für 1830 wurde wieder der diesmal anwesende Sidler gewählt, zum ersten Berichterstatter Professor Hottinger.

Die am meisten charakteristische Erscheinung unter den Zusammenkünften der Gesellschaft in der Restaurationsperiode war entschieden jene, welche am 5. Mai 1830 in Olten stattfand, geraume Zeit vor dem Ausbruche der Julirevolution. Die Versammlung wurde eröffnet durch eine Präsidialrede Sidler's, der jedoch den Erwartungen, welche die Gesellschaft von dem freisinnigen und muthigen Redner an der Tagsatzung hegen mochte, wohl nur in geringem Maße entsprach. Sidler fand sich nämlich veranlaßt, gleich von vornherein der gehobenen Stimmung der Gesellschaft einen Dämpfer aufzusetzen, indem er die von ihr hochgefeierte Mediationszeit einer sehr herben Censur unterwarf, dagegen die schwachen Fortschritte der Schweiz in der Restaurationsperiode lebhaft hervorhob und, entgegen Zschokke's und der meisten Mitglieder sehnsüchtigem Wunsche nach kräftiger nationaler Einigung dnrch eine Bundesverfassung, das weitschichtige Mittel der Konkordate einzelner Kantone unter sich empfahl. Mit dem Ausrufe: „meiner Brust entfährt jetzt ein tiefer Seufzer!" ging Sidler dann rasch auf die auch von anderer Seite, besonders von Hottinger angeregte Frage der Einbürgerung der Heimatlosen über und konnte sich schließlich nur dazu verstehen, die von allen Fortschrittsfreunden verurtheilten Willkürlichkeiten und ängstlichen Maßregelungen der Restaurationspolitik diplomatisch als vereinzelte „bedauerliche Vorgänge" zu bezeichnen, so daß Sidler, während er in der Tagsatzung als Volksmann auftrat, hier als vermittelnder und beschwichtigender Diplomat der Restaurationszeit sich bewegte.

Von unvergleichbar höherem Werthe war dagegen Hottinger's Rückblick auf die Vorgänge von 1829. Die noch in einzelnen Kantonen vorhandenen Censurreste erhielten hier ihre eigene strenge Censur, das Erwachen nationalen Selbstvertrauens und der Fortschritt des öffentlichen Lebens wurde freudig begrüßt, die charakteristischen Züge der schon vollzogenen oder angeregten

Revisionen mehrerer Kantonalverfassungen *) hervorgehoben und besonders die stattgefundenen vielfachen Verbesserungen im Erziehungswesen mancher Kantone mit größter Aufmerksamkeit berichtet. Mit besonderer Freude sprach Hottinger auch noch von den Fortschritten, welche die religiöse Toleranz zusehends in der Schweiz machte, ohne deßhalb zu verläugnen, daß „den heiteren Bildern nur zu manches Düstere noch drohend gegenüberstehe." [20]

Einen ganz besonders prägnanten Ausdruck gewann jedoch diese Zusammenkunft durch einen Vortrag des Dr. und Oberrichters Schinz von Zürich: „über die gegenwärtige Lage des Vaterlandes". Schinz begann sofort in resoluter Weise mit der Aufzählung des ganzen Sündenregisters der Restaurationsperiode, bezeichnete, Sidler entgegen, die Mediationsverfassung als eine solche, „die unserem Charakter nnd unseren Bedürfnissen am besten entsprochen hätte, wenn sie noch von einigen Mängeln, die ihr anklebten, gereinigt worden wäre", wobei er mit Wärme die Wohlthaten hervorhob, welche die Schweiz der Mediation verdankte und ein strenges Urtheil über die gewaltsamen Restauratoren und Waldshuterverräther fällte. Schinz sprach es offen aus, daß der freisinnige, d. h. der zahlreichste Theil des Schweizervolkes kein Vertrauen mehr zu seinen Regierungen habe, nannte den Bundesvertrag von 1815 einen politischen Bastard, schilderte in kräftigen Zügen die politische Lage der Schweiz, die er als eine „durchaus verkehrte, als einen Auswuchs eines eigennützigen Kantonalgeistes und einen Mißbrauch des so übel verstandenen Souveränetätsrechtes der Kantone" bezeichnete, welche keine andere Folge haben könne, als das Zusammenstürzen des Ganzen, wenn Gefahr von Außen drohe. Schinz sprach dabei von der absoluten Nothwendigkeit einer allgemeinen Umänderung,

*) Luzern, Appenzell, Inner-Rhoden und Außer-Rhoden, Schwyz, Waadt und Tessin.

die er als eine nahe bevorſtehende Thatſache kurzweg vorausſetzte, ohne doch von dem Eintreten der Julirevolution und ihren tiefeingreifenden Folgen die geringſte Ahnung haben zu können und ſtellte die beſtimmte Forderung: „alle Regierungen der Schweiz müſſen es erkennen, daß ſie blos aus dem Volke, durch das Volk und für das Volk da ſind". Schinz forderte deßhalb die Verſammlung auf, bei Zeiten zu trachten, ein neues, ſicheres Gebäude aufzuführen, weil der Bund von 1815 eben ſo fundamentlos, eben ſo morſch ſei, wie derjenige von 1798 und meinte: „Wenn einzelne Kantone ihre Konſtitutionen ändern können, könnte das nicht auch mit Ruhe, mit Ueberlegung mit der ganzen Staatsverfaſſung geſchehen?" Indem Schinz in ſolchem Sinne am Schluſſe ſeiner Rede einen kräftigen Aufruf erhob zur Arbeit am politiſchen Neubau der Kantonalverfaſſungen auf demokratiſcher Grundlage, die er ganz beſonders ſtark betonte und als Abſchluß die Schöpfung eines neuen, kräftigen Bundesſtaates verlangte, wobei ihm die Mediationsverfaſſung als ein nachahmungswürdiges Beiſpiel vorſchwebte, ſprach er das Loſungswort der Geſellſchaft für ihre Thätigkeit in der nun eintretenden Periode ihres Beſtehens aus. Darin lag auch die weitere Konſequenz, daß die Stätte ihrer Wirkſamkeit fortan nicht mehr der trauliche Saal von Schinznach und der abgeſchloſſene Freundeskreis ſein werde, ſondern das Forum mit ſeinen Volksmaſſen und leidenſchaftlich bewegten Parteikämpfen.

3. Die helvetische Gesellschaft und die Bundesreform. (1831—1848.)

Es wurde schon im vorhergehenden Abschnitte berührt, daß die gegen das Ende der zwanziger Jahre eintretende, gegen die Restaurationspolitik gerichtete oppositionelle und Reform-Bewegung mehrere Erfolge errang, ehe noch die Julirevolution den Anstoß zum allgemeinen Umschwunge gegeben hatte. So verwarf der große Rath von Aarau schon im Februar 1828 den von der ultramontanen Partei dieses Kantons gewünschten Anschluß an das Konkordat, welches das Bisthum Basel mit Rom abgeschlossen hatte,*) ein Ereigniß, welches Zschokke mit Entzücken seinem Freunde Bonstetten berichtete. Diesem augenblicklichen Aufschwung folgte jedoch rasche Ermattung, da schon im Winter des gleichen Jahres Unterhandlungen mit dem Nuntius um Aufnahme in das Konkordat angeknüpft wurden. Im Mai 1829 beschloß der große Rath von Luzern die Trennung der Gewalten und Aufstellung eines unabhängigen obersten Gerichtshofes. Gleichzeitig nahmen auch die auf Verfassungsrevision hinzielenden Regungen im Volke immer mehr überhand, besonders in den Kantonen Zürich, Appenzell Außer-Rhoden, St. Gallen und Tessin. Mitten in diese aufgeregte Stimmung platzte nun in den ersten Augusttagen die Kunde der Julirevolution in Paris, auf reformlustiger Seite unendlichen Jubel, auf entgegengesetzter

*) Das zugleich von den sämmtlichen übrigen Kantonen, welche in den Sprengel dieses Bisthums gehörten, angenommen worden war.

lähmende Entmuthigung erzeugend. Noch im Anfang Juli hatte der 85jährige Bonstetten seinem Freunde Zschokke gegenüber das prophetische Wort ausgesprochen: „Europa ist überall im fünften Akt!" Und wie Paul Usteri durch die Julirevolution die kühnste Weissagung erfüllt sah, zu der ihn manchmal sein Glaube an die unaufhaltsamen Fortschritte des politischen Lebens begeistert hatte,[22] so jubelte Bonstetten nun auch dem Aargauer-Freunde zu: „Zschokke, Zschokke! Sind wir nicht Alle ein Klafter höher gewachsen, als wir vor vierzehn Tagen waren? Ist nicht der letzte Julius der Anfang einer neuen großen Epoche der Menschheit?"[23]

Entsprechend dieser gehobenen Stimmung greiser Patrioten war denn auch die steigende Volksbewegung, welche rasch immer größere Umrisse annahm, um endlich in einer allgemeinen Revision der Verfassungen der aristokratischen Kantone in repräsentativ-demokratischem Sinne sich zu setzen. Die meisten dieser Aenderungen geschahen auf den Anstoß vorhergehender großer Volksversammlungen, die vom November 1830 an bis zu Ende dieses Jahres besonders in den Kantonen Aargau Thurgau Luzern Zürich und St. Gallen rasch aufeinander folgten. Eine weitere Perspektive eröffnete dann noch der von der Regierung von Thurgau am 25. Mai 1831 beim Vorort gestellte Antrag einer Revision des Bundesvertrages von 1815.

In den aufgeregten Tagen des Monats Mai 1831 kam denn auch die helvetische Gesellschaft wieder in Schinznach zusammen, um schon bei dieser Versammlung jene Umwandlung aus einem engeren Freundeskreise in einen politischen Verein mit Massenbetheiligung kund zu geben, welche besonders durch die im weitesten Sinne stattfindende Benützung des Instituts der „Gäste" vermittelt wurde. In Schinznach traf wohl die große Anzahl von vierundsechzig Mitgliedern ein, zu denen sich die noch weit stärkere Masse von 182 Gästen gesellte, eine Theil-

nahme, die sich in den nächsten Jahren noch höher steigerte, indem 1834 in Zofingen 400, 1835 in Schinznach über 400 Männer zur Versammlung sich einfanden. Einige Abnahmen wiesen die Zusammenkünfte von 1836 und 1837 auf, wogegen die Versammlungen von 1838 und 1842 in ihrer massenhaften Betheiligung wieder den Zusammenkünften der ersten dreißiger Jahre sich näherten.

Durch diese Massentheilnahme prägte sich denn auch der total neue Charakter, den die Gesellschaft in dieser Periode ihres Bestehens entsprechend der allgemeinen politischen Bewegung der Zeit annahm, so sehr in neuer Gestalt aus, daß die früheren einfachen Zusammenkünfte in engeren geschlossenen Räumen zu eigentlichen Volksversammlungen sich ausdehnten, die auf freien Plätzen oder in großen öffentlichen Lokalen abgehalten werden mußten. So wurde 1834 auf einem in der Nähe von Zofingen gelegenen Hügel eine gedeckte Rednerbühne errichtet, von welcher herab die Präsidialrede und übrigen Vorträge an die Mitglieder, Gäste und das übrige versammelte Volk direkt gerichtet wurden. Die Versammlung von 1836 fand in Rapperswil ebenfalls auf offenem Platze vor der Burg unter freiem Himmel statt, diejenigen von 1838 und 1847 in der reformirten Kirche in Baden.

Eine weitere große Förderung erhielt dieser Umwandlungsprozeß der helvetischen Gesellschaft noch außerdem durch die von den früheren Bestimmungen total abweichende, außerordentliche Erleichterung der Aufnahme in die Gesellschaft. Früher mußte Jeder, der als Mitglied aufgenommen zu werden wünschte, zuerst zwei Zusammenkünfte als Gast besuchen und auch dann von einem Mitgliede vorgeschlagen werden. Seit 1842 genügte jedoch zur Aufnahme einmaliges Erscheinen und 1847 wurde der Beschluß gefaßt, daß jeder Schweizer, der vom Ausschuß zur Aufnahme vorgeschlagen würde oder sich überhaupt nur bei der Ge-

sellschaft unmittelbar meldete, sofort als Mitglied aufgenommen werden könne. Durch dieses Aufgehen in größere Versammlungen ging die Gesellschaft schon damals aus ihrer früheren mehr geschlossenen Form in diejenige einer losen, der Strömung des Tages folgenden Volksversammlung über. Unter diesen Umständen kann der sehr bezeichnende Charakterzug dieser Beherrschung der helvetischen Gesellschaft durch die allgemeine politische Bewegung der Zeit nicht überraschen, daß am Vorabend der 1835 in Schinznach stattgefundenen Zusammenkunft das ebenfalls in Schinznach versammelte Komité des schweizerischen Nationalvereins, dessen Mitglieder zumeist ebenfalls der helvetischen Gesellschaft angehörten, den merkwürdigen Beschluß faßte, „daß die helvetische Gesellschaft für sich wie bisher unabhängig fortbestehen solle", ohne geradewegs mit dem Nationalverein in einen Tiegel geworfen zu werden, was, wie es scheint, in den Wünschen eines Theiles der Mitglieder des Nationalvereines lag.

So weisen die äußeren Merkmale der helvetischen Gesellschaft die gleiche Umgestaltung derselben nach, welche die politischen Zustände der Schweiz überhaupt in dieser Zeit erfahren hatten. Ebenso bezeichnend für den veränderten Charakter der Zeit und der Gesellschaft sind aber auch die innern Vorgänge der Gesellschaft in dieser Periode ihres Bestehens, wie sie in den Verhandlungen sich kundgeben.

Bedeutungsvoll auch in dieser Hinsicht ist schon die erste Präsidialrede dieser Periode, welche Dr. Kasimir Pfyffer 1831 in Schinznach hielt. Pfyffer eröffnete seine Rede mit einem Jubelrufe auf die Julirevolution und den durch sie herbeigeführten Fall der restaurirten Aristokratie und feierte in feurigen Worten den Sieg der Repräsentativ-Demokratie, wobei er diese neue politische Ordnung als „das große Meisterwerk der politischen Vernunft der neuen Welt" pries. Von diesen allgemeinen Be-

trachtungen ging Pfyffer auf die Zustände der Gegenwart über und bezeichnete die Folgen, welche der Umschwung von 1830 in den politischen Zuständen theils herbeigeführt hatte, theils ferner nach sich ziehen mußte. In letzterer Hinsicht betonte er vorzugsweise die Nothwendigkeit einer größeren Uebereinstimmung der Kantone in ihren Verfassungen und vor Allem die Herbeiführung einer kräftigeren Centralgewalt durch Schöpfung einer den Bestrebungen nach nationaler Einigung angemessenen Bundesverfassung, bei welchem Anlasse Pfyffer jedoch den Gedanken, eine Centralisation im Sinne der helvetischen Verfassung von 1798 im Auge zu haben, mit Entschiedenheit abwies, indem er ausdrücklich „das selbständige Dasein der einzelnen Freistaaten als wesentlich durch die historische Grundlage unseres Nationallebens gefordert" anerkannte. Von Interesse ist in dieser Hinsicht, daß auch Bluntschli, damals junger Doctor juris, zu jener Zeit eine Schrift herausgab,[24] in welcher er ebenfalls lebhaft die Nothwendigkeit einer kräftigeren Centralisation befürwortete und hierüber unter Anderem sagte: „Es müssen nun rasche Fortschritte zu einer kräftigeren Centralität schnell vor sich gehen; die Einsicht und Macht des Gesammtstaates muß bald vermehrt werden oder, wenn nicht Alles trügt, die Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft ist dahin; sie zerfällt um ihrer eigenen Auflösung und Zerrüttung willen".

Von der Frage der Bundesreform ging Pfyffer sodann auf diejenige der auswärtigen Politik der regenerirten Schweiz über, wobei er besonders seine freudige Hoffnung über die kräftigere Stellung aussprach, welche die Schweiz künftig dem Auslande gegenüber einnehmen würde und zugleich die unwürdige Haltung der Tagsatzung und mancher Kantonsregierung der Restaurationsperiode den Forderungen der fremden Diplomatie gegenüber mit einer herben Kritik bedachte. Leider sollten Pfyffer's

Hoffnungen in dieser Hinsicht binnen Kurzem als allzu sanguinisch sich erwahren.

Von den politischen Aussichten ging Pfyffer sodann auf die Konsequenzen über, welche er von dem neuen freien Staatsleben für die Kulturentwicklung der Schweiz erwartete, nicht ohne hierbei die mangelhafte wissenschaftliche Bildung der aristokratischen Jugend der Restaurationszeit in folgenden scharfen Zügen zu charakterisiren, die sich so Manchem, was in dieser Hinsicht schon im 18. Jahrhundert Anlaß zu bitteren Klagen gab, als passendes Gegenstück anreihen. Die Stelle lautet: „In unseren Aristokratien machte, mit Ausnahme weniger Kantone, wo auch die Wissenschaften allmälig Einfluß gewannen, die vornehme Jugend in der Regel in dem Fremdendienst ihre vorbereitenden Studien für die Staatsämter. Nach ihrer Rückkehr von dieser Hochschule bestand ihre ganze Regierungskunst in der Anwendung der hergebrachten Maximen der privilegirten Kaste. Der Schlendrian saß im Rathe, der Schlendrian saß in den Gerichten; der Triumph dieser Studienlaufbahn war eine armselige, engherzige Diplomatie — eine hohle Nuß am dürren Baume einer geistlosen Routine. Diese Blüthenzeit spießbürgerlicher Beschränktheit und vornehmthuender Unwissenheit ist vorüber."

Für die aristokratische Staatsform, meint Pfyffer, ging das noch so an; der veredelte Organismus eines wahren Repräsentativstaates verlange dagegen gebieterisch allgemeine Bildung als den beseelenden Geist, der ihn durchdringen müsse. Kräftig betonte er deßhalb die Nothwendigkeit einer gründlichen Hebung der Volksschule, wie einer sorgfältigen Pflege höherer wissenschaftlicher Anstalten, in welcher Hinsicht er besonders das Beispiel Zürichs als ein nachahmungswürdiges der Versammlung vorhielt. Den Abschluß und Gipfelpunkt dieser Forderungen und Wünsche bildete dann derjenige „einer schweizerischen Gesammthochschule", von welcher Pfyffer erwartete, „daß sie für unser gei-

stiges Leben werden würde, was die Bundesverfassung für unser politisches Leben ist — eine Pflanzschule für eine höhere Nationalkultur, aus welcher die bildenden Grundsätze für eine immer schönere Gestaltung unseres politischen Nationallebens hervorgehen werden". Diese seine große Rede, welche sich zu einem umfassenden Programm der modernen Repräsentativ-Demokratie und ihrer Aufgaben erweitert hatte, schloß Pfyffer mit dem begeisterten Ausrufe, ihm scheine „der schöne Traum, den einst einer unserer edelsten Mitbürger in einer Seherstunde träumte, nicht mehr so fern von der Zeit seiner Erfüllung".

Im folgenden Jahre (1832) fand die Versammlung in Richterschwil, einem jener schmucken Uferorte des anmuthigen Zürchersees statt. Schon am Vorabend des 23. Mai waren sowohl Mitglieder als Gäste massenhaft eingetroffen und schon von Weitem strahlte den vom See her Ankommenden die leuchtende Inschrift: „Heil Dir Helvetia!" aus dämmerndem Abendlichte als bedeutungsvolles Symbol entgegen. Wie anderwärts, so wurde auch hier die Gesellschaft im Namen der Gemeinde Richterswil herzlich begrüßt und gastfreundlich bewirthet.

Am Festtage wurde dann die Versammlung, an welcher 267 Männer Theil nahmen, von ihrem Präsidenten, Bürgermeister Hirzel von Zürich, mit einer Rede eröffnet, die wieder ganz politischen Inhaltes war und in welcher Hirzel die Verbesserung der Bundesverfassung als das Hauptbestreben der freisinnigen Schweizer und der helvetischen Gesellschaft bezeichnete. Nach einem ebenso raschen als tiefen Blicke in die neuen Verfassungen jener Tage, deren Revisionsfähigkeit als eine besonders werthvolle Eigenschaft hervorgehoben wurde, berührte Hirzel die bisherigen Leistungen der neuen Räthe, wand darauf dem Schweizervolke wegen seiner maßvollen Haltung während der stürmischen Bewegung einen wohlverdienten Ehrenkranz und

ſchloß ſeine gehaltvolle Anſprache mit einer gründlichen Darlegung der Nothwendigkeit einer Bundesreform, deren Organismus Hirzel in folgenden Grundzügen ſkizzirte:

„Noch fehlt uns eine Bundesverfaſſung, geeignet, die gemeinſame Wohlfahrt des geſammten ſchweizeriſchen Vaterlandes zu fördern, ſeine Unabhängigkeit von Außen, die Freiheit ſeiner Bürger im Innern kräftig zu ſchützen und zu ſchirmen. Uns fehlt ein Rath, in welchem das Intereſſe ſchweizeriſcher Nation und nicht das oft abweichende Intereſſe einzelner Stände ſich vorherrſchend repräſentirt ſähe; uns fehlt im Rathe der Eidgenoſſenſchaft die freie Stimme, damit nicht das Wort der Wahrheit ungehört verhalle, weil auf Nein inſtruirt worden, ehe es geſprochen war. Uns fehlt ein Bundesrichter, der da unparteiiſchen Spruch fälle, wenn Volk und Obrigkeit im Streit, wenn der Richter eines Kantons betheiliget, wenn Zwiſtigkeiten zwiſchen dem einen und anderen Bundesglied obwalten, wenn ſich eines gegen den Bund verfehlt. Uns mangelt eine unabhängige Bundesverwaltung, hervorgegangen aus der Wahl, dem Zutrauen nicht eines Kantons, ſondern der ganzen Eidgenoſſenſchaft. Noch iſt dem Schweizer ein Theil ſeines kleinen Vaterlandes zu freier Niederlaſſung und unverkümmerter Gewerbsbetreibung verſchloſſen; noch iſt unbeläſtigter freier Verkehr für die Erzeugniſſe unſerer Hände, unſeres Bodens von einem Kanton zum andern nicht geſichert; während einer Tageslänge durchwandert der Fremde fünf und mehr Kantone und findet da zu ſeinem Spott eben ſo vielerlei Maß, Gewicht und Münze; unſer Handel und Wandel unterliegt nicht blos bei unſeren Nachbarn, ſondern in unſeren eigenen Landesgränzen vielfältigen Plackereien und Hemmungen....“

„Seien wir deßhalb Nimmerſatte, ſeien wir Unzufriedene, die, wenn ſie Höheres, Vollkommeneres zu erſtreben vermögen, mit dem Geringeren, Unvollkommeneren ſich nicht ſättigen laſſen.

Nach einem Lebensbaume verlangen wir, dessen Wurzel von dem Rhein und der Rhone bespült, dessen Wipfel noch im Abendstrahl der Hochgebirge glänzt, wenn in den Thälern längst die Dämmerung eingetreten, der da fest steht in Sturm und Ungewitter, erlabend, erquickend das ganze weite Vaterland mit seinen reifen Früchten. Der Herr verleihe zur Pflanzung und Pflege dieses Lebensbaums seinen Segen!"

Auf Hirzel's Rede folgte der Bericht des greisen Zschokke über die Vorgänge des Jahres 1831. Nach einem eben so raschen als scharfen Rückblicke auf die schweizerischen Zustände am Schlusse der aristokratischen Periode und während der Zeit der helvetischen Republik, überschaute Zschokke die Mediationsperiode, deren segensvolle Wirkungen er in warm anerkennender Weise hervorhob, um dann auf die Restaurationsperiode überzugehen, deren Zustände er in folgenden treffenden Charakterzügen schilderte:

„Der demokratische Firniß der Verfassungen verwitterte sehr schnell. Nicht, daß es den Männern, welchen in den Kantonen die höchste Gewalt anvertraut war, an Einsicht, Wohlwollen und Vaterlandsliebe gefehlt hätte. Aber ihr Geist ward vom Geist der oktroyirten Verfassungen überwältigt.

„Am ersten trat wieder steifes Gepränge mit leutselig sich herablassendem Hochmuth hervor, bald auch behagliches Gefallen an fremdländischen Ehrenbezeugungen, an fürstlichen Gnaden, was hohe Verbindungen ahnen lassen sollte; dann folgte geschmeidige Unterthänigkeit gegen die Winke ausländischer Diplomaten. Man verbannte die Unglücklichen, welche wegen Meinungen verfolgt, auf freier Schweizererde ein Asyl gesucht hatten. Man stellte für Könige wieder offenen Markt her, zur Bewachung ihrer Majestät Söldner einzuhandeln, deren käufliche Treue zuverlässiger als Volksliebe hieß. Man fesselte die freie Presse. Man ließ dem Aberglauben im Liebesmantel der Religion wieder

freien Fuß; die Fellenberge und Pestalozzi's wurden seitwärts gestellt, die Girards und Troxler verketzert; aber den Jesuiten in ihren Palästen auf den Hügeln von Wallis und Freiburg heitere Aussichten in fernere Schweizerlandschaften eröffnet. Den hergestellten Aristokratien älterer Kantone eiferten die Regierungen der jüngeren nach, so gut sie es vermochten. Fast unbeschränkte Macht verlockte sie zu landesherrlicher Sprache, Verantwortungslosigkeit oft zur Willkür; Lebenslänglichkeit im Amt zur Neigung, den Staat als Domäne für ihre Familien zu betrachten.

„Man klagte unverholen im Volke über mancherlei Parteilichkeit, über mancherlei nachtheilige Beschränkung, über falsche Sparsamkeit und noch falschere Verschwendung, über Druck der Milizeinrichtungen, der Auflagenvertheilung, über Nepotismus, Gönnerschaftswesen ꝛc. Aber die ehrerbietigen Unterbeamten berichteten der hohen Obrigkeit nur von der glückseligen Ruhe und Zufriedenheit der lieben Angehörigen und nebenbei von einzelnen unruhigen Köpfen, die man nicht beachten müsse.

„Ein noch traurigeres Schauspiel gaben alljährlich die Tagsatzungen. Dort vernahm man zwar von rührender, freundeidgenössischer Eintracht bei diplomatischen Gastmahlen, aber auch von ewigem Hader und Zwiespalt in amtlichen Sitzungen; von unvereinbaren Instruktionen, von starrsinnigen Rechtsverwahrungen, von Sperren, Konkordaten, Retorsionen und großen Gaunerhändeln; von Unterdrückung der Publizität und grausamer Verlassenheit der Heimatlosen oder von Unentwirrbarkeit des verworrenen eidgenössischen Zollwesens. Man war zuletzt sogar in der obersten Bundesbehörde ungewiß, ob diese an der Spitze eines Bundesstaates oder eines Staatenbundes stehe. Man nannte es endlich nur ein Wortspiel; aber es war ein Sachspiel.

„Also kehrte der Geist des längst abgeschiedenen 18. Jahrhunderts gespensterhaft noch einmal in die Rathsstuben der wieder-

gebornen Aristokratien zurück, während noch draußen die helle Sonne des 19. Jahrhunderts leuchtete."

Zschokke berührte hierauf die politischen Regungen von 1828 und 1829, bezeichnete die Wirkungen, welche die Julirevolution in der Schweiz ausübte und skizzirte den Gang der politischen Bewegung in der Schweiz, wobei er ebenfalls die würdige Haltung des Volkes während dieser bewegten Zeit mit warmer Anerkennung bedachte und zugleich die extrem-fanatischen Richtungen auf beiden Seiten wie die Ausschreitungen einer zügellosen Presse ernst rügte.

Vom politischen Felde ging dann Zschokke auf dasjenige des Kulturlebens über und folgte mit besonderer Liebe und Freude den Fortschritten im Schulwesen, welche sowohl katholische wie reformirte Kantone seit 1830 gemacht hatten, um am Schlusse seines Berichtes eine Reihe edler Handlungen und schöner Charakterzüge zu melden, welche in den letzten Jahren bekannt geworden waren, wobei Zschokke jenen vielfachen Kundgebungen, welche den Fortschritt religiöser Toleranz bezeichneten, eine hervorragende Stelle einräumte.

Auf Zschokke's inhaltreiche Berichterstattung folgte ein von verworrenen Phrasen überschäumender Herzenserguß eines katholischen Geistlichen, der Napoleon den „größten Europäer" nannte und über die ultramontanen Bestrebungen losdonnerte. Den Schluß der Verhandlungen jenes Tages bildete dann eine kurze Ansprache von Kasimir Pfyffer über das Thema „was am Meisten noththut", in welchem Vortrage der Redner den Bundesvertrag von 1815 wieder einer scharfen Kritik unterwarf und an die Gesellschaft die direkte Aufforderung richtete, zur Erlangung einer neuen Bundesverfassung handelnd aufzutreten und unausgesetzt für die Erreichung dieses hohen Zieles zu wirken. Der Rest des Tages verfloß beim Gesange vaterländischer Lieder, von denen mehrere speziell auf diese Zusammenkunft gedichtet

worden waren, unter dem Anhören einer Reihe von Toasten, welche die gehobene Stimmung beim Festmahle noch mehr steigerten und in belebtester Unterhaltung.

Das Jahr 1833 sah die Helvetier im Mai wieder in Schinznach versammelt. Da die Zahl der Theilnehmer auf 262 anstieg, mußte die Versammlung, an welcher auch polnische und deutsche Flüchtlinge Theil nahmen, auf dem freien Platze vor dem Kurhause abgehalten werden. Die Präsidialrede hielt der durch seine eifrige politische Thätigkeit bekannt gewordene Pfarrer Bornhauser, während Professor Troxler anstatt des Jahresberichtes die schon in Bornhausers Rede angeregte Unterstützung der flüchtigen Polen behandelte, was zur Folge hatte, daß die Gesellschaft zu Gunsten der Polen eine Petition an die obersten Kantonalbehörden erließ und sich dafür verwendete, daß in Bern ein Zentral-Unterstützungskomite gebildet wurde.

Nicht nur durch die Massenhaftigkeit der Theilnahme und den politisch-aktiven Charakter ihrer Beschlüsse, sondern auch nach Inhalt und Form der gehaltenen Reden zeigten diese, wie die meisten nachfolgenden Versammlungen der Dreißiger- und Vierzigerjahre einen großen Unterschied gegen die früheren Leistungen der Gesellschaft, so recht deutlich die Gefahren bloßlegend, denen die meisten Vereine und Menschen, welche eine Massenbewegung bezwecken, mit der Zeit unterliegen. Während sonst die geistige Elite der Schweiz in der helvetischen Gesellschaft ihren Vereinigungspunkt gefunden hatte und die höchsten Interessen der Nation in einer des großen Inhaltes würdigen Weise besprochen worden waren, kam jetzt zumeist die Reihe an die banale Phrase, an das die Massen aufregende und beherrschende Schlagwort, eine Erscheinung, welche durch die Erbitterung noch mehr begünstigt wurde, die der heftige Parteikampf erzeugte, der in Folge der eintretenden Reaktionsbewegung gegen die frische Strömung der Dreißigerjahre in den meisten Kantonen fieberhaft tobte. Nur

wenige vereinzelte Erscheinungen erinnern noch an die frühere Zeit der Gesellschaft, wie der Bericht Ludwig Snells über die Ereignisse des Jahres 1835, in welchem dieser geistreiche und kenntnißvolle Mann die Entwicklung der neuen staatsrechtlichen Grundsätze und Institutionen mit scharfem Blick verfolgte und als Abschluß des Ganzen eine Bundesreform verlangte. So 1837 Seminardirektor Augustin Keller, der seinen Bericht über die Ereignisse des Jahres 1836 in edler würdiger Sprache und in einer eben so geistvollen als bilderreichen Darstellungsweise abstattete, ohne in die zahlreichen Absurditäten anderer Redner zu verfallen. So auch 1842 Regierungsrath Fetscherin von Bern, der in seiner Präsidialrede eine aus amtlichen Quellen geschöpfte, wenn auch vorwiegend polemisch gehaltene Schilderung der Staatsverwaltung des bernischen Patriziats im 18. Jahrhundert brachte. Die meisten übrigen Reden an den Versammlungen bis 1847 enthalten neben vereinzelten mehr oder minder brauchbaren zeitgeschichtlichen Notizen und Mittheilungen eine Fülle nichtssagender oder geradezu unsinniger Phrasen, die, wenn sie überhaupt nur jene Fragen berührten, welche die aufgeregten Massen elektrisch durchzuckten, nicht nur ohne jede genauere Kritik, sondern geradezu mit tobendem Beifall aufgenommen wurden. In manchen unter den letztberührten Fällen handelte es sich in diesen Reden auch etwa darum, einen trivialen Gedanken so recht breit zu treten oder ihn wie Kosakenrindfleisch mürbe zu reiten. Wir haben die Schwächen der Aristokratie, wie sie auch in den Reden jener Zeit sich kundgaben, als Charakterzüge mitgetheilt; die Gerechtigkeit verlangt gleiche Wage für unsere demokratischen Mißlichkeiten.

In mancher Beziehung gehörte schon zu diesen Rednern der erwähnte Bornhauser, der in seiner Präsidialrede von 1833 das unglückliche Bild brauchte, „was der Geschichtschreiber des chinesischen Reiches dem Kaiser von China, das sei der Berichterstatter

der helvetischen Gesellschaft dem Schweizervolke". Diese Rede war zudem reich an Sätzen wie folgende:

„Könnte ich die Posaunen des Weltgerichtes nehmen und diese Selbstanklage den Halbheitsmännern und Kantonsmenschen auf den Tagsatzungen und in Großräthen zudonnern, es ihnen durch die bebende Seele donnern: Denket nicht bloß an Euch, sondern auch an Eure Kinder."...

„Wisset Ihr, was diese große herrliche polnische Nation so weit gebracht hat, daß ihren Abkömmlingen nur die Wahl noch offen bleibt zwischen Sibirien, Verbannung und Tod? Es sind, höret es und kaltes Entsetzen rinne Euch durch alle Adern, es sind dieselben Fehler, die sich das Schweizervolk heute zu Schulden kommen läßt." — Die Posaunen finden überdieß nicht nur bei Bornhauser, sondern auch bei andern Rednern jener Tage eine so häufige Anwendung, daß man unwillkürlich an gewisse sogenannte Zukunftsmusiker erinnert wird. Ein Redner von 1836 donnerte gegen den Ultramontanismus in folgender Weise: „Aha! — hier habe ich meine Leute gefunden! — die da mit den Glatzköpfen, der gerunzelten Stirne, den buschigen Brauen, dem grimmigen Blicke, dem geifernden Munde, der geballten Faust, den strampelnden Beinen — — es sind Pfaffen! Laßt uns diese Sterblichen und ihr Wesen einmal näher betrachten!" Der Redner schloß dann seine langfädige Auseinandersetzung mit den lakonischen Worten: „Ich habe gesprochen!"

Das Höchste in diesem Genre leistete jedoch ein St. Gallischer Redner, in dessen Vorträgen manch' glückliches Bild, manche witzige Bemerkung wetterleuchtete, die aber noch weit mehr verworrene Phrasen enthielten, die um des Pathos willen, mit dem sie vorgebracht wurden, bei ruhiger Betrachtung eine entschieden komische Wirkung ausüben. So behauptete dieser Mann in einem 1835 in Schinznach abgestatteten Berichte: „Eidgenossen! die Geschlechter treten alle dreißig Jahre neu aus dem

Mutterleibe der Geschichte!" Noch reicher in dieser Hinsicht war der Bericht desselben Mannes von 1834, den er mit dem Bekenntnisse eröffnete, „die eine Schweiz war mein Traum in der Wiege". Später erschienen ihm dann die zweiundzwanzig Kantone als einzelne Säulen mit Kapellen darauf. Der Name „Eidgenosse" war ihm aller Patrioten Muttermal. Anderwärts heißt es: „Unsere Bundeslade ist das Volk." Bornhausers bekannter Flugschrift „Schweizerbart und Treuherz" machte ferner der Redner das nicht sehr schmeichelhafte Kompliment, in ihr habe Bornhauser einen Kolben geführt, „wie die Bande des thörichten Lebens ihn führte nach dem Burgunderkriege". An anderer Stelle meint er: „Was kann uns retten als fortgesetzte Wiedergeburt des Volkes!" nennt die Urkantone unter Anderm den „Mutteransatz im Essig", apostrophirt die Versammlung: „Sind nicht die Sterne oben ein Verein? Und gar die Vögel? Sie ändern die Federn, sie sind Reformers!" und machte die von geringer Kenntniß unserer neueren Geschichte zeugende Bemerkung: „Widerstunden die Urkantone nicht 1798 und 1799 den Neufranken mit altgewohnter Unbesiegbarkeit?" Den würdigen Schluß dieser oratorischen Blumenlese bildete eine längere Periode, welche mit der Erzählung eingeleitet wird: „Ich habe letzthin das Schauspiel „„die eiserne Maske"" besucht. Es ergriff mich wunderbar, den Mann aus königlichem Blut inner seiner eigenen Mauern so gebeugt zu sehen." Der Redner erinnerte dann an den Bastillensturm von 1789 und sagte, daß es seither „zur fixen Idee" in ihm geworden sei: „mitten durch jeden Meineid an Volk und Zeit sehe ich, wie durch eine Mondsfinsterniß den dahinter liegenden Weltkörper, eine stürzende Bastille".[25]

Es charakterisirt die politische Aufregung jener Zeit, daß diese Manier so sehr gefiel, daß dieser Redner in der zweiten Hälfte der Dreißiger- und für die Versammlungen der Vierzigerjahre fast ständiger Berichterstatter war, daß das Protokoll von 1835

seine „unübertreffliche geistreiche Darstellungsgabe" hervorhob und daß eines der bedeutenderen Mitglieder dieser Periode ihn sogar den schweizerischen Jean Paul nannte.[26]

Zur Geschichte der helvetischen Gesellschaft in dieser Periode ihres Bestehens gehört noch, daß sie 1834 einen Ausschuß wählte, dem die Aufgabe oblag, durch Verbreitung von Volksschriften sowohl für die politischen Zwecke der Gesellschaft wie überhaupt für Volksbildung in den weitesten Kreisen zu wirken. Dieser Plan mußte jedoch aus Mangel an Theilnahme schon 1838 fallen gelassen werden. Bemerkenswerth bleibt jedoch, daß in diesem Ausschuß auch Sigwart-Müller, der bekannte Führer der Ultramontanen in der Sonderbundszeit saß. 1838 machte Professor Troxler den Vorschlag, von der Gesellschaft aus die Herausgabe einer Geschichte derselben zu veranstalten, ein Plan, der ebenfalls nicht ausgeführt wurde.

In dieser aktiven Weise, getragen von der rasch wechselnden Ebbe und Fluth der Tagesgeschichte, lebte und wirkte die helvetische Gesellschaft bis zur Versammlung von 1847 in ihren jährlichen Zusammenkünften, die nur 1839 und 1840 in Folge des niederschlagenden Eindrucks des Züriputsches und seiner Wirkungen und in der Sturm- und Drangperiode der Freischaarenzüge von 1844—1846 ausgesetzt wurden.

Im Jahre 1847, dem Sylvesterabende des alten Bundes von 1815, kam die Gesellschaft noch einmal in der reformirten Kirche in Baden zusammen. Zum Präsidenten hatte sie in bezeichnender Weise den aus den Gefängnissen Luzerns vor Kurzem entflohenen und in contumaciam zum Tode verurtheilten Dr. Steiger von Luzern gewählt, der denn am Schlusse seiner Rede, in welcher er besonders über die Fortschritte des Jesuitismus in der Schweiz sich erging, die Ausweisung der Jesuiten aus der Schweiz und die Aufhebung des Sonderbundes verlangte, eine Forderung, die zugleich den wesentlichen Inhalt

der wieder nur kurze Zeit nachher gefaßten folgeschweren Tagsatzungsbeschlüsse bildete, denen rasch der Sonderbundskrieg, die Berathung und Annahme der Bundesverfassung von 1848 folgten.

Mit dieser großen Errungenschaft war denn allerdings die Tendenz der helvetischen Gesellschaft der Dreißiger- und Vierzigerjahre erfüllt und die an den beiden Versammlungen nach 1848 ausgesprochenen und in das Protokoll der Gesellschaft niedergelegten Aeußerungen ihrer Vorsteher liefern den deutlichen Beweis, daß mit der Durchführung dieser Bundesreform die helvetische Gesellschaft in ihrem jetzigen Bestande ihre Mission als vollendet betrachtete, wie auch allerdings die meisten und hauptsächlichsten Wünsche und Forderungen Balthasars und seiner Freunde in unsern großen Bundesinstitutionen wie in den Einzel-Schöpfungen vieler Kantone zu reicher Erfüllung gelangt sind.

Das Stocken, in welches die Zusammenkünfte der Gesellschaft seit 1849 geriethen,*) sowie die offizielle Bemerkung im Protokoll von 1858, nach welcher die helvetische Gesellschaft in der Bundesverfassung die Verwirklichung ihrer Gedanken und Bestrebungen erblickte, berechtigt zu der Ansicht, daß die Gesellschaft selbst ihre wichtigsten Aufgaben als erschöpft betrachtet, um jetzt als historisches Element einer hundertjährigen Entwicklung in die dankbare Erinnerung der schweizerischen Nation sich aufzulösen. Diese Ansicht scheint in der That bei der weitaus größten Zahl der Mitglieder der Gesellschaft so mächtig zu sein, daß sie sogar den 1858 in der letzten Versammlung zu Brugg gefaßten Beschluß einer Jubiläums-Feier ihres hundertjährigen Bestehens, welches Fest 1861 stattfinden sollte, nicht auszuführen für gut fand. So sehr hat das mächtige, nach so vielen Seiten hin wirkende Leben der Gegenwart unter der Aegide des neuen Bundes das

*) Die einzige seither gehaltene Versammlung von 1858 hatte ihr Zustandekommen wesentlich äußern Ursachen zu verdanken.

gesellschaftliche Bewußtsein des politischen Vereins der Dreißiger- und Vierzigerjahre abgeschwächt.

Wohl hat die helvetische Gesellschaft dieser letzten Periode Recht, wenn sie ihre Aufgaben durch den neuen Bund und seine Schöpfungen gelöst sieht, wie dieser Bund selbst die Verwirklichung einer der schönsten Hoffnungen Balthasars ist, jener festen politischen Einigung der Kantone und aller Schweizer zum Wohle des Ganzen. Auch von den übrigen Tendenzen der helvetischen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts, besonders ihren pädagogischen und wissenschaftlichen, die ja zu ihren hauptsächlichsten Bestrebungen gehörten, ist gar vieles schön erfüllt, sowohl in den Kantonen durch die heute beinahe überall sorgfältig gepflegte Volksschule und in den vielen höhern Bildungsanstalten, als auch durch den neuen Bund in der Schöpfung unserer polytechnischen Schule, wobei nur der Wunsch noch übrig bleibt, daß die Vollendung des großen Erziehungsplanes durch eine mit der polytechnischen Anstalt verbundene eidgenössische Hochschule in nicht zu weite Ferne gerückt sein möge.

Wenn Balthasar jetzt einen Blick auf unser Vaterland werfen könnte, gewiß würde er die freudige Ueberzeugung hegen, daß die von ihm so heiß ersehnte Verjüngung der veralteten Eidgenossenschaft in einer reichen, von den hellsten Köpfen und edelsten Herzen des 18. Jahrhunderts ungeahnten Weise zur geschichtlichen Thatsache geworden ist. Aber jede Zeit hat wieder ihre eigenen Aufgaben, die um so größer werden, als die geistige und materielle Kraft eines Volkes sich gesteigert hat. Und so möchte denn auch eine Gesellschaft, die im Geiste der helvetischen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts neu sich bilden würde, der Aufgaben genug finden. Doch über diese Frage bescheiden wir uns, die goldenen Worte eines der geist- und charaktervollsten Mitglieder der helvetischen Gesellschaft anzuführen. Johann Kaspar von Orelli sagte in seiner Präsidialrede vom 8. Mai 1822:[27]

„Was nicht so unmittelbar und augenscheinlich in die Wirklichkeit eingreift, liegt den ausschließlich praktischen Männern ferner; manche hegen eine geheime Scheu davor, vollends wenn es dem Geiste des Tages oder alten Angewöhnungen um einige Schritte voraneilt. Mögen dann immerhin idealer Gesinnte und weniger Aengstliche, in denen — wie es sein soll — Einsicht die Begeisterung begleitet, noch so sehr der festen Ueberzeugung leben, es fromme dem Vaterlande, mag auch das der Hemmung ungeachtet ununterstützt zu Stande Gebrachte selbst die frühern Spötter wo nicht gewinnen, was kein Vernünftiger verlangt, so doch einigermaßen beschwichtigen!

„Vornehmlich in Solchem also, was über das Gemeine Wirkliche Handgreiflich-Nutzbare und sich schnell Verzinsende einige Stufen hinausgeht, bleibt es die Aufgabe Einzelner und ganzer Gesellschaften, unbekümmert um Lob oder Tadel der vielköpfigen Menge unermüdet das nach reiflicher Ueberlegung als gut Erkannte durchzusetzen, damit das wahre Volksleben veredelt sich entwickle."

Anmerkungen, Zusätze und Quellenbelege.

Erstes Buch.

1) Zellweger. Geschichte der diplomatischen Verhältnisse der Schweiz mit Frankreich von 1698 bis 1784. St. Gallen, 1839. Bd. I, Abtheil. 2, S. 214 f.

2) a. a. O. S. 279.

3) Heutelia, das ist: Beschreibung einer Reiß, so zween Exulanten durch Heuteliam gethan, darinn verzeichnet, 1. Was sie denkwürdig gesehen und in Obacht genommen, sowol in Geistlichem als Weltlichem. 2. Was sie für Discursen gehalten. 3. Was ihnen hin und wider begegnet. Getruckt im Jahr nach Christi Geburt M.DC.L.IIX. S. 43.

4) a. a. O. S. 43.

5) Bernische Chorgerichtssatzung von 1743 (S. 23) und 1787 (S. 19), und zürcherische „Verordnung, ansehend das Landrecht und die Verheurathung fremder Weibspersonen mit dasigen Burgern oder Unterthanen". 1780. S. 6.

6) Deliciae urbis Bernae. Zürich, 1732. Es waren dieß die Geschlechter v. Erlach, v. Dießbach, v. Wattenwyl, v. Mülinen, v. Bonstetten und v. Luternau.

7) Memoriale der Geistlichkeit zu Basel, wegen Einführung eines Looses, zur Hintertreibung der pratiquen, und Verhütung des Meineyds. Dorten vor Räth und Burger proponirt Anno 1714. Bern, 1720. S. 7 f.

8) a. a. O. S. 9.

9) Reglement ansehend die Buchdrucker, Buchhändler und die, so Bücher zum Lesen ausleihen, wie auch die Fremden, welche die öffentlichen Jahrmärkte in Mr. Ghrn. Teutsch oder Welschen Landen mit Büchern besuchen. Bern, 1768. (In Hoch-Oberkeitlicher Druckerei.) S. 1—13.

10) a. a. O. S. 11.

11) Aus einem Briefe Renggers an Paul Usteri vom 2. Februar 1791, abgedruckt in: Leben und Briefwechsel von Albrecht Rengger ꝛc. Zürich, 1847. S. 29.

12) Salomon Geßner. Von Johann Jakob Hottinger. Zürich, 1796. S. 93 f.

13) Ordnung Wider den Pracht und Ueberfluß in Kleideren wie auch andern Excessen und Ueppigkeiten in der Statt Bern. Oberkeitliche Druckerei. 1703. S. 12 f.

14) a. a. O. S. 17, 19, 22.

15) Archiv für schweizerische Geschichte, Bd. IV, S. 262 f.

16) Der Statt Bern Chorgerichtssatzung um Ehe-Sachen: Hurey und Ehe-Bruchs-Straff; Anstellung und Erhaltung christlicher Zucht und Ehrbarkeit, und was zu derselben gehörig. Zu Statt und Land zu gebrauchen. Bern, 1743. S. 96 f.

17) Ordnung wider den Pracht ꝛc. Bern, 1708. S. 33.

18) Archiv für schweizerische Geschichte. Bd. IV, S. 258 ff.

19) a. a. O. S. 260.

20) In seiner 1798 erschienenen Flugschrift: Bern wie es war, ist und sein wird. (An vielen Stellen.)

21) A. v. Humboldt. Reise in die Aequinoktialgegenden des neuen Kontinents. 1. Bd. Stuttgart, 1861. S. 169.

22) Ephemeriden der Menschheit. Drittes Stück. Basel, 1777. S. 14 f.

23) Fetscherin. Eröffnungsrede zur Versammlung der helvetischen Gesellschaft von 1843. S. 128, Note.

24) Ebel. Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz. Leipzig, 1798. 1. Bd. S. 162 ff.

25) Briefe an Johannes v. Müller. Herausgegeben von Maurer-Constant. Schaffhausen, 1840. Bd. V, S. 39 ff.

26) Doktor Zellwegers patriotischer Abschied von der helvetischen Gesellschaft, S. 64. (Abgedruckt in den Verhandlungen von 1764.)

27) Die eben so inhaltreiche als wenig gekannte Schrift des Luzerner Patriziers Franz Urs Balthasar: Patriotische Träume eines Eidgenossen von einem Mittel, die veraltete Eidgenossenschaft zu verjüngen. Freistadt, bei Wilhelm Tells Erben, 1785.

28) Den vollständigen Titel dieser schon im ersten Abschnitt erwähnten Schrift siehe oben Anmerkung 3.

29) Sowohl Haller in seiner Bibliothek der Schweizergeschichte (Bd. V, S. 367 f.) als Leu (helvetisches Lexikon, Bd. IX, S. 192) schreiben die Autorschaft der „Heutelia" diesem Jakob Graviseth zu, welcher nach Leu (a. a. O.) der Sohn eines pfälzischen „Jubilirers" (Juweliers) war, von Kaiser Matthias 1618 ein wohl erkauftes Adelsdiplom erhielt und gleichzeitig das Bürgerrecht von Bern erwarb. 1632 wurde er Mitglied des großen Rathes der Zweihundert und erhielt 1646 die Landvogtei Oron. Nach Haller soll Graviseth wegen seiner Schrift gezwungen worden sein, Bern zu verlassen; dagegen bezeichnet der gleiche Gewährsmann die Aussage, Graviseth sei aus dem gleichen Grunde in Basel ermordet worden,

als Erfindung. Sein Sohn Franz Ludwig trat 1691 als Hauptmann in dem Regiment v. Erlach in französische Dienste und erhielt später (1648) die Stelle eines Kommandanten der Festung Aarburg.

30) a. a. O. S. 368.

31) „Heutelia" S. 102.

32) a. a. O. S. 129 f. In diesen und den folgenden Auszügen habe ich dieselben so viel als möglich der Rechtschreibung unserer Zeit angepaßt, ohne jedoch charakteristische Ausdrücke ꝛc. auszumerzen. So habe ich auch die in den Schriftwerken jener Zeit so beliebte Manier der Allegorisirung oder Versteckung besonders der Personen- und Ortsnamen durch Versetzung der Buchstaben bei diesen Anführungen beibehalten. In der „Heutelia" geht diese Spielerei*) durch die ganze Schrift. Heutelia bedeutet Helvetia, Guretum Zürich, Rusinopolis Bern, Relcunadunum Luzern, Druida reformirter Geistlicher, Bonzus Mönch, Bonzus Corvinus Jesuit, Bonzus cucullarus Franziskanermönch, Bonzarchus Abt, Caucasus Alpen, Muftus Meßpriester, Muftica facultas kanonisches Recht, Numinales Evangelische, Porcomannia Baiern, Protheus Papst, Rurales Heuteliae die demokratischen Kantone, Sybarites Engländer ꝛc. ꝛc.

33) a. a. O. S. 130 ff.

34) a. a. O. S. 30, 33, 136 ꝛc. ꝛc.

35) a. a. O. S. 104.

36) a. a. O. S. 105.

37) a. a. O. S. 244 ff.

38) a. a. O. S. 208. Es muß hier zur Ehre Berns wie Zürichs bemerkt werden, daß die souveränen Räthe dieser Kantone besonders in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ernstlich bemüht waren, diese unwürdigen Zustände zu verbessern, leider ohne Erfolg, da diese Reformbestrebungen an der Selbstsucht anderer, besonders der demokratischen Kantone immer scheiterten. Näheres über diese grauenvollen Zustände gibt mein Buch „Karl von Bonstetten" in dem Abschnitte: „Ein schweizerisches Unterthanenland", S. 143—195.

39) a. a. O. S. 294 f.

40) a. a. O. S. 292.

41) Brief von Nikolaus Fr. v. Mülinen an Johannes Müller vom 27. März 1790.

42) Bezüglich des Ausbleibens der kapitulationsgemäßen Jahrgelder wird als Ursache bemerkt, „daß, was man einem Soldaten und einer

*) Eine dem Buche angehängte «Clavis Heuteliae» gibt nämlich über die ganze Wortmaskerade Aufschluß.

Hure schuldig bleibt, man solches zu bezahlen nicht schuldig sei." a. a. O. S. 205.

43) a. a. O. S. 250 ff.

44) a. a. O. S. 271 ff.

45) „Gravamina einer l. Burgerschaft in Zürich, wie sie Mittwochen den 4 Octobris auf Constaffel und Zünften von deroselben Deputirten vorgelesen worden. 1713. Abtheilung: Kleiner und großer Rath." Auch erwähnt und zum Theil abgedruckt in Hottingers Abhandlung: „Die Reformversuche zu Zürich im Jahr 1713." Archiv für schweizerische Geschichte VIII, 179 ff.

46) Heutelia, S. 270, 280 ꝛc. ꝛc.

47) a. a. O. S. 8, 257.

48) a. a. O. S. 64, 272.

49) a. a. O. S. 259, 266 f.

50) a. a. O. S. 109, 112 f., 157.

51) „Die freiburgischen Weibsbilder sind nicht allein insgemein schön von Gestalt, gleich wie die zürcherischen, sondern auch daneben sehr freundlich und cortesisch und können sich tief und zierlich neigen, ja bisweilen so tief, daß sie mit dem Hindern zu Boden kommen, dahero sie für die anmüthigsten von vielen geschätzt werden." a. a. O. S. 286 f.

52) Durch das ganze Büchlein ziehen sich die in jener Zeit gäng und gäben so schalen als frechen Witze über Hörnerträgerei. Den Vätern räth er:

„Gib deiner Tochter zeitig einen Mann;
Dann es ist Obs, das nicht lang liegen kann."

Auch an ziemlich reich eingestreuten Zoten fehlt es keineswegs.

53) Dr. Alexander Schweizer. Die theologisch-ethischen Zustände der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in der zürcherischen Kirche. Zürich, 1857. S. 7.

54) Heutelia, S. 69 f., 82., 154 f.

55) Archiv für Schweizer. Geschichte, IV, 266 f.

56) Lebensgeschichte Johann Kaspar Eschers, Bürgermeisters der Republik Zürich (von David Wyß). Zürich, 1790. S. 33 f.

57) Vortrag, betreffend einen neuen Kirchen- und Schulrath, so von H. Antistes Zeller in Begleit von neun Herren von dem Ministerio vor Räth und Burger verlesen worden. 2. Okt. 1713.

58) Gravamina einer löbl. Burgerschaft von Zürich, wie sie Mittwochen den 4. Oktober (1713) auf Constaffel und Zünften von deroselben Deputirten abgelesen worden.

59) Memorial, so die Herren Exspektanten unseren Gnäd. HH. und Obern übergeben den 27. Okt. 1713.

60) Siehe oben S. 21 f.

61) Die Quelle siehe oben Anmerkung 57.

62) Schreiben an Herrn Hauptmann Corrodi vom 29. Oct. 1713.

63) Heutelia, S. 241 f.

64) a. a. O. S. 195, 169.

65) a. a. O. S. 144 f.

66) So heißt es auf S. 178 ff.: „Indem gingen wir für etliche Bauernhäuser vorüber, da sahen wir an ihren Sauställen eines gewissen Heiligen gedrucktes Bildniß angeschlagen. Ich fragte den Fuhrmann, was das vor eine Bedeutung hätte. Da antwortete er mir, es solle des Schweinspatrons Bildniß sein, dann sie hielten hiezuland dafür, da wo sie solches Gemälde an ein Saustall anschlagen, sie desto besser Glück mit den Schweinen haben sollen.... Ich fragte aber den Maktum (katholischen Geistlichen), ob er nicht jemalen diese nachfolgende Vers gehört habe:

Antonio, liebster Heilig mein,
Dich soll man billig ehren.
Wie hüt'stu doch so wol der Schwein,
Daß sie sich gwaltig mehren.
Desselbengleichen nimmst in Acht
Die München von dir entsprungen,
Und hast sie beide wol bedacht,
Die Alten wie die Jungen.
Sie fressen, saufen Beide gern
Münch und Schwein beidsammen;
Alle Zucht von ihnen ist gar fern,
Liegen gern in Wüst und Schlammen.
Ein unvernünft'ges Vieh Beid's ist,
Weil's lebt, nicht g'salzen, g'schmalzen.
Der Münch sich anfüllt jeder Frist,
Die Schwein' im Koth sich walzen.
Kommen also wol überein,
Wie allezeit gewesen,
Ohn' daß es mangelt an den Klei'n,
Die Münch kein Eichlen fressen.

„Der Meßpriester antwortet: Nein, solche Vers seien bei ihnen nicht bekannt" ꝛc.

67) Heutelia, S. 181 ff.

68) a. a. O. S. 148.

69) a. a. O. S. 157 f.

70) a. a. O. S. 158.

71) Die Manipulation der Hexen bei ihren Spitzbübereien wird folgendermaßen beschrieben: Die Obrigkeit eines gewissen Ortes, welche auf

das Thun und Lassen der als Hexen verdächtigen Weiber besondere Aufmerksamkeit zu richten anbefohlen, habe einer solchen Hexe, die schon zum Tode verurtheilt war, das Leben wieder geschenkt, doch unter der Bedingung, daß sie sich fürderhin mit solchen Geschäften nicht mehr abgebe. Um zugleich zu erfahren, ob die Hexen wirklich Stürme, Hagel und Donner, wie sie vorgaben, bewirken könnten, sei diese Obrigkeit mit der begnadigten Hexe auf das Feld hinausgegangen, „allda sie unter etlichen Bäumen ein Gruben mit den Händen in das Erdrych gemacht und alsdann darin gep... und folgends den Urin mit einem Finger in der Erden angemacht und vermenget, darauf etliche Charakteres und Buchstaben gemachet und allerhand Wort dazu gesprochen. Nachdem aber alles dieses geschehen gewesen, da habe sich allgemach ein Dunst aus solcher Gruben herfür und in die Höh gleichsam wie ein Rauch gelassen, allda es sich in der Mitten der Region des Lufts angefangen zusammen zu thun und dicht zu werden, bis es ein schwarze dicke Wolken abgeben, die bald angefangen zu plitzen und starke Donner geben. Und als dieses für gegangen, hat die Hex die Inquisitores gefragt, wo sie wollten, daß sich solche schwarze Wolken sollte niederlassen und den Hauffen von Hagelstein, die sie in sich hätten, auswerfen. Und als ihr hierauf ein gewisser Ort und Bezirk gewiesen worden, allda es keinen besondern Schaden bringen können, da hat sie besagte Wolken durch den Wind so stark fortgetrieben, daß sie in kurzer Zeit an das bestimmte Ort kamen, allda die in sich gehabte Stein ausgeworfen und ist im Geringsten nicht über das bestimmte Ort geloffen." Heutelia 158 ff.

72) ib. S. 160 f.

73) a. a. O. S. 166 f.

74) A. Schweizer. a. a. O. S. 28 f.

75) Hottinger. Die Reformversuche in Zürich im Jahre 1713. Abhandlung im Archiv für Schweizer Geschichte. Bd. VIII, S. 164 ff.

75) So läßt er einen Reisegenossen die Fragen stellen: „warum sie in Helvetia so ungleiche Münzen und ungleichen Werths haben und warum die bernische Münze bei den andern Helvetiern für weniger ausgerufen und verschrieen sei". Darauf wird erwidert: das Erstere geschehe darum, „weilen es in Helvetia unterschiedliche und ungleiche Republiken und dieselbigen ungleiche Potentaten zu Nachbarn haben, nach denen sie sich bisweilen reguliren müssen. Item, daß sie ungleiche Privatinteressen dabei und dann yngleiche Köpf und oft so viel Köpf so viel Sinn haben, wie solches in den Demokratien gar oft geschieht, welches dann seines Erachtens nicht die geringste Ursache sei, warum die Helvetier nit allein im Münzwesen, sondern auch in andern Sachen nit allerdings übereinstimmen. Sonsten wäre es zwar ein sehr nützliches Ding, wann die Helvetier durchaus einerlei Münz, das ist gleichen valors, wie auch

gleiche Ellen, Gewicht und Maß hätten; man könnte viel kömlicher und richtiger miteinander handeln" ꝛc. Heutelia, S. 167 f.

77) a. a. O. S. 175 f.

78) a. a. O. S. 168 f.

79) Nach Tillier war der Uebelstand so groß, daß die bernischen Handmünzen von andern Ständen auf die Hälfte ihres Nennwerths heruntergesetzt worden waren, welche Maßregel von der Regierung von Bern erwiederungsweise auch gegen die andern Stände vorgenommen wurde. Kurze Zeit vor dem Ausbruch des Bauernkriegs mußte sich aber die Regierung von Bern dazu entschließen, die kleine Scheidemünze, welche zu großem Theil verfälscht war, zurückzurufen. Geschichte des eidgenössischen Freistaats Bern. Bd. IV, S. 474 f.

80) Heutelia. S. 281, 283.

81) Archiv für Schweizer. Geschichte, IV, S. 270.

82) Graviseth berichtet von dem Gebrauche jener Zeit, nach welchem ein zum Tode verurtheilter Missethäter begnadigt wurde, falls ihn Jemand vom Schaffot herab zur Ehe begehrte und erzählt, „daß sich einmal ein Malefikant, so den Strick schon am Hals gehabt und ihn eine ausbitten und zur Ehe nehmen wollen, ihm auch solche gezeigt worden und er gesehen, daß sie hinket, bucklet, krumm und einäugig war, sich lieber henken lassen, als dieselbe zum Weib haben wollen, derohalben dem Henker nur zuzustricken befohlen. Sonsten aber hielt er für seine Person, daß welcher nach Beschaffenheit der Sachen, das ist, wann es etwa zweifelhaftig, oder der Todtschlag nicht so gar fürsetzlich und muthwillig, sonder dazu verursachet worden; item etwan in übermäßigem Zorn oder gar zu großer Trunkenheit, in welcher der Thäter nichts von ihme weiß (alle enormia delicta ausgeschlossen) geschehen, der hohen Obrigkeit heimsetzet, doch der Gestalt, daß es nicht zu oft geschehe und kein Gewohnheit daraus gemacht werde". Heutelia. S. 156 f.

83) Graviseth spricht sich hierüber in sehr klarer Weise, wenn auch in einem furchtbar mit Latinismen gespickten Style folgendermaßen aus: „Dieweil in dem Malefizsachen (sonderlich aber wo es Leib und Leben betrifft) der Beweis so hell und klar als die Mittagssonne sein soll: item wie mit dem peinlichen Examen zu prozediren, in Betrachtung, daß die Tortura mehr ein Inquisitio als aber ein Beweisthumb ist, dann die Confessio, die durch die Marter ist ausgepreßt, soll durch ein genugsame Informatio confirmirt werden. Dannenhero in vielen Orten grob peecirt wird, wo man die voluntariam confessionem allein durch die Tortur ohn weiter inquiriren zu confirmiren pflegt, welche Prozedur ganz empirica ist; daß man auch nicht so leichtlich

mit der Tortur procediren soll, sonderlich wo man die Henker dazu brauchet und in dem Fall lobe er etliche frembe nationes und deroselben Gebräuch, die keine Henker als bis zu der letzten Execution gebrauchen."

84) Heutelia. S. 39 f.

85) Archiv für schweizerische Geschichte, IV, S. 285. Der humane Sinn Escher's geht besonders noch aus folgender Stelle hervor: „Wann der Landvogt Jemand muß privatim oder publice das Mißfallen bezeugen und zusprechen, sollte er nit balgen, vielmehr dem Delinquenten deutlich demonstriren, wie sein Fehler aus einer übeln Gestalt seines Gemüthes hergeflossen und nit nur Anderen, sondern auch sich selbst schädlich sei; ihm die notiones communes virtutis et honesti vorstellen, deren ihn erinnern, ihm also zeigen, was Recht sei und wie durch eine bessere Aufführung vornehmlich sein eigener Nutzen werde befördert werden, hernach ihm zu besserem Leben Anleitung geben, die Mittel und den Weg dazu anweisen; dann, wann ich einem Irrenden sage, er gehe irre, nütze ich ihm wenig, wann ich ihm nit zugleich auch den rechten Weg zeige". a. a. O. Bd. V, S. 394. Das war denn in der That wahrhaft landesväterliche Politik.

86) A. Schweizer. a. a. O. S. 29.

87) Heutelia. S. 251 f.

88) a. a. O. S. 203. Die Stelle über die fremden Gesandten lautet: „Es sagt uns auch der Wirt, daß er für sein Person leiden möchte, daß alle diese Oratores und Legaten, weil sie doch nichts anders als Spione und höfliche Lügner (in welcher Kunst die französischen Redner, welche sich zwar nicht in ihrer Stadt [Luzern] aufhielten, diesen in nichts cediren) in ihrem Vaterland verblieben". a. a. O. S. 203.

89) a. a. O. S. 203.

90) Die deutschen Literarhistoriker erwähnen Grob, der doch so hoch über den meisten seiner dichterischen Zeitgenossen steht, entweder gar nicht oder berühren seinen Namen nur flüchtig. Das Meiste bringt der fleißige Sammler, Dr. H. Kurz, in seiner illustrirten „Geschichte der deutschen Literatur". Leipzig 1854. Die dürftigen biographischen Mittheilungen von Kurz sind dem helvetischen Lexikon von Leu entnommen. Der biographische Theil dieses Abschnittes beruht, neben vereinzelten aus Haller (Bibliothek) und einigen andern besonders Grob'schen Schriften gezogenen Bemerkungen, wesentlich auf einer Abhandlung des verstorbenen Pfarrers Bernet in St. Gallen, die mir im Manuskripte vorliegt und vollen Anspruch auf Wahrhaftigkeit und Richtigkeit machen darf, wenn auch Bernet seine Quellen leider nicht anführt.

91) Er besaß auf viele Stunden im Umkreis das größte Vermögen, nämlich 28,000 Gulden.

92) Die damalige Landschaft, ehmalige Grafschaft, Toggenburg war zu militärischen Zwecken in vier Kommissariate eingetheilt, deren jedes einen Vorsteher hatte, welcher zwar keinen eigentlichen Militärcharakter besaß, dagegen das Rechnungswesen für seinen Bezirk zu besorgen hatte. Grob's Kommissariat begriff die Gemeinden Oberglatt, Magdenau, Mogelsberg, Oberhelfenschwil, Büzzenschwil und Ganderswil in sich.

93) Ildefons von Arx. Geschichten des Kantons St. Gallen. St. Gallen 1813. III, S. 186 ff.

94) Grob soll nach der bei seinem Begräbniß gehaltenen Leichenrede entweder 1664 oder später auch Deutschland und Italien bereist haben, wovon seine Gedichte, namentlich das „poetische Spazierwäldlein" (S. 149 ff.) mannigfache Belege liefern. Bernet, der behauptet, daß von einem Besuche Italiens keine Spur in seinen Schriften sich finde, muß diese erst einige Jahre nach Grob's Tod herausgekommene Sammlung nicht gekannt haben. Die angeführten Epigramme sind ebenfalls dieser Sammlung (1700 pseudonym erschienen) entnommen. (S. 158 ff.)

95) J. v. Arx. a. a. O. 188 ff.

96) Das sechszehn Folioseiten starke Manuskript befindet sich auf der Stadtbibliothek von Zürich im 15. Theil des Thesauri Hottingeriani, und enthält höchst interessante Details über den Zustand der evangelischen Kirche im Toggenburg. Doch scheint Ild. v. Arx sich zu irren, wenn er vermuthet, das Manuskript stamme aus den Sechszigerjahren des 17. Jahrhunderts. Vielmehr scheint dasselbe schon nach der 1634 stattgefundenen Absetzung Grobs nach Zürich abgeschickt worden zu sein, in welchem Kanton Grob später eine Anstellung als Pfarrer in Wädenschwil fand. Ueber die Gewaltmittel gegen das Aufkommen der Evangelischen berichtet er, „daß alle, so keine Landeskinder und sich in Toggio haushäblich aufhaltend, verbunden sind, sich zu der römischen Religion zu bekennen. Daß Herr Abt nebet dem Herrn Bischof von Konstanz die Matrimonialsachen des Landts in genere an sich gebracht und kein Personen, so ein andern in dem vierten Grad verwandt, ehelich zusammen gelassen werdend, sie tretend dann zum Papstumb; daß Keinem von dem Papstumb zu dem heiligen Evangelio zu treten wird erlaubt, anderst nach überstandener dreitägiger Gefangenschaft. Daß allen Prädikanten geboten wird, bei Straff der Landtsverweisung ihren Auditoribus by allen Predigen das Ave Maria ab der Kanzeln vorzusprächen und andere dergleichen Dinge mehr."

Und an einer andern Stelle sagt er:

„Es leidet das heilige Evangelium viel Gewalt von der widrigen Partei, als welche den obrikeitlichen Arm ganz auf ihrer Seiten, so gar

ernstlich an die Evangelischen setzend mit harten Strafen, mit Verheißungen und Treuwungen, mit Nachlaß der Strafen, um selbige zu der Verleugnung der evangelischen Religion zu bringen. Wie dann wohl mißthätige Personen, so zu dem Tod verurtheilt, wieder auf freien Fuß wegen Abfahl gestellt worden, wie dann etlich hundert Personen durch das ganze Land, füraus in dem Undern Ambt zu dem Papst umb gebracht worden nicht in vielen Jahren, sonderlich in denen Gemeinden, welche mit saumseligen Prädikanten beschwert gewesen." Die vielfachen Beschwerden hierüber veranlaßten denn auch ein Schreiben der vier evangelischen Orte an den Abt von St. Gallen, erlassen im April 1634, in welchem die Regierungen sich darüber beklagten, daß „den evangelischen Unterthanen je lenger je mehr und Beschwärliches zugesucht werden wölle mit Hinderung der Catechisation, bethreuwlicher Anbefehlung gegen den Prädikanten des Englischen Grußes auf der Kanzel, Zumuthung des Wyber-Tauffs; der ohnbedingten Huotabzühung im Herumbtragen der Monstranzen, Kreutzen und Fahnen, item so man die Bätt- und Mittagsgloggen lütet und daß die Evangelischen in Uebersehung deß vil yferiger weder die Katholischen gestraft werdind. Ferners mit Versperrung der Schulen und Pfrundgütern. Daß man die Prädikanten an das katholisch Landgricht und dessen Erkanntnusse in Religionssachen binden wölle mit Zumuthung einer ihrer Religion nit gemäßen Eidsform: der Aufsteckung der Kreuz uf ihrer Abgestorbenen Gräber; mit zu scharpfer Abstraffung der fehlbaren evangelischen Underthanen, sonderlich über welche man heimliche Kundschaft eingenommen und sonsten in anderwegen."

Darauf folgte sehr rasch eine Antwort des Abts Pius, vom 1. Mai, in welcher er die Unruhen im Toggenburg folgendermaßen zu erklären sucht:

...„Demnach aber diese Klägden theils unbegründt und ganz ohnwahrhaft, theils zwar wahrhaft, aber nit wie sie instituirt worden, Einträg, Neuwerungen, Zumuthungen, Beschwärlichkeiten, Zwang der Lehr und Gwüssens, sondern alte Bräuch, so mit dem Toggenburgischen Landfriden herkommen und bis dato in stäter Uebung verbliben, ohne einzige Klag und Beschwärd jetziger Toggenburger Vorfahren; auch ohne Zweifel erstgemelt jetzige Toggenburger dern sich auch nicht beschwären wurden, wann nicht etliche unrühwige Gesellen und wie zu vermuthen zuvorderst etwelche unbehuotsame Prädikanten sie verleiten und wider die alte Brüüch Neuwerungen inzuführen begehrten, nicht ohne Verwunderung nach Denkens ja perturbatio des gemeinen Manns."

Der Abt fordert nun die Regierungen, deren Angehörige diese Geistlichen seien, auf, „mehrgesagte Prädikanten ernstlich dahin anmahnen zu

wollen, daß sie ihr Ambts ruhwig und fridsam versehen, vor Neuwerung sich enthalten und by dem Landfriden verbliben".

Basel erließ denn auch in der That eine Mahnung an die ihm angehörigen Pfarrer, von welcher Maßregel der Abt in höflichster Weise Nachricht erhielt.

Während aber diese Schreiben gegenseitig ausgewechselt wurden, fiel Pfarrer Grob „wegen daß ich der Antrieb zu disen Sachen solle gewesen sein" in Ungnade beim Prälaten und wurde mit dem Pfarrer Emmanuel à Wenger zu Wildhaus (Wildenhauß) seines Amtes entsetzt, mit dem Verbot, die Kanzel zu besteigen. Die angesehensten Gemeindsbürger fanden nun mit dem Pfarrer, daß es am besten sei, wenn er die Predigt einstelle. „Und als solches dem besammelten Volk in der Kirche angezeigt worden, hat es bei männigklichen, sonderlich den ehrlichen Weibspersonen groß Wehklagen, Süfzen und Thrähnen verursachet, daß darburch ein harter Stein zu Mitleiden hätte sollen bewegt werden."

97) Nach dem Mannrechtsbuch der Grafschaft Toggenburg hatte Grob sich auch „des Fahls (Todtenfalls) ledig gemacht".

98) Treugemeinter Eydgenössischer Aufwecker, oder: Wahrhaffte Erzehlung und Betrachtung der Gefahr, mit welcher dißmal die Schweitzerische Republic umgeben; sowohl Anweisung der Mittel, dadurch sie sich herauswickeln und erretten kann. Aus rechtschaffener Liebe zum Vatterland kürtzlich beschrieben durch Ernst Warnmund von Freyenthal. Gedruckt in dem zu End lauffenden 1688sten Jahr.

99) Diese Ehre wurde jedoch von Grob nicht sehr hoch angeschlagen, wie sich aus einem Epigramme ergibt, in welchem er einen Neider mit folgenden Worten abfertigt:

„— — Nun, was wird dir solches schaden!
Laß mein Glück dich nicht verdrießen. Gibt mir gleich der Kaiser Stand,
Bleiben doch noch zwei zurücke: nämlich Geld und Ritterland."

Damit bezeichnet Grob treffend den wesentlichen Unterschied dieses modernen Scheinadels vom alten Lehnadel. Poet. Spazierwäld. S. 133 f.

100) Aufwecker. S. 7. 10.

101) a. a. O. 14.

102) a. a. O. 12 f.

103) Dichterische Versuchgabe, bestehend in teutschen und lateinischen Aufschriften, wie auch etlichen Stimmgedichten oder Liederen, den Liebhabern poetischer Früchte aufgetragen von Johann Groben. Basel, bei Joh. Brandmüller, im Jahr 1678. Die angeführten Epigramme sind auf Seite 74, 75 und 83.

104) Das entlarvte Schweizerland. 1680. Siehe darüber: Helvetische

Bibliothek VI, 218 ff. (einen großen Auszug aus der Schrift enthaltend) und Haller, Bibliothek der Schweizergeschichte V, 411 f.

105) Aufwecker. S. 4.

106) a. a. O. S. 20.

107) a. a. S. 22 f. Eine andere politische Flugschrift von Grob, die als Antwort auf ein gegen den „Aufwecker" gerichtetes Pamphlet des Pseudonymen „Jost Wahrmund von Römersels" erschien, welche letztere Schrift so heftige Angriffe gegen die evangelischen Kantone enthielt, so daß Zürich und Bern an der Frühlingstagsatzung von 1689 sich bitter darüber beschwerten, übergehe ich, da sie mir nicht zugänglich war und um ihres wesentlich polemischen Charakters willen wohl von weit geringerer Bedeutung ist, als der „Aufwecker". Siehe über beide: Haller, Bibl. V, 421 f.

108) Diese Frau, deren trauriges Schicksal bekannt ist, erscheint noch auf der Pensionsliste von 1712 und später mit einem jährlichen Ansatze von 750 Livres. Etat von 1712.

109) Reinholds von Freientahl poetisches Spazierwäldlein, bestehend in vielerhand Ehren-, Lehr-, Scherz- und Strafgedichten. Gedruckt im Jahr 1700 (252 Seiten).

110) Es liegt nicht in meiner Aufgabe, den Inhalt beider Bändchen der Reihe nach zu besprechen, sondern denselben mit gleichzeitiger Benützung beider Sammlungen je nach den behandelten Gegenständen in ihrem natürlichen Zusammenhang darzustellen. Ich werde deßhalb meine Beispiele beiden Sammlungen entnehmen, ohne diejenige von beiden Quellen immer anzuführen, aus denen ich schöpfe.

111) Günther ward 1796 geboren, d. h. nur zwei Jahre vor Grobs Tod.

112) Poetisches Spazierwäldlein. S. 32. Um die Schönheit dieser Sprache, besonders im Hinblick auf jene Zeit, recht zu würdigen, könnte man Grob noch mit einem andern schweizerischen Dichter einer ziemlich spätern Zeit vergleichen, der von Mörikofer in dessen Sammlung literarischer Biographien des 18. Jahrhunderts aufgenommen wurde — Drollinger, der von 1688 bis 1742 lebte, also in einer Zeit, in welcher die deutsche Sprache schon außerordentliche Fortschritte gemacht hatte, wovon aber bei Drollinger allerdings nur geringe Spuren sich zeigen. Drollingers Gedichte haben zum weitaus größten Theil einen ganz prosaischen Inhalt, der in schwerfällige Verse gebracht und mit plumpen Reimklötzen eingehagt wird. Von dem Humor Drollingers zeugen z. B. folgende Strophen aus dem

Grablied eines Ratzenfängers.

Ein Mäusefeind, o Wunderding,
Der manche Ratte künstlich fing,
Hat nun der Tod gefangen.

Ach, Schade, daß der Mann erbleicht!
Der selbst dem Alexander gleicht,
Mit dem die Griechen prangen.

Denn erstlich kam er auf die Welt
Natürlich, als wie jener Held
Und schrie auf gleiche Weise.
Sie schliefen beide, wann sie müd;
Auch lebten sie bei Krieg und Fried
Von nichts, als Trank und Speise.

Doch wißt ihr, wo ein Mäusefeind
Dem Alexander ungleich scheint?
Das will ich euch vertrauen.
Er würgte nichts als Maus und Ratt',
Hingegen jener Nimmersatt,
Er würgte Mann und Frauen ꝛc. ꝛc.

Ebenso langweilig und ungenießbar sind die meisten ernsthaften Gedichte dieses Reimschmieds.

112) Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibnitz bis auf Lessings Tod. Leipzig, 1826. S. 3 f.

113) Näheres hierüber gibt Gervinus in seiner Literaturgeschichte III, S. 502 ff., und Prutz: „Die politische Poesie der Deutschen", S. 410 ff.

114) Dem Abschnitte über Dr. Scheuchzer liegt zu großem Theil die Biographie zu Grunde, welche Professor Rudolf Wolf im 1. Bande seiner werthvollen „Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz" (Zürich, 1858) liefert, sowie die Arbeit, welche Herr Quästor J. J. Siegfried von Zürich im 16. Hefte der Verhandlungen der technischen Gesellschaft in Zürich (1853) niedergelegt hat. Andere Quellen finden sich unten angegeben.

115) Urtheil des berühmten Geologen Professor Bernhard Studer in Bern, bei Wolf a. a. O. S. 193.

116) Welch dicker Aberglaube damals noch in den Köpfen spuckte, davon ließen sich außer den schon gegebenen noch gar viele Belege anführen. So war es zu Ende des 17. Jahrhunderts unter den Gelehrten noch ausgemachte Sache, daß die Kometen und Erdbeben göttliche Strafgerichte androhen, so daß in der damaligen Liturgie ein Gebet sich findet, „so sich Erdbidem oder Cometen erzeigend". In Holland hatte Bayle 1680 einleuchtend gezeigt, daß die Kometen keineswegs erscheinen bloß um spezielle Unglücksfälle anzudeuten, und dann in seiner witzigen Weise beigefügt, wie übrigens die Kometen ihr angebliches Prophetenamt außerordentlich leicht auszuüben vermögen; denn der Komet möge kommen wann immer er wolle, so sei irgendwo auf Erden hinlänglich Unglück vorhanden, um

ihn nicht zu Schanden werden zu lassen. Die verdienstvolle Schrift kostete Bayle seine Stelle, obwohl er philosophischer und nicht theologischer Professor war. Auch J. J. Hottinger sagt in seiner helvetischen Kirchengeschichte: „Wenn wirklich einige Reformirte in der Villmerger Schlacht (1712) sich festgemacht hätten, so sei das ihre Privatdummheit; wenn aber Kapuziner und Jesuiten den katholischen Soldaten die Gewehre benedicirt und ihnen gerathen, beim Laden das allerheiligste Wort caro factum est auszusprechen, auch Malefizzedulein mit der Kugel zu laden, so sei dieß ein Aberglaube, den die Kirche selbst in ihren Organen ausübe." In der gleichen helvetischen Kirchengeschichte erzählt Hottinger, was auch von Vuillemin (Fortsetzung von Johannes v. Müller) bestätigt wird, daß zur beabsichtigten Erstürmung von Genf (escalade) Kapuziner und Jesuiten Amulette ausgetheilt, kraft welcher man weder zu Land noch zu Wasser umkommen möchte. Dabei sei nur das Sterben in der Luft, nämlich am Strang, vergessen worden. (Angeführt von A. Schweizer a. a. O. 27 f.) Daß übrigens der Hexenglaube auf reformirtem wie auf katholischem kirchlichem und weltlichem Boden üppig wucherte, ist bekannt.

117) Auch angeführt im schweizerischen Museum 1795, 227 f.

118) Hottinger in seiner Abhandlung in Bd. VIII des Archivs für schweizerische Geschichte. 164.

119) Verhandlungen der technischen Gesellschaft in Zürich 1853, S. 51 f. Gwerb war mit Bürgermeister Escher, Scheuchzer, Antistes Zeller (Nachfolger und früherer Gegner Klingers) einer der Haupturheber der Reformation des zürcherischen Schulwesens.

120) Verhandlungen der technischen Gesellschaft, S. 44 f.

121) Wolf a. a. O. S. 219 ff.

122) a. a. O. S. 222.

123) „Historisch-politische Beschreibung des Anno 1713 unternommenen Reformationsgeschäftes." (Mskpt. auf der Züricher Stadtbibliothek H 350.) Diese 231 Seiten (4.) starke Denkschrift soll von Dr. Scheuchzer selbst verfaßt sein. S. 57 f.

124) Siehe S. 46 f.

125) Aufsatz von Quästor Siegfried in den Verhandlungen der technischen Gesellschaft in Zürich, S. 53 ff. Wolf a. a. O. S. 226 f.

126) Wolf und Siegfried a. a. O.

127) Siegfried a. a. O. S. 55.

128) Es versteht sich, daß ich hier nicht beabsichtigen kann, sowohl von Haller wie von Bodmer eine vollständige Biographie und Charakteristik ihrer literarischen Leistungen zu bringen, sondern daß ich Beide nur in so weit behandle, als sie als Vorläufer der helvetischen Gesellschaft in mehrfach ausgesprochenem Sinne sich ergeben. Die hier unumgänglichen

biographischen Mittheilungen sind meistentheils geschöpft aus dem Abriß von Hallers Leben, welchen Professor Wyß seiner kritischen Ausgabe von Hallers poetischen Schriften (Bern, 1828) voranſetzte, sowie aus Mörikofers Schrift: „Die schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts", Leipzig, 1861. Der Besprechung von Hallers hier behandelten Gedichten lege ich die erste Ausgabe derselben (Bern, 1732) zu Grunde, mit Ausnahme des Gedichtes: „Der Mann nach der Welt", welches wie die meisten Gedichte Haller's in der ersten Ausgabe sich noch nicht findet, da es erst 1733 entstand. Den Auszügen aus diesem Gedichte ist deßhalb der Text der Wyß'schen Ausgabe zu Grunde gelegt.

129) Versuch schweizerischer Gedichten, mit dem Motto Juvenals:

... Stulta est Clementia, cum tot ubique
Vatibus occurras, perituraе parcere Chartae.

Diese Sammlung enthält nur zehn Gedichte, unter ihnen aber die didaktischen Gedichte: „Vernunft, Aberglauben und Unglauben", „Falschheit der menschlichen Tugenden", die Satyre „Verdorbene Sitten" und vor allen das berühmt gewordene Gedicht: „Die Alpen".

130) Man vergleiche damit folgende Stelle aus einem Gedichte von Brockes, welches einen Sturm schildert und in Anthologieen als Musterstück Brockes'scher Muse abgedruckt wird:

Hier borst und brach ein dickbelaubter Ast,
Dort kracht und stürzt, vom Wirbel aufgefaßt,
Ein tiefgewurzelter bejahrter Eichbaum nieder.
Der Blätter Heer, von Zweigen abgestreift,
Flog durch die graue Luft wie Kohlen hin und wider,
Es schien, daß Boreas noch stets die Kräfte häuft.
Viel Erlen wurden umgekehrt,
Drei Tannen in die Luft gerissen
Und lange, welches unerhört,
Entsetzlich hin und her geschmissen.

131) Diese Strophe, welche durch die Vergleichung mit der frühern erst ihre wahre Bedeutung erhält, lautet in der Ausgabe von R. Wyß:

Ein Anderer ꝛc. (wie oben, dann aber vom dritten Vers an):
Lehrt, wie die feige Welt in's Joch den Nacken strecket,
Wie eitler Fürsten Pracht das Mark der Länder frißt;
Wie Tell mit kühnem Muth das harte Joch zertreten,
Das Joch, das heute noch Europa's Hälfte trägt;
Wie um uns Alles darbt und hungert in den Ketten
Und Welschlands Paradies gebeugte Bettler hegt;
Wie Eintracht, Treu und Muth mit unzertrennten Kräften
An eine kleine Macht des Glückes Flügel heften.

132) Pikante Beispiele dieser sentimentalen Naturanschauung finden sich in meinem Buche „Karl von Bonstetten" (Winterthur 1861), S. 67 ff.

133) Theologia naturalis et experimentalis, eingerichtet auf die Verrichtungen, Geschäfte und Handlungen der Einwohneren des hohen und niederen schweizerischen Gebirgs, um sie dadurch zu Gott, ihrem obersten Gutthäter zu führen. Zur Vermehrung der Erkanntniß, der Liebe und des Lobs Gottes unter diesem Volke. Herausgegeben von Abraham Kyburtz, einem Friedens-Botten oder Verkündigeren guter Zeitung (resp. Evangelisten) auf dem Berge Israelis und einem Liebhaber des unschuldigen und patriarchalischen Land- und Hirtenlebens. (1754.)

134) In einer Note bemerkt dann Ehren-Kyburtz noch speziell: „Bei den Bergdörfen, Bergtänzen kommen junge Leute beiderlei Geschlechts zusammen und geht dann viel Ueppigkeit vor. Schad ist's, daß sie ihr sonst unschuldig, einfältig Leben hierdurch arg beflecken."

135) An einer andern Stelle sagt er den Bauern geradezu in's Gesicht:

Wer dieses liest und hört
Und sich nicht laßt erwecken,
Zu preisen Gottes Wort,
Die man in allen Ecken
Der Berge sehen kann,
Ist ärger als ein Vieh.
Es wär ihm wägerer,
Er wär geboren nie!

136) Ausgabe von Wyß, S. 104 ff.

137) Ich habe mir hier eine Aenderung erlaubt, da der Originalvers:

„Wenn zwischen Haß und Gunst bei ihm ein Abtritt ist",

eben so häßlich als unverständlich ist.

138) Mörikofer nennt, nach einer Mittheilung eines Enkels von Haller, die Namen: Steiger, Sinner, Stettler, v. Dießbach. a. a. O. 29.

139) Es charakterisirt sehr den streng religiösen, der orthodoxen Kirchenlehre treu ergebenen Haller, daß in dieser Gallerie auch der sogenannte Freigeist figurirt, dem die folgenden nichts weniger als schmeichelhaften Zorn-Verse gewidmet sind:

Gewiß kein Härephil, der allgemeine Christ,
Der aller Glauben Glied und keines eigen ist;
Der Fürsprech aller Schuld, der Schutzgeist falscher Frommen,
Der, was den Staat verstört, zu schützen unternommen;
Der Bosheit Einfalt nennt und Irrthum Andacht heißt
Und dem erzürnten Recht das Schwert aus Händen reißt,
Der Kirch und Gottesdienst mit halben Reden schwärzet
Und niemals williger als über Priester scherzet.

140) Haller meint unter dem Schattenstaat jenes eigenthümliche Institut des sogenannten „äußern Standes", dem alle jungen noch nicht wahlfähigen Patrizier angehörten, das ganz nach dem Vorbilde der Staatseinrichtung organisirt war und in welchem die Regimentsverhandlungen ꝛc. nachgeahmt wurden.

141) Nach Mörikofers Zusammenfassung, der ich an dieser Stelle (a. a. O. 57) folge.

142) In der Vorrede zu „Fabius und Cato", Bern 1774. S. XIV f.

143) Beispiele bei Mörikofer. a. a. O. 47. 48. 51 ff.

144) Die erste Ausgabe dieses Buches erschien 1725. Da dieselbe aber nach eigener Aussage des Verfassers ohne dessen Willen und Wissen herauskam, veranstaltete derselbe eine zweite weit vollständigere Ausgabe, vermehrt durch zwei Abhandlungen „über das Reisen" und „über den Freigeist", welche 1728 in drei Bändchen erschienen unter dem Titel: Lettres sur les Anglais et les Français et sur d'autres sujets. Nouvelle Edition corrigée et augmentée par l'auteur même. Diese zweite Ausgabe liegt auch meinen Auszügen zu Grunde.

145) Auch die englische Literatur jener Zeit findet ausgedehnte Berücksichtigung, wobei besonders das englische Lustspiel der Restaurationsperiode, welches damals noch die Bühne beherrschte (Congreve ꝛc.), eine schneidende Kritik erfährt. Auch von Ben Johnson ist oft die Rede, Shakespeare wird aber mit keinem Worte erwähnt, ein deutliches Zeichen, wie sehr dieser größte Dichter aller Völker und Zeiten bei seinen eigenen Landsleuten in Vergessenheit gerathen war, bis bekanntlich Garrik ihn derselben wieder entriß.

146) Lettre sur les voyages. S. 67—112.

147) Helvetia. Denkwürdigkeiten für die zweiundzwanzig Freistaaten der schweizerischen Eidgenossenschaft. Aarau, 1828. IV, 264 Note.

148) Von Mörikofer weitläufig analysirt.

149) Christ. Mart. Wieland. Geschildert von J. H. Gruber. Leipzig 1815. I, 66 f.

150) Schweizerisches Museum. Herausgegeben von Professor H. H. Füßli. 1783—1796. Band I, 135.

151) Die Discourse der Mahleren. 4 Theile. Zürich. Drucks Joseph Lindinner, 1721—1723.

152) Oder, wie die Maler sich unterschrieben, Rubeen, Michael Angelo, Hannibal Carrache ꝛc.

153) Schweizerisches Museum. I, 112 f.

154) Mittheilung von J. K. Vögelin an Dr. Laurenz Zellweger vom 11. September 1760 in einem auf der Kantonsbibliothek in Trogen befindlichen Manuskriptenband: „Briefe an und von Dr. Laurenz Zellweger," Band IV.

155) Discurse. 2. Theil, XXII Discurs. S. 175.

156) a. a. O. 1. Theil. VIII Discurs.

157) a. a. O. 2. Theil. Discurs XXII. S. 175.

158) a. a. O. 3. Theil. Discurs XVII. S. 129 ff. und Schweizerisches Museum Band III. S. 700 f.

159) a. a. O. S. 73 ff.

160) Dieser Streit ist in allen größeren Geschichtswerken über deutsche Literatur und in neuester Zeit besonders weitläufig von Mörikofer behandelt worden.

161) Helvetische Bibliothek, bestehend in historischen, politischen und kritischen Beiträgen zu den Geschichten des Schweizerlandes. Sechs Stücke. Zürich 1735—1741.

162) Amtliche Sammlung der älteren eidgenössischen Abschiede. Bd. VII. Abtheilung I. Basel, 1860. S. 281 f.

163) a. a. O. 284 f.

164) a. a. O. S. 290.

165) a. a. O. S. 298.

166) Nach Haller (Bibliothek der Schweizergeschichte. VI, S. 1 f.) wurde diese Schrift von Dr. Scheuchzer verfaßt, doch unter Mitwirkung zweier Luzerner, der Rathsherren Anton Leodegar Keller und des Dr. Moriz Anton Kappeler.

167) Der vollständige Titel lautet: De Helvetiorum Juribus circa sacra, das ist: Kurzer historischer Entwurf der Freiheiten und der Gerichtsbarkeit der Eidsgenossen in sogenannten geistlichen Dingen. Zürich, bei Orell Geßner und Compagnie, 1768.

168) a. a. O. S. 43 ff.

169) a. a. O. S. 85 f.

Zweites Buch.

1) Ueber die grauenhaften Rechtszustände in den damaligen italischen Vogteien gibt mein Buch „Karl von Bonstetten" im Abschnitte: „Ein schweizerisches Unterthanenland", vielfache Aufschlüsse. Winterthur, Gustav Lücke. 1861.

2) Helvetisches Lexikon. Band II.

3) Bibliothek der Schweizergeschichte VI, 86.

4) So sandte Bodmer seinem Freunde Laurenz Zellweger 3 Exemplare auf einmal. Korrespondenz von Dr. Zellweger mit Bodmer (Bibliothek von Trogen). Da Balthasars Schrift in Basel anonym erschien, zugleich aber bekannt wurde, daß eine politische Flugschrift von ihm herauskam, hegten Fernerstehende einige Zeit die irrthümliche Ansicht, daß zwei solcher patriotischer Träume existirten, ein Mißverständniß, das sich jedoch bald aufklärte.

5) Patriotische Träume. S. 28 ff.

6) a. a. O. S. 11 f.

7) a. a. O. S. 12 ff.

8) a. a. O. S. 17 ff.

9) a. a. O. S. 37 ff.

10) In seinen: Gedanken über den patriotischen Traum ꝛc. 1758.

11) In seinem „rohen Entwurf einer eidgenössischen Tischgesellschaft", abgedruckt im dritten Hefte der Verhandlungen der helvetischen Gesellschaft (Verhandlungen von 1765).

12) Auch abgedruckt im Schweizerischen Museum Bd. IV, S. 895 ff.

13) Der Zellweger'schen Korrespondenz auf der Kantonalbibliothek in Trogen entnommen.

14) So schrieb Breitinger einst an Dr. Zellweger:

„.. Ich wünsche, daß in St. Gallen alles Wasser zu Tinte, alle Libet (Leinwand) zu Papier, alle Schwebelhölzli zu Federkiel und alle A...wisch zu Manuskripten werden; so wird es noch für etliche Tage Arbeit genug haben."

15) Zellwegers Korrespondenz auf der Kantonal-Bibliothek in Trogen.

16) Brief von Zellweger an Bodmer vom 13/14. September 1758. a. a. O.

17) Verhandlungen der helvetischen Gesellschaft von 1764. S. 83—132.

18) Brief an Bodmer vom 2. April 1719. Kantonalbibliothek in Trogen.

19) Da es nicht in meiner Aufgabe liegt, eine Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts zu geben, verweise ich in dieser Hinsicht wie für alle derartige Fälle auf das in stofflicher Hinsicht sehr reiche, mehrerwähnte Buch Mörikofers.

20) Kantonalbibliothek in Trogen. Manuskriptenband.

21) Referat von Salomon Hirzel über die Geschichte der ersten fünf Jahre der helvetischen Gesellschaft. Verhandlungen von 1784. S. 18 ff.

22) a. a. O. S. 27 ff.

23) a. a. O. S. 36 f.

24) Verhandlungen der helvetischen Gesellschaft, 1. Heft. 1763. S. 7.

25) Beide Beroldingen, Frei und Iselin, Geßner, Hirzel, Keller, Schinz, Zimmermann.

26) Verhandlungen der helvetischen Gesellschaft. 1. Heft, S. 14. — Auch der Bibliograph Haller bemerkt bei Anlaß der Besprechung von Balthasars Traum (VI, 86 f.): „Noch ist anzumerken, daß dieser Traum einigermaßen die Stiftung der helvetischen Gesellschaft in Schinznach erzeuget und bewürkt habe." Leu in seinem helvetischen Lexikon (XXI, 115) be-

zeichnet dagegen Balthasars Traum mit aller Entschiedenheit als die Ursache der Gründung der helvetischen Gesellschaft.

27) Verhandlungen. 1. Heft. S. 9 ff.

28) Verhandlungen von 1765. S. 7 f.

29) Verhandlungen von 1768. S. 16 ff.

30) Korrespondenz von Dr. Zellweger. Manuskriptenband auf der Kantonalbibliothek von Trogen.

31) Verhandlungen von 1768. S. 63 f.

32) a. a. O. S. 59 f.

33) Verhandlungen von 1763. S. 16 ff.

In einem Privatbriefe an Dr. Zellweger vom 22. Mai gibt Dr. Hirzel die folgenden Personalbeschreibungen: „Wir trafen aus verschiedenen Kantons zwanzig Mitglieder an. Aus **Bern**: Herr Professor Fellenberg, der erst neulich Herrn Landvogt Lerbers juridisches Katheder erhalten, einen großen Gelehrten und tiefdenkenden Weisen, von dem ich für Bern dereinst einen Cato erwarte. Der Eifer für Tugend und Weisheit nimmt jetzt schon in dem sechsundzwanzigsten Jahre seines Alters seine ganze Seele ein. Herr Bernhard Tscharner, der Verfasser der Eidgenössischen Geschichten, ein Mann von einer großen Gelehrtheit, die er sehr wohl verdaut hat, welches sich in seinen Unterredungen durch eine bewunderungswürdige Deutlichkeit und Gründlichkeit äußert; man bewundert ihn um so lieber, weil man nicht die geringste Begierde an ihm wahrnimmt, für gelehrt angesehen zu werden. Man sagt, daß er durch seine Handlungen die Größe seiner Seele noch mehr als durch seine Reden verrathe. Herr Tschiffeli, der sich einen großen Ruhm daraus macht, Ihr Freund zu sein und der von Ihrem Heldenmuth in dem traurigen Landhandel ein Augenzeuge gewesen. Seine Freimüthigkeit und eine feurige Dienstfertigkeit machen seinen Umgang so reizend, als ihn seine Einsichten in der Landwirthschaft und die Stiftung der ökonomischen Gesellschaft zu Bern vor der ganzen Welt verehrungswürdig macht. Er empfiehlt sich Ihnen auf das Nachdrücklichste. Herr von Wattenwyl, Schultheiß bei dem äußern Stand. Dieser hat einen solch' einnehmenden Umgang, daß er sich alle Menschen zu Freunden gemacht. Er hat uns eine Rede vorgelesen, die er in einer Versammlung des äußern Standes gehalten, welche sehr viel Einsicht in den wahren helvetischen Patriotismus zeigte. Herr von Graffenried von Burgistein: Diesem ist Tugend und Patriotismus so natürlich, daß er solche ausübt, ohne daß er sich daraus etwas zu machen scheint. Die Ehre des Vaterlandes und der Ruhm der Gesellschaft liegt ihm sehr am Herzen; für sich selbst scheint er für allen Ruhm ganz gleichgültig zu sein. Seine Landsleute haben große Thaten von ihm erzählt, auch besitzt er große Reichthümer. Diese stehen allen Kennern des

Guten und der Weisheit offen, wenn zu Beförderung ihrer Absichten Geld nöthig ist. Er hat eine liederliche Mutter, die ihn von Kindheit an gehaßt (denn sein Leib ist häßlich) und sich in das tiefste Elend gestürzt hat. Diese nahm er auf und versorgte sie nicht nur ihrer Herkunft gemäß, sondern erwies ihr kindliche Ehrfurcht. Er erzieht Kinder aus der ersten Ehe seiner Gemahlin mit einem solchen unparteiischen Eifer, daß die Anverwandten, die über seine Heirath mißvergnügt waren, nun solche gegen Gott als das größte Glück verdanken. Herrn Tavel, den die Uebrigen mitnahmen, kenne ich nicht. Herr Hofrath Schmidt, den Sie aus seinen Schriften kennen; ein Gegenfüßler der Enthusiasten, der bei der dießmaligen Versammlung ein Vergnügen blicken ließ, das sehr nahe an den Enthusiasmus gränzt. Herr Dr. Zimmermann, der Weltweise, der Arzt der Freunde, dem ich ähnlich zu sein wünschte.

Von **Luzern:** Herr Rathschreiber (Valentin) Meyer, den Sie aus seinen edlen Thaten kennen. Er hat uns die Geschichte des entdeckten Gewaltsstreiches auf eine Weise geschrieben vorgelesen, daß man im Zweifel steht, ob man ihn mehr als Geschichtschreiber oder als Held bewundern muß. Alles wimmelt von Charakteren, die mit großer Stärke geschildert sind und die kleinsten Umstände weiß er mit eingestreuten politischen Anmerkungen, aus welchen oft ein satyrischer Einfall wie ein Blitz herausfährt, lebhaft zu machen. Herr Balthasar (Felix), dessen Gesichtszüge in dem ersten Anblick Redlichkeit und ungeheuchelte Tugend entdecken, welche niemals weder durch Reden noch Handlungen widerlegt werden. Herr Pfyffer und Herr Keller, zwei redliche Eidsgenossen, welche die Tugenden des Bürgers zu ehren wissen und nachzuahmen suchen. Der Zeugher Schumacher, den Herr Meyer letzthin zur Strafe gezogen, war ein Schwager von Herrn Pfyffer und nächster Blutsfreund von Herrn Balthasar. Die Freundschaft des Letztern litt nicht den geringsten Anstoß und der Erste bekehrte sich gar bald.

Von **Uri** der Domherr Berolbingen aus Speyer, Ihr Freund und Bewunderer.

Von **Basel** Herr Professor Daniel Bernoulli. Er verbindet mit seiner weltbekannten Gelehrsamkeit den angenehmsten Umgang. Er bezeugte mit gerührter Seele, daß er hier zum erstenmal das Glück gefühlt, ein Eidsgenosse zu sein. Herr Rathschreiber Iselin. Bei diesem ersetzt die Redlichkeit des Herzens, was zuweilen an der Einsicht abgeht. Man siehet beides schon in seinen Schriften. Herr Hauptmann Frei, der Uebersetzer des Philosophischen Bauers, ein Offizier, den die Liebe für die Wissenschaften verehrungswürdig macht. Herr Professor Huber. Dieser soll ein großer

Astronom sein, er sprach sehr wenig und folgte beständig seinem Lehrer*), wie der Schatten dem Körper. Seine Gesichtszüge zeigen einen sehr gutmüthigen Mann.

Von **Solothurn** Herr Altrath Glutz, ein guter Patriot, ein feuriger Freund, aber ein eingeschränkter (?) Philosoph, der bei Weitem nicht an Meyer oder Balthasar reicht. Herr Abbé Hermann, ein wahrhaft aufrichtiger Mann, voll Empfindung für das Gute und Wahre, voll Eifer, die Sitten und Denkungsart seiner Landsleute zu verbessern, Schade, daß er nicht eine bessere Erziehung genossen.

Von **Schaffhausen** Herr Dr. Stocker, ein junger Arzt.

34) Manuskript auf der Kantonalbibliothek in Trogen.

35) Verhandlungen von 1763. S. 52.

36) a. a. O. S. 63 ff.

37) a. a. O. S. 31 ff.

38) Brief von Dr. H. an L. Z. vom 22. Mai 1763. Manuskript-Band auf der Kantonalbibliothek in Tropen.

39) Mit Johannes Zellweger, Neffe des Dr. L. Zellweger. Ueber die Thatsache siehe Verhandlungen von 1763. S. 26 f.

40) Brief vom 22. Mai. Manuskript auf der Kantonalbibliothek in Trogen.

41) Brief an Professor Sulzer in Berlin (Aesthetiker) vom 6. Juni 1768. Manuskript-Heft auf der Stadtbibliothek von Winterthur.

42) Verhandlungen von 1784. S. 71 f.

43) a. a. O. S. 69 f.

44) Die Anspielung auf die appenzellischen Ereignisse von 1732 sind so bitter und handgreiflich, daß ein Nachkomme jenes Geschlechtes, welches in jenem mehrjährigen Streite die Zellweger stürzte und an deren Stelle trat, Rathschreiber Wetter von Herisau, der ebenfalls Mitglied der helvetischen Gesellschaft wurde, sich tief verletzt fühlte, so daß Stadtschreiber Sulzer von Winterthur ihn in einem längeren Schreiben zu beruhigen suchte. Privatkorrespondenz von Stadtschreiber Sulzer. Manuskript-Heft auf der Stadtbibliothek von Winterthur.

45) Verhandlungen von 1764. S. 47 ff.

46) a. a. O. Manuskript auf der Stadtbibliothek von Winterthur.

47) Von der konstituirenden Versammlung von 1762 heimgekehrt schrieb Salomon Hirzel an Iselin: „Jedermann ist zufrieden mit unserer Zusammenkunft und es hat sich Alles zugedrängt, um Nachricht zu haben. Auch der alte Vater Bodmer kam und hatte innige Freude mit uns".

*) Bernoulli.

48) Brief vom 30. Dezember 1761. Manuskript-Band auf der Kantonalbibliothek in Trogen.

49) Verhandlungen von 1763. S. 24.

50) Verhandlungen von 1764. S. 66.

51) a. a. O. S. 87.

52) Brief vom 7. Januar 1765. Manuskript-Band auf der Kantonalbibliothek in Trogen.

53) a. a. O. Brief vom 16. Februar.

54) Verhandlungen vom 1784. S. 85 f.

55) Verhandlungen von 1765. S. 7 f.

56) Briefe von H. Zellweger an Dr. Hirzel. Manuskript-Band auf der Kantonalbibliothek in Trogen. Alle folgenden Briefe Zellweger's sind dieser werthvollen Sammlung entnommen.

57) Es war das gleiche Institut, welches später nach Marschlins und im letzten Dezennium des 18. Jahrhunderts nach Reichenau verpflanzt wurde und an welchem zur Zeit der Revolution Louis Philipp, der spätere König von Frankreich und Zschokke als Lehrer wirkten.

58) Referat Planta's vor der Versammlung von 1766. Verhandlungen. S. 27 ff.

59) Nur vier (Salis, Sprecher, Engel und Redolfi).

60) Vier Perini und ein Juvalta.

61) Manuskript-Band auf der Kantonalbibliothek in Trogen.

62) Planta's Bericht. a. a. O. S. 42.

63) a. a. O. S. 43 f.

64) a. a. O. S. 56 ff.

65) Verhandlungen von 1772. S. 31 f.

66) Verhandlungen von 1786. S. 13 ff.

67) a. a. O. S. 33.

68) Wir erinnern diesfalls an die im dritten Abschnitte dieses Buches mitgetheilten Stellen aus der dem ersten Zusammentritte vorausgehenden Korrespondenz zwischen Iselin und Salomon Hirzel, so wie an manche andere Stellen aus der Geschichte der ersten fünf Jahre.

69) Verhandlungen von 1792. S. 16 ff.

71) Verhandlungen von 1795. S. 18 ff.

72) Verhandlungen von 1768. S. 25 ff.

73) Verhandlungen von 1769. S. 25.

74) Verhandlungen von 1786. S. 17 ff.

75) Verhandlungen von 1775 und 1780.

76) Verhandlungen von 1766. S. 104.

Den aristokratischen Standpunkt Wattenwils kennzeichnet vorzüglich folgende Stelle (a. a. O. S. 97): „Den Geist der Freiheit, einer wahren

gesetzlichen Freiheit, nicht Träume von der angebornen Gleichheit der Menschen, von einem Vertrag, in welchem Gesellschaften, Gesetzen und Obrigkeiten nur den geringsten Theil ihrer Unabhängigkeit unterworfen. Nein! Wie das selbst beständige und ewige Wesen der Welten und der Natur eine Reihe von Ordnung und Unterwerfung vorgeschrieben und jedem Ding seine Stelle von Ewigkeit her bezeichnet, so hat er auch den Menschen von seiner Geburt an in Abhängigkeit anderer Menschen gesetzt". Bei der vorausgesetzten Identität von Patriziat und Obrigkeit wäre somit das aristokratische Regiment eine von Urbeginn her waltende, von Gott gesetzte Einrichtung, eine Fiction, welche sowohl die Geschichte als die Herkunft der weitaus meisten patrizischen Geschlechter arg Lügen straft.

77) Verhandlungen von 1768. S. 16 ff.

78) Verhandlungen von 1773. S. 64 ff.

79) a. a. O. S. 78 ff.

80) Verhandlungen von 1776. S. 14, 18 f.

81) Verhandlungen von 1777. S. 19 f., 28 f.

82) Verhandlungen von 1782. S. 22 ff.

83) Verhandlungen von 1794. S. 3—112. Meyer's eigene Worte lauten: „An Euch endlich wende ich mich noch, theure Freunde, Brüder und Eidsgenossen. Eure Liebe zum Vaterlande, Euer Eifer, das allgemeine Beste zu fördern, die Absicht, die Euch in diesen trauten Zirkel führt, sind mir Bürge dafür, daß Ihr beitragen werdet, die öffentliche Meinung gegen eine Gewohnheit zu stimmen, die unserem Vaterland schon so tiefe Wunden schlug." (a. a. O. S. 111.)

84) Verhandlungen von 1765. S. 101 f.

85) Leben und Briefwechsel von Albrecht Rengger. Herausgegeben von F. Wydler. Zürich 1847. I, S. 37 ff.

86) a. a. O. S. 222 ff. Brief vom 29 Juni.

87) Brief vom 9. Juli. a. a. O. S. 223 ff.

88) Brief vom 14. Juli. a. a. O. S. 225 ff.

89) Die Angehörigen der Escher's Vater angehörenden Gerichtsherrschaft Kefikon. Man sieht wie Escher's Liberalismus viel aufrichtiger und uneigennütziger sich zeigte als derjenige, den andere liberale Patrizier dieser Periode beurkundeten.

90) Brief vom 2. August 1791. a. a. O. S. 227 f.

91) Worte Wydler's in der obenangeführten Schrift. I, S. 239, Note.

92) a. a. O. S. 239.

93) Verhandlungen von 1793. Die Abhandlung Rengger's wurde als selbständiges Heft mit eigener Paginatur beigegeben. S. 31 ff.

(Auch abgedruckt in der von Kortüm herausgegebenen Sammlung kleiner Schriften Rengger's. Bern 1838. S. 115—136.)

94) In der 1796 geschriebenen Abhandlung: „Ueber die Ursachen und Wirkungen der französischen Revolution", abgedruckt in Rengger's kleinen Schriften. S. 1 ff.

95) a. a. O. S. 7.

96) Rede über politische Verketzerungssucht. S. 8.

97) In Rengger's Abhandlung über die Ursachen und Wirkungen der französischen Revolution. S. 8 f.

98) Rede. S. 24 f.

99) Kleine Schriften. S. 10 f.

100) Rede. S. 26 f.

101) a. a. O. S. 44 ff.

102) Zschokke in seiner Präsidialrede von 1829. S. 21 f.

103) Siehe oben S. 263 f.

104) Balthasar's Traum. S. 20 ff.

105) Verhandlungen von 1785. S. 50 f.

106) a. a. O. S. 39 ff.

107) Verhandlungen und Geschichte der Helvetisch-Militärischen Gesellschaft. Basel 1788.

108) Biographie Escher's von der Linth von J. J. Hottinger. S. 84.

109) Thellung. Versuch über die ehemalige und gegenwärtige Milizverfassung der schweizerischen Eidgenossenschaft. St. Gallen 1826. S. 380 f.

110) Verhandlungen von 1792. S. 22 f.

111) Verhandlungen von 1793. S. 41 f.

112) a. a. O. S. 5.

113) Näheres hierüber gibt besonders Hottinger in seiner Biographie Escher's von der Linth.

114) Burkhardt. Geschichte der Baslerischen Gesellschaft zu Beförderung des Guten und Gemeinnützigen. Basel 1827. Siehe besonders S. 10.

115) Verhandlungen von 1821. S. 21.

116) Verhandlungen von 1776. S. 16.

117) Verhandlungen von 1821. S. 15 ff.

118) J. B. Häfliger. Schweizerische Volkslieder nach der Luzernischen Mundart. Luzern 1813.

119) Hat doch ein fleißiger schweizerischer Literarhistoriker diese ganz unästhetische, rein auf die ethisch-praktische Wirkung abzielende Tendenz schweizerischer Poesie mit so großem Wohlgefallen acceptirt, daß er über den Roman folgendes Todesurtheil fällt: „Der Sinn der Schweizer ist so entschieden auf das Wahre und Wirkliche, auf das Bestandfähige und Ersprießliche gerichtet, daß kein solider Schweizer wagen dürfte, sich berufs-

mäßig mit phantastischen und erträumten literarischen Schöpfungen abzugeben". (Mörikofer a. a. O. S. 14.) Hoffentlich werden ächte Dichter diese total verkehrte Auffassung poetischer Thätigkeit vollständig Lügen strafen, was zum Theile auch schon geschehen ist.

120) Schweizerlieder. Dritte Ausgabe. 1768. Schlußgedicht: „Lied des Schweizerliederdichters". S. 415 ff.

121) Verhandlungen von 1766. S. 85 ff.

122) a. a. O. S. 87 ff.

123) Gedruckt in Bern bei Beat Ludwig Walthard. 1767.

124) Wie sehr Lavater als Vorbilder die „Kriegslieder des preußischen Grenadiers" vorschwebten, zeigt deutlich der folgende Spruch, welcher in allen Ausgaben dem Inhaltsverzeichnisse des ersten Buches vorausgesetzt ist:

Wenn, Leser, dir mein Reim gefällt,
Dank's dem Tyrtäus Gleim!
Der sang von Helden wie ein Held
Und dessen ist mein Reim.

125) Schweizerlieder. Dritte Ausgabe von 1768. S. VI. f.

126) Das in den späteren Ausgaben den Liedern vorangesetzt wurde.

127) Verhandlungen von 1767. S. 7.

128) Verhandlungen von 1767. S. 13 ff.

129) Das Heft erschien ebenfalls in Bern bei Walthard, dem Verleger der Schweizerlieder.

130) Verhandlungen von 1766. S. 77 f.

131) Beschreibung des Habspurgerbades. Erster Abschnitt. 1787. S. 4 f.

132) Küttner, Briefe eines Sachsen aus der Schweiz an seinen Freund in Leipzig. Leipzig 1785—86. 3 Bände. I, S. 84 f.

133) Unter diesen ausländischen Freunden der helvetischen Gesellschaft, welche ihre Versammlungen besuchten, erwähnen wir in chronologischer Reihenfolge: Herzog Ludwig Eugen von Würtemberg (der erste Fremde, der Schinznach besuchte und als ordentliches Mitglied aufgenommen wurde), ein Erbprinz von Darmstadt, der Anempfindler Leuchsenring, ein Passavant von Frankfurt, Küttner, Pfeffel (später Mitglied), Schlettwein, Hofrath Schlosser (Göthe's Schwager, später Mitglied), der Dichter Lenz, die Engländer Lord Clive und Kinlock, Ramond (Verfasser von trefflichen Zusätzen zu Coxe's Schweizerreisewerk) zwei Grafen von Stadion, Lerse (Göthe's Jugendfreund aus seiner Straßburgerzeit, später Mitglied), ein Lizentiat Stöber von Straßburg, mehrere Russen aus Archangel, Livland ꝛc., zwei Bentink, Professor Chasot v. Florencourt, der Erbprinz von Isenburg, Schlabrendorf, v. Meyern, Beulwitz, Professor Tralles von

Hamburg, Fichte, zwei Söhne Herders, Huber (Freund G. Forster's) ein Fugger, Baron Stackelberg, ein Andlau ꝛc. ꝛc.

134) Salomon Landolt, ein Charakterbild nach dem Leben ausgemalt. Zürich 1820. S. 214 f. Der ursprüngliche, viel derber gehaltene Spruch Landolt's lautet:

„Der Teufel hat ja wohl mit Landolt nichts zu schaffen,
Er amüsirt sich nur mit denen Donners-Pfaffen!"

135) Schweizerbriefe an Cäcilie, geschrieben im Sommer 1794. 2 Bände. I, S. 224.

136) Küttner. a a. O. S. 84. Bouterweck. I, S. 223 ff.

137) Küttner. a. a. O. I, S. 100 f.

138) Küttner. I, S. 82.

139) a. a. O. I, S. 95.

140) Verhandlungen von 1780 ff. Mitgliederverzeichniß.

141) Verhandlungen von 1827. S. 57 ff.

142) a. a. O. S. 59 f.

143) Bouterweck. I, S. 271.

144) Verhandlungen von 1764. S. 8.

145) Bouterweck. I, S. 238. Schweizer. Museum. VII, S. 842. Verhandlungen von 1819. S. 17.

146) Küttner. I, S. 87.

147) Schweizer. Museum. IV, S. 1052. X, 488. Bouterweck. a. a. O. S. 228 f.

148) Schweizer. Museum. V, S. 95.

149) Schweizer. Museum. IV, 1052.

150) Verhandlungen von 1767. S. 16.

151) Schweizer. Museum. VIII, S. 955.

152) Schweizer. Museum. VIII, S. 958.

153) Schweizer. Museum. 1795. S. 314.

154) Fäsi. Bibliothek der schweizerischen Staatskunde ꝛc. Zürich 1796. II, S. 488 und a. a. O.

155) Küttner. I, S. 88 ff.

156) Küttner. I, S. 95 f.

157) a. a. O. S. 203 f.

158) Bouterweck. I, S. 259 f.

159) Verhandlungen von 1793. S. 6.

160) Verhandlungen von 1794. Siehe a. Bouterweck. I, S. 260.

161) Verhandlungen von 1827. S. 50 f.

162) Brief vom 26. Mai 1765. Verhandlungen von 1827. S. 89 f.

163) Brief vom 17. Juni 1766. Verhandlungen von 1827. S. 60 f.

164) Es ergibt sich dies aus dem Briefwechsel zwischen den Freunden, besonders aus dem zwischen Dr. Zellweger und Dr. Hirzel.

165) Aus diesem Grunde sind denn auch vollständige Exemplare der Verhandlungen des 18. Jahrhunderts eine ziemliche Seltenheit geworden.

166) Wo die Hefte bis 1789 gedruckt wurden.

167) Verhandlungen von 1763. S. 40 f.

168) Im dritten Abschnitte dieses Buches.

169) Brief vom 3. Oktober 1763. Korrespondenz-Band auf der Stadtbibliothek Winterthur.

170) Verhandlungen von 1764. S. 48, 49, 50 f., 59 ff., angeführt im dritten Abschnitte dieses Buches.

171) Verhandlungen von 1827. S. 64 f.

172) Brief vom 19. Dezember 1762. Manuskript-Band der Kantonalbibliothek in Trogen.

173) Brief vom 2. November 1766. Verhandlungen von 1827. S. 51 ff.

174) Das heißt Balthasar's Schrift wurde in den Verhandlungen der helvetischen Gesellschaft neu abgedruckt.

175) Verwechslung Bodmer's mit Balthasar.

176) So schrieb Gottlieb Emmanuel v. Haller, Herausgeber der mehrerwähnten „Bibliothek der Schweizergeschichte", schon am 21. September 1766 an einen Freund:

„Die Schinznachergesellschaft, welche doch ein so vortreffliches Institut ist, wurde gestern (20. Sept.) als eine höchst bedenkliche und dem Staat gefährliche Gesellschaft den Bernern verboten und fast wäre es der ökonomischen Gesellschaft eben so ergangen. Ich hoffe aber, es werde die eine oder andere dieser Verfügungen vor den großen Rath gelangen und der weitaussehende Schritt in gesetzmäßigeres Model gegossen werden."

Der Gleiche schrieb wenige Tage darauf (am 28. Sept. 1766):

„Das Verbot der Schinznachergesellschaft ist weit feiner, als ich mir eingebildet hatte. Man hat diese Gesellschaft nicht so platterdings verboten, sondern ließ nur den Mitgliedern sagen, daß man zwar von dieser Gesellschaft nichts Böses vermuthe, hingegen befürchte, es könnten andere Gesellschaften entstehen, die weit gefährlicher wären und die man nicht stören dürfte, wenn die Schinznachergesellschaft aufrecht bliebe; man bitte sie daher, sich dieser Gesellschaft zu enthalten und dadurch nach und nach den Verfall derselben zu befördern. Sie sehen, mein Freund, wie fein dieses eingefädelt ist. Auf solche Weise können sich die hiesigen Glieder der Gesellschaft nicht wehren, noch die Sache vor den hohen Rath ziehen, was sonst gewiß geschehen wäre. Unsere HH. bitten, um ihren Zweck gewisser zu erlangen."

Noch gelindere Auffassung zeigt sich bei Sinner in einem Briefe vom 2. November 1766. Er sagt:

„Die Besorgnisse unserer Regierung wegen der Helvetischen Gesellschaft entstanden nicht so fast von der Versammlung zu Schinznach selbst, welche ja löblich, unschuldig und ohne einigen Verdacht ist, als vielmehr von derjenigen einiger Glieder derselben. Hier muß ich Ihnen hauptsächlich noch anmerken, daß die Art, wie die Gesinnung der Regierung uns eröffnet wurde, wohl nichts, das einem Befehl ähnlich sähe, enthält, nicht das geringste Mißtrauen auf uns oder auf die Gesellschaft selbst, sondern bloß eine väterliche Bekümmerniß über die Folgen. Und glauben Sie denn, wir haben uns dieser Mahnung sogleich unterzogen, der Gesellschaft zu Schinznach und ihren Versammlungen abgesagt? Oder glauben Sie, dieses Verbot habe eine Aehnlichkeit mit dem, welches im Jahre 1745 gegen die Freimaurer erging? Da würden Sie sich sehr irren."

Alle diese Briefauszüge sind den Verhandlungen der helvetischen Gesellschaft von 1827 entnommen.

177) Brief Sinner's vom 12. März 1767; abgedruckt in den Verhandlungen von 1827. S. 67 f.

178) Eine Blumenlese davon bringen die Verhandlungen von 1827. S. 72 ff.

179) Brief Iselin's vom 28. November 1766. Verhandlungen von 1827. S. 68.

180) Brief Hirzel's vom 28. Februar 1767. a. a. O. S. 69.

181) Brief vom 2. Mai 1767. a. a. O. S. 70.

182) Brief vom 9. Mai 1767. a. a. O. S. 53 f.

183) Verhandlungen von 1767. S. 72.

184) Unter ihnen waren Füßli, Dr. Hirzel, Iselin, Ulysses von Salis, Schinz, Tscharner, v. Wattenwyl und Dr. Zimmermann.

185) Bridel. Etrennes helvetiques et patriotiques pour l'an de grace 1767. Lausanne. Abhandlung: Société helvetique. XXXV. seance. Aarau 19 et 20 Mai 1795 (ohne Seitenzahl).

186) Bridel. a. a. O.

187) Verhandlungen von 1797. S. 39.

Drittes Buch.

1) Im großen Rathe: Zimmermann, Suter, Aerni, Haas, Huber, Geyser, Kuhn, Augspurger, Hartmann, Stockar, Trösch, Cartier, Escher, von Flüh; im Senate: Meyer, Baucher, Zäslin, Lüthi, Münger, Krauer, Schwaller, Usteri. (Schweizerischer Republikaner, herausgegeben von Escher und Usteri, Zürich und Luzern, im ersten Jahre der helvetischen Republik. I, 3 ff.)

2) Verhandlungen von 1807. S. 3 ff.

3) a. a. O. S. 8 ff.

4) Vorschläge, den erschlafften Gemeinsinn und die Vaterlandsliebe in der Schweiz wieder zu beleben. Aarau, 1812. S. 10 ff.

5) Verhandlungen von 1811. S. 26 ff.

6) Verhandlungen von 1808. S. 62 ff.

7) Verhandlungen von 1810. S. 21.

8) Abhandlung von Schinz. S. 14.

9) Verhandlungen von 1811. S. 22 ff.

10) Seite 305.

11) Verhandlungen von 1813. S. 48 ff.

12) Verhandlungen von 1819. S. 5 ff.

13) Die Zahl der eigentlichen Mitglieder, welche diese Versammlung besuchten, betrug nur 14; dagegen nahmen 23 Gäste an der Zusammenkunft Theil, unter ihnen Ernst Münch, Pfarrer Schuler, der Dichter Tanner, Dr. Fehr von Aarau, die Fürsprecher Amiet und Reinert von Solothurn u. A. m.

14) Verhandlungen von 1820. S. 31 f.

15) Verhandlungen von 1822. S. 125.

16) Verhandlungen von 1824. S. 37 ff.

17) Siehe hierüber auch Tillier, Geschichte der Eidgenossenschaft während der sogenannten Restaurationsperiode, II, 364 f. Die Anspielung auf die landesgefährliche Presse war besonders auf die Appenzellerzeitung gemünzt, welche mit rücksichtslosem Freimuthe die bestehenden politischen Zustände beleuchtete und unter ihren Korrespondenten manche Mitglieder der helvetischen Gesellschaft zählte.

18) Briefwechsel zwischen Bonstetten und Zschokke aus dem Jahre 1829; abgedruckt in Zschokke's Prometheus, Band II. S. 223 f.

19) Verhandlungen von 1829, S. 28 ff.

20) Verhandlungen von 1830. S. 25—82.

21) Prometheus, herausgegeben von Zschokke. II. 265.

22) Worte Konrad Ott's in seinem Nekrologe Usteri's. Neue Verhandlungen der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft. 8. Theil, 2. Abtheilung. S. 88. Trogen 1836.

23) Prometheus, II, 268. Brief vom 10. August 1830.

24) Das Volk und der Souverain.

25) Verhandlungen von 1834. S. 69—143.

26) Dieser Mann rednerte denn auch bei allen Zusammenkünften der Gesellschaft, selbst noch in der letzten Versammlung von 1858.

27) Verhandlungen von 1822. S. 102 f.

DQ 70 .M8 C.1
Die helvetische Gesellschaft.
Stanford University Libraries
3 6105 040 185 220

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305